Die Waffen nieder!

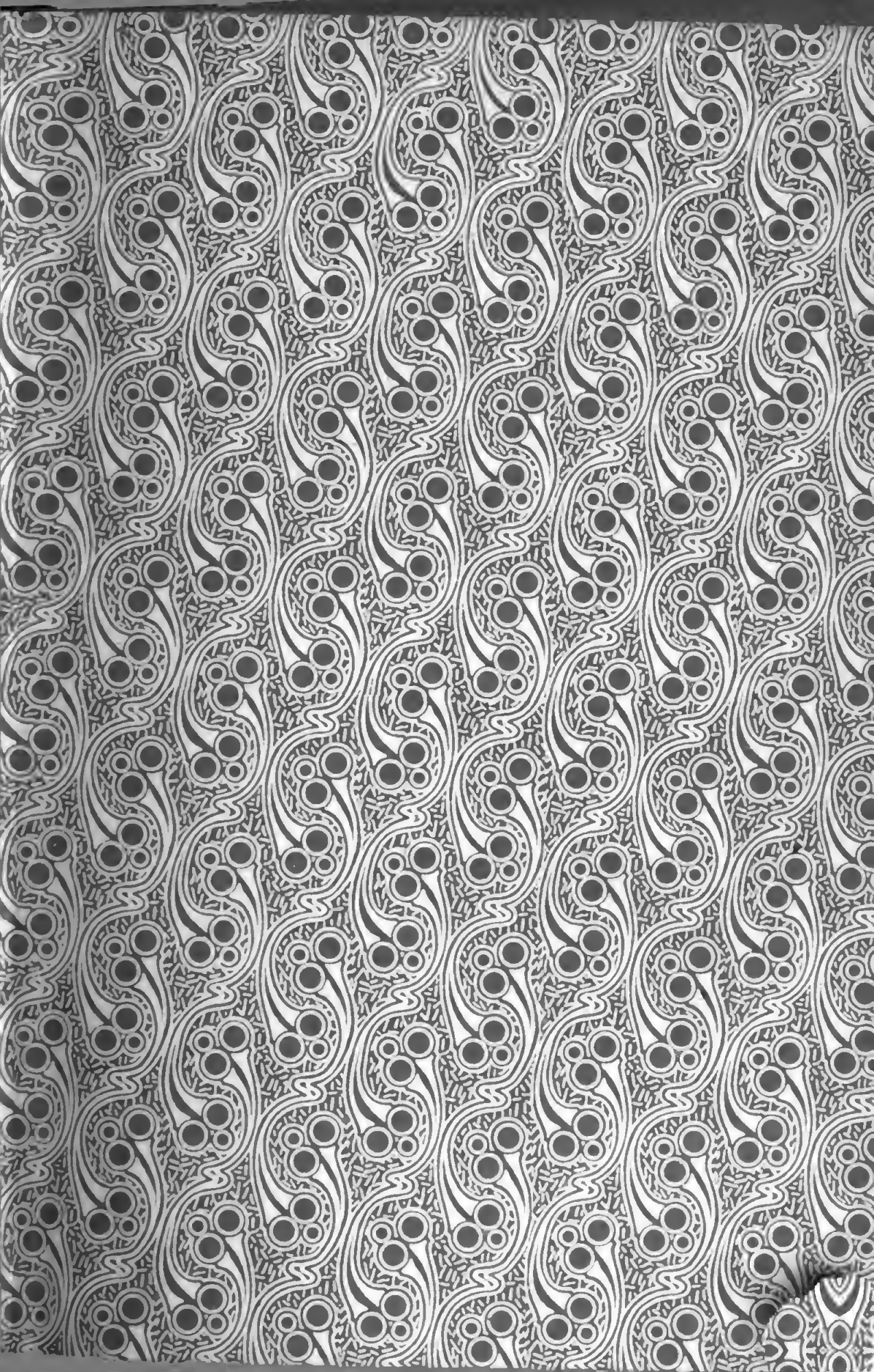
Von

Bertha von Suttner.

Library

of the

University of Wisconsin



Die Waffen nieder!

E. Pierson's Verlag in Dresden.

Bertha von Suttner!

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte.

32. Auflage. Reich illustriert. Zwei Bände.

Mk. 6.—, geb. Mk. 8.—.

P. K. Rosegger schreibt im „Heimgarten" Nov. 1891 über diesen bedeutendsten Roman der Gegenwart:

Als in diesem Jahre die schönen, stillen Herbsttage waren, saß ich in einem Walde bei Krieglach und las ein Buch: „Die Waffen nieder" von Bertha von Suttner. Ich las zwei Tage daran und diese zwei Tage sind ein Ereignis in meinem Leben. Als die Lektüre zu Ende war, hatte ich den einen lebhaften Wunsch, dieses Buch möchte in alle Kultursprachen übersetzt, in alle Büchereien aufgenommen, in alle Schulen eingeführt werden. Es gibt Gesellschaften zur Verbreitung der Bibel; möge sich auch eine Gesellschaft bilden zur Verbreitung dieses merkwürdigen Buches, welches ich geneigt bin, ein epochemachendes Werk zu nennen.

Martha's Kinder.

Eine Fortsetzung zu „Die Waffen nieder!", Roman. 8. Auflage.

Mk. 5.—, geb. Mk. 6.—.

„Die Zeit"-Berlin: Man mag einer Bertha von Suttner in anderen Punkten zustimmend oder ablehnend gegenüberstehen, die Kunst der Lebensschilderungen versteht sie ausgezeichnet. Alle ihre Romane atmen das Leben der Wirklichkeit. Bertha von Suttner hat auch eine sonnige, versöhnende Lebensanschauung, aber sie ist weit entfernt von dem waschlappigen Optimismus, der den beliebten Schriftstellerinnen (sagen wir besser: Schreiberinnen) für die weibliche Jugend anhaftet. Auch in ihrem neuesten Roman „Martha's Kinder" schwingt sie aus innerem Bedürfnis die Geißel über die in konventionellen Lügen und äußerlichsten Lebensauffassungen dahinlebenden österreichischen Adelsfamilien. Sie versicht von neuem mit Treue die Forderungen nach einer menschenwürdigen, geistigen Ausbildung der heranwachsenden höheren Tochter, sie deckt die Engherzigkeit und Feigheit konventioneller Moralbegriffe auf und vertritt mit jugendlichem Feuer die Idee der Freiheit für jede sich entwickelnde Persönlichkeit. Sie streitet mit Eifer natürlich auch für den allgemeinen Frieden. Ganz abgesehen von dieser politischen Seite bietet auch ihr neuester Roman, rein menschlich gesehen, unendlich viel Anregendes und Erhebendes. Unter allen den zeitgenössischen Schriftstellerinnen bleibt sie die Frau mit dem tiefsten Wissen. Ihr „Inventarium einer Seele" mit seiner Fülle von Gemütstiefe und Lebensklugheit ist noch von keiner Frau überholt oder auch nur annähernd erreicht worden. Auch wer den politischen Bestrebungen der Bertha von Suttner feindlich gegenübersteht, sollte doch nicht die moralisch fördernde Kraft ihres schriftstellerischen Talentes verkennen und ihrer hellenisch-heiteren Lebensauffassung wie ihrem Humor- und geistvollen Stil Gerechtigkeit widerfahren lassen. Der hohen Aufgabe, das Leben zu schildern wie es ist und dadurch die Menschen teils zu warnen, teils zu erheben und in jedem Falle zu bessern, dieser Aufgabe des echten Dichters hat Bertha von Suttner von jeher treu und ehrlich gedient."

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte

von

Bertha von Suttner.

Zweiter Band.

Dreiunddreißigste Auflage.

Illustriert von Ant. C. Baworowski.

Dresden
E. Pierson's Verlag
(R. Lincke, k. u. k. Hofbuchhändler)
1904.

Alle Rechte vorbehalten.
Unbefugter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

Druck von E. Pierson's Verlag, R. Lincke in Dresden.

79523
JUN 17 1904

Inhalt des zweiten Bandes.

Seite

Viertes Buch: 1866 1
Fünftes Buch: Friedenszeit 175
Sechstes Buch: 1870/71 225
Epilog. 1889 297

Viertes Buch.

1866.

Und ſo war es denn wieder da — dieſes größte alles denkbaren Unglücks — und wurde von der Bevölkerung mit dem gewohnten Jubel begrüßt. Die Regimenter marſchierten aus (wie würden ſie wiederkehren?) und Sieges- und Segenswünſche und ſchreiende Gaſſenjungen gaben ihnen das Geleite.

Friedrich war ſchon vor einiger Zeit nach Böhmen beordert worden — noch ehe der Krieg erklärt war, und gerade als die Dinge ſo ſtanden, daß ich zuverſichtlich hoffen konnte, der unſelige, ſo geringfügige Herzogtümerſtreit werde ſich gütlich beilegen. Diesmal alſo war mir das herzzerreißende Abſchiednehmen erſpart geblieben, welches dem direkten „In den Krieg ziehen“ des Geliebten vorangeht. Als mir mein Vater triumphierend die Nachricht brachte: „Jetzt geht's los“, war ich ſchon ſeit vierzehn Tagen allein. Und ſeit letzter Zeit war ich auf dieſe Nachricht ſchon gefaßt geweſen — wie ein Verbrecher in ſeiner Zelle auf Verleſung des Todesurteils gefaßt iſt.

Ich beugte den Kopf und ſagte nichts.

„Sei guten Mut's, Kind. Der Krieg wird nicht lang dauern — über heut' und morgen ſind wir in Berlin . . . Und ſo wie er aus Schleswig-Holſtein

zurückgekommen, ſo wird Dein Mann auch aus dieſem Feldzug heimkehren, aber mit viel grünerem Lorbeer bedeckt. Unangenehm mag es ihm zwar ſein, da er ſelbſt preußiſchen Urſprungs iſt, gegen Preußen zu ziehen — aber ſeit er in öſterreichiſchen Dienſten ſteht, iſt er ja doch mit Leib und Seel' einer von den unſern . . . Dieſe Preußen! Aus dem Bund wollen ſie uns hinauswerfen, die arroganten Windbeutel — das werden ſie ſchön bereuen, wenn Schleſien wieder unſer iſt, und wenn die Habsburger —"

Ich ſtreckte die Hände aus:

„Vater — eine Bitte: laß mich jetzt allein."

Er mochte glauben, daß ich das Bedürfnis fühlte, mich auszuweinen, und da er ein Feind aller Rührſcenen war, ſo willfahrte er bereitwilligſt meinem Wunſch und ging.

Ich aber weinte nicht. Es war mir, als wäre ein betäubender Schlag auf meinen Kopf gefallen. Schwer atmend, ſtarr blickend ſaß ich eine Zeit regungslos da. Dann ging ich zu meinem Schreibtiſch, ſchlug die roten Hefte auf und trug ein:

„Das Todesurteil iſt geſprochen. Hunderttauſend Menſchen ſollen hingerichtet werden. Ob Friedrich auch dabei iſt? . . . Folglich auch ich . . . Wer bin ich, um nicht auch zu grunde zu gehen, wie die anderen Hunderttauſend? — ich wollt' ich wär ſchon tot."

Von Friedrich erhielt ich am ſelben Tag einige flüchtig geſchriebene Zeilen:

„Mein Weib! Sei mutig — hoch das Herz! Wir waren glücklich, das kann uns niemand nehmen,

ſelbſt wenn heute, wie für ſo viele andere, auch für uns das Dekret gefallen wäre: Es iſt vorbei. (Derſelbe Gedanke, wie ich in meinen roten Heften: die vielen anderen Verurteilten.) Heute geht's dem „Feind" entgegen. Vielleicht erkenne ich drüben ein paar Kampfgenoſſen von Düppel und Alſen — vielleicht meinen kleinen Vetter Gottfried . . . Wir marſchieren nach Liebenau mit der Avantgarde des Grafen Clam-Gallas. Von nun an gibt's zum Schreiben keine Zeit mehr. Erwarte Dir keine Briefe. Höchſtens, wenn ſich die Gelegenheit bietet, eine Zeile, zum Zeichen, daß ich lebe. Vorher möchte ich noch ein einziges Wort finden, das meine ganze Liebe in ſich faßte, um es Dir — falls es das letzte wäre — hier niederzuſchreiben. Ich finde nur dieſes: „Martha!" Du weißt, was mir das bedeutet."

Konrad Althaus mußte auch ausrücken. Er war voll Feuer und Kampfesluſt und von genügendem Preußenhaß beſeelt, um gern hinauszuziehen: dennoch fiel ihm der Abſchied ſchwer. Die Heiratsbewilligung war erſt zwei Tage vor dem Marſchbefehl eingetroffen. „O, Lilli, Lilli", ſprach er ſchmerzlich, als er ſeiner Braut Lebewohl ſagte, „warum haſt Du ſo lang gezögert, mich zu nehmen? Wer weiß nun, ob ich wiederkomme!"

Meine arme Schweſter war ſelbſt von Reue erfüllt. Jetzt erſt erwachte leidenſchaftliche Liebe für den Langverſchmähten. Als er fort war, ſank ſie weinend in meine Arme.

„O warum habe ich nicht längſt „ja“ geſagt! Jetzt wäre ich ſein Weib“ . .

„Da wäre Dir der Abſchied nur deſto ſchmerzlicher geworden, meine arme Lilli.“

Sie ſchüttelte den Kopf. Ich verſtand wohl, was in ihrem Innern vorging — vielleicht klarer, als ſie es ſelber verſtand: ſich trennen müſſen bei noch ungeſtilltem — vielleicht ewig ungeſtillt bleiben ſollendem Liebesſehnen; — den Becher von den Lippen weggeriſſen und möglicherweiſe zerſchellt ſehen, ehe man noch einen einzigen Trunk gethan — das mag wohl doppelt quälend ſein.

Mein Vater, die Schweſtern und Tante Marie überſiedelten jetzt nach Grumitz. Ich ließ mich leicht bereden, ſamt meinem Söhnchen mitzukommen. So lange Friedrich fort war, ſchien mir der eigene Herd erſtorben — ich hätte es da nicht ausgehalten. Es iſt ſonderbar: ich fühlte mich ſo verwitwet, als wäre die Nachricht von dem ausgebrochenen Kriege zugleich die Nachricht von Friedrichs Tod geweſen. Manchmal, mitten in meine dumpfe Trauer, fiel ein lichter Gedanke: „Er lebt und kann ja wiederkommen“ — daneben aber ſtieg wieder die ſchreckliche Idee auf: er krümmt und windet ſich in unerträglichen Schmerzen ... er verſchmachtet in einem Graben — ſchwere Wagen fahren über ſeine zerſchoſſenen Glieder weg — Mücken und Ameiſen wimmeln auf ſeinen offenen Wunden; — die Leute, welche das Schlachtfeld räumen, halten den erſtarrt Daliegenden für tot und ſcharren ihn lebendig

mit anderen Toten in die ſeichte Grube — hier komm er zu ſich und — — —

Mit einem lauten Schrei fuhr ich aus ſolchen Vorſtellungen empor:

„Was haſt Du nun wieder, Martha?“ ſchalt mein Vater. „Du wirſt noch verrückt werden, wenn Du ſo brüteſt und aufſchreiſt. Beſchwörſt Du Dir wieder ſo dumme Bilder vor die Einbildung? Das iſt ſündhaft.“ . . .

Ich hatte nämlich öfters dieſe meine Ideen laut werden laſſen, was meinen Vater höchlichſt entrüſtete.

„Sündhaft“, fuhr er fort, „und unanſtändig und unſinnig. Solche Fälle, wie ſie Deine überſpannte Phantaſie ausmalt, die kommen mitunter — unter tauſend Fällen einmal — bei der Mannſchaft — vor, aber einen Stabsoffizier, wie Deinen Mann, laſſen die Anderen nicht liegen. Überhaupt, an ſolche Grauendinge ſoll man nicht denken. Es liegt eine Art Frevel, eine Entheiligung des Krieges darin, wenn man ſtatt der Größe des Ganzen die elenden Einzelheiten ins Auge faßt . . . an die denkt man nicht.“

„Ja, ja, nicht daran denken“, antwortete ich, „das iſt von jeher Menſchenbrauch allem Menſchenelend gegenüber . . . „Nicht denken“: darauf iſt ohnehin alle Barbarei geſtützt.“

Unſer Hausarzt, Doktor Breſſer, war diesmal nicht in Grumitz; er hatte ſich freiwillig dem Sanitätskorps zur Verfügung geſtellt und war nach dem Kriegsſchauplatz abgegangen. Auch mir war der Gedanke gekommen: ſollte ich nicht als Krankenpflegerin mit-

ziehen? . . . Ja, wenn ich gewußt hätte, daß ich in die Nähe Friedrichs käme, daß ich bei der Hand wäre, falls er verwundet würde, da hätte ich nicht gezögert; aber für Andere? Nein, da gebrach es mir an Kraft, da fehlte der Opfermut. Sterben ſehen, röcheln hören — hundert Hilfeflehenden helfen wollen und nicht helfen können, — den Schmerz, den Ekel, den Jammer auf mich laden, ohne dabei Friedrich beizuſtehen — im Gegenteil, dadurch die Chancen, daß wir uns wiederfinden, vermindern, denn die Pflegenden begeben ſich auch in vielfache Todesgefahr . . . nein, ich that es nicht. Zudem belehrte mich mein Vater, daß eine Privatperſon, wie ich, zur Krankenpflege in den Feldhoſpitälern gar nicht zugelaſſen würde — daß dieſes Amt nur von Sanitätsſoldaten oder höchſtens von barmherzigen Schweſtern ausgeübt werden dürfe.

„Charpie zupfen", ſagte er, „und Verbandzeug für die patriotiſchen Hilfsvereine herrichten, das iſt das einzige, was ihr für die Verwundeten leiſten könnt, und das ſollen denn meine Töchter auch fleißig thun — dazu geb' ich meinen Segen."

Und dieſe Beſchäftigung war es nun auch, welcher meine Schweſtern und ich viele Stunden des Tages widmeten. Roſa und Lilli verrichteten ihre Arbeit mit ſanft gerührten und dabei faſt freudigen Mienen. Wenn die feinen Fädchen ſich unter unſeren Fingern zu weichen Maſſen häuften, wenn wir die Leinwandſtreifen ſchön ordentlich übereinander gefaltet, ſo brachte dies den beiden Mädchen etwas von den Empfindungen des barmherzigen Pflegeamtes: es war ihnen, als linderten

ſie brennende Schmerzen und verhüteten ſie das Verbluten der Wunden; als hörten ſie die erleichterten Seufzer und ſähen die dankbaren Blicke der Gewarteten. Es war beinah ein freundliches Bild, welches ihnen da von dem Zuſtand des „Verwundetſeins“ vorſchwebte. Die beneidenswerten Soldaten, welche, den Gefahren des tobenden Kampfes entronnen, jetzt auf weichen, reinen Betten hingeſtreckt, da gepflegt und gehätſchelt werden, bis zu ihrer Heilung, größtenteils in halb bewußtloſen, köſtlich-müden Halbſchlummer gelullt, zeitweiſe wieder zu dem angenehmen Bewußtſein erwachend, daß ihr Leben gerettet, daß ſie zu den Ihren heimkehren und noch in fernen Zeiten erzählen können, wie ſie in der Schlacht von X ehrenvoll bleſſiert worden ſeien.

In dieſer naiven Auffaſſung beſtärkte ſie denn auch unſer Vater:

„Brav, brav, Mädels — heute ſeid ihr wieder fleißig . . . da habt ihr wieder vielen unſrer tapferen Verteidiger eine Freude gemacht! Wie das wohl thut, ſo ein Päckchen Charpie auf der blutenden Wunde — ich weiß was davon zu erzählen: . . . Damals, als ich bei Paleſtro den Schuß ins Bein bekam — u. ſ. w., u. ſ. w.

Ich aber ſeufzte und ſagte nichts. Ich hatte andere Geſchichten von Verwundungen vernommen, als die, wie ſie mein Vater zu erzählen beliebte; — Geſchichten, welche ſich zu den gebräuchlichen Veteranenanekdoten verhalten ungefähr wie die Wirklichkeit elenden Hirtenlebens zu den Schäferbildchen von Watteau.

Das rote Kreuz ... ich wußte, durch welches auf das ſchmerzlichſte erſchütterte Völkermitleid dieſe Inſtitution ins Leben gerufen ward. Seiner Zeit hatte ich den darüber in Genf geführten Verhandlungen gefolgt und die Schrift Dunants, welche den Anſtoß zu dem Ganzen gegeben, hatte ich geleſen. Ein herzzerreißender Jammerruf, dieſe Schrift! Der edle Genfer Patrizier war auf das Schlachtfeld von Solferino geeilt, um zu helfen, was er konnte; und das, was er dort gefunden, hat er der Welt erzählt. Zahlloſe Verwundete, welche fünf, ſechs Tage liegen geblieben — ohne Hilfe ... Alle hätte er retten mögen, doch was konnte er, der Einzelne, was konnten die Anderen, Wenigen dieſem Maſſenelend gegenüber thun? Er ſah ſolche, welchen durch einen Tropfen Waſſer, durch einen Biſſen Brot das Leben hätte erhalten werden können; er ſah ſolche, die noch atmend, in fürchterlicher Eile begraben wurden ... Dann ſprach er aus, was ſchon oft erkannt worden, was aber jetzt erſt Nachhall fand: daß die Verpflegs- und Rettungsmittel der Heeresverwaltung den Anforderungen einer Schlacht nicht mehr gewachſen ſeien. Und das „rote Kreuz“ ward geſchaffen.

Öſterreich hatte ſich der Genfer Convention damals noch nicht angeſchloſſen. Warum? ... Warum wird allem Neuen, wenn es noch ſo ſegensreich und einfach iſt, Widerſtand entgegengeſetzt? — Das Geſetz der Trägheit — die Gewalt des heiligen Schlendrians ... „Die Idee iſt recht ſchön, aber unausführbar“, hieß es da — auch meinen Vater hörte ich

öfters jene, während der Konferenz von 1863 von verſchiedenen Delegierten vorgebrachten Zweifelargumente wiederholen, — „unausführbar, und ſelbſt, wenn ausführbar, ſo doch in mancher Hinſicht ſehr unzukömmlich. Die Militärbehörden könnten Privatmitwirkung auf dem Schlachtfelde nicht angemeſſen finden. Im Kriege müſſen die taktiſchen Zwecke der Menſchenfreundlichkeit vorangehen — und wie könnte dieſe Privatmitwirkung mit genügenden Bürgſchaften gegen das Spionenweſen umgeben werden? Und die Auslagen! Koſtet der Krieg nicht ohnehin ſchon genug! Die freiwilligen Krankenwärter würden durch ihre eigenen ſtofflichen Bedürfniſſe dem Proviantamt läſtig fallen; oder, wenn ſie ſich in dem beſetzten Lande auch ſelber verproviantieren, entſteht da nicht eine bedauerliche Konkurrenz für die Heeresverwaltung durch den Ankauf von für die Verwaltung notwendigen Gegenſtänden und die unmittelbare Erhöhung ihres Preiſes?“

O dieſe Behördenweisheit! — So trocken, ſo gelehrt, ſo ſachlich, ſo klugheitstriefend und ſo — bodenlos dumm.

* * *

Der erſte Zuſammenſtoß unſerer in Böhmen befindlichen Truppen mit dem Feinde fand am 25. Juni in Liebenau ſtatt. Dieſe Nachricht brachte uns mein Vater mit ſeiner gewohnten triumphierenden Miene:

„Das iſt ein prächtiger Anfang!“ ſagte er. „Man ſieht es: der Himmel iſt mit uns. Es hat was zu

bedeuten, daß die erſten, mit welchen dieſe Windbeutel zu thun bekommen, die Leute unſerer berühmten ‚eiſernen Brigade‘ waren . . . ihr wißt doch: die Brigade Poſchacher, welche den Königsberg in Schleſien ſo tapfer verteidigt hat. Die wird's ihnen gehörig geben! (Die nächſten Nachrichten vom Kriegsſchauplatze aber ergaben, daß nach fünfſtündigem Gefecht dieſe in der Avantgarde Clam-Gallas befindliche Brigade ſich nach Podol zurückzog. Daß Friedrich dabei war — ich wußte es nicht, und daß in derſelben Nacht das verbarrikadierte Podol vom General Horn angegriffen und dort bei hellem Mondſchein der Kampf fortgeführt ward — das hab' ich auch erſt ſpäter erfahren.) „Aber herrlicher noch als im Norden“, fuhr mein Vater fort, „geſtaltet ſich der Anfang im Süden. Bei Cuſtozza iſt ein Sieg errungen worden, Kinder — ſo glänzend wie nur einer . . . Ich habe es immer geſagt: die Lombardei muß unſer werden! . . . Freut ihr euch denn nicht? Ich betrachte den Krieg als ſchon entſchieden; denn wenn man mit den Italienern fertig geworden, welche doch ein regelmäßiges und geſchultes Heer uns gegenüberſtellen, da wird es uns mit den ‚Schneidergeſellen‘ weiter nicht ſchwer fallen. Dieſe Landwehr — es iſt eine wahre Frechheit — und es gehört nur die ganze preußiſche Selbſtüberhebung dazu, um damit gegen richtige Armeen ausziehen zu wollen. Da werden die Leute von der Werkſtatt, vom Schreibtiſch hinweggerufen — ſind an keinerlei Strapazen gewöhnt, können alſo unmöglich als blut- und eiſenfeſte Soldaten im Felde ſtehen. Da ſeht einmal her, was die wiener Zeitung

in einer Originalkorreſpondenz unterm 24. Juni ſchreibt Das ſind doch gute Nachrichten:

„In preußiſch Schleſien iſt die Rinderpeſt ausgebrochen und wie man vernimmt in äußerſt bedrohlicher Art —“

„Rinderpeſt“ — bedrohliche Art“ — „erfreuliche Nachrichten“ ſagte ich mit leiſem Kopfſchütteln. „Hübſche Dinge, über welche man zu Kriegszeiten Vergnügen haben ſoll . . . Es iſt nur gut, daß ſchwarzgelbe Schlagbäume an der Grenze ſtehen — da kann die Peſt nicht herüber“ . .

Aber mein Vater hörte nicht und las das erfreuliche weiter:

„Unter den preußiſchen Truppen aus Neiße herrſcht das Fieber. Das ungeſunde Sumpfland, die ſchlechte Verpflegung und die miſerable Unterkunft der in den umliegenden Ortſchaften aufgehäuften Truppen mußten ſolche Erſcheinungen zur Folge haben. Von der Verpflegung der preußiſchen Soldaten macht ſich der Öſterreicher keinen Begriff. Die Junker glauben dem „Volk“ eben Alles bieten zu können. Sechs Lot Schweinefleiſch für den Mann, der an die forcierten Märſche und ſonſtigen Strapazen nicht gewöhnt worden, der Alles, nur kein abgehärteter Soldat iſt.“

„Die Blätter ſind überhaupt voll prächtiger Nachrichten. — Vor Allem die Berichte vom glorreichen Cuſtozza-Tage — Du ſollteſt Dir dieſe Zeitungen aufheben, Martha.“

Und ich habe ſie aufgehoben. Das ſollte man immer thun; und wenn ein neuer Völkerzwiſt heranzieht, dann leſe man nicht die neueſten Zeitungen, ſondern die, welche von vorigem Kriege datieren, und man wird ſehen, was all den Prophezeiungen und

Prahlereien und auch den Berichten und Nachrichten für Wahrheitswert beizumeſſen iſt. Das iſt lehrreich

Vom nördlichen Kriegsſchauplatz.

Aus dem Hauptquartier der Nord-Armee wird unterm 25 Juni über den Feldzugsplan (!) der Preußen geſchrieben: „Nach den neueſten Nachrichten hat die preußiſche Armee ihr Hauptquartier nach dem öſtlichen Schleſien verlegt. (Folgt in dem gewöhnlichen taktiſchen Stile eine längere Aufzählung der von dem Feinde projektierten Bewegungen und Stellungnahmen, von welchen der Herr Berichterſtatter gewiß ein klareres Bild vor Augen hatte, als Moltke und Roon). Es ſcheint demnach in der Abſicht der Preußen zu liegen, hierdurch dem Vormarſch unſerer Armee gegen Berlin durch den eigenen zuvorzukommen, was ihnen jedoch bei den getroffenen Vorkehrungen (welche „unſer Spezial-Korreſpondent“ ebenfalls genauer kennt, als Benedek) ſchwerlich gelingen dürfte. Mit vollſtem Vertrauen kann man günſtigen Berichten von der Nord-Armee entgegen ſehen, die, wenn ſie auch nicht ſo ſchnell, als die Sehnſucht des Volkes ſie erwartet, einlaufen, dafür aber um ſo bedeutender und inhaltsreicher ſein werden.“

„ . . . Einen hübſchen Zwiſchenfall bei dem Durchmarſch öſterreichiſcher Truppen italieniſcher Nationalität durch München, erzählt die Neue Frankfurter Zeitung wie folgt: Unter den durch München gekommenen Truppen befinden ſich Linienbataillone, ſie wurden wie die übrigen durch die bayriſche Hauptſtadt gekommenen Truppen, in einem dem Bahnhof nahegelegenen Wirtſchaftsgarten bewirtet. Jedermann konnte ſich überzeugen, daß dieſe Venezianer unter Jubel ihre Kampfesluſt gegen die Feinde Öſterreichs kundgaben. (Vielleicht hätte auch „Jedermann“ denken können, daß betrunkene Soldaten ſich willig für das begeiſtern, was ihnen zur Begeiſterung angeboten wird.) In Würzburg war der Bahnhof angefüllt mit der Mannſchaft eines öſterreichiſchen Linien-Infanterieregiments. So viel wahrnehmbar, beſtand die ganze Mannſchaft aus Venezianern. Gleichfalls freundlich aufgenommen (das heißt gleichfalls betrunken), konnten

die Leute nicht Ausdruck finden, ihre Freude und ihre Absicht, gegen die Friedensbrecher (von zwei kriegführenden Parteien ist die friedensbrechende stets die andere) zu kämpfen, aufs lebhafteste kund zu geben. Die Evivas nahmen kein Ende." (Sollte der auf den Bahnhöfen sich herumtreibende, von Soldatengeschrei so erbaute „Herr von Jedermann" nicht wissen, daß es nichts Ansteckenderes gibt als Vivat-Rufen; — daß tausend miteinander brüllende Stimmen nicht den Ausdruck von tausend einmütigen Gesinnungen, sondern einfach die Bethätigung des natürlichen Nachahmungstriebes bedeuten?)

In Böhmisch-Trübau hat der Feldzeugmeister Ritter von Benedek die drei Bulletins über den Sieg der Süd-Armee der Nord-Armee bekannt gegeben und daran nachstehenden Tagesbefehl geknüpft:

„Im Namen der Nord-Armee habe ich folgendes Telegramm an das Kommando der Süd-Armee abgesendet: „Feldzeugmeister Benedek und die gesamte Nord-Armee dem glorreichen durchlauchtigsten Kommandanten der tapferen Süd-Armee mit freudiger Bewunderung herzlichste Glückwünsche zum neuen ruhmvollen Tage von Custozza. Mit einem neuen glorreichen Siege unserer Waffen ist der Feldzug im Süden eröffnet. Das glorreiche Custozza prangt auf dem Ehrenschild des kaiserlichen Heeres." Soldaten der Nord-Armee! Mit Jubel werdet ihr die Nachricht begrüßen, mit erhöhter Begeisterung in den Kampf ziehen, daß auch wir sehr bald ruhmvolle Schlachtennamen auf jenes Schild verzeichnen und dem Kaiser auch aus dem Norden einen Sieg melden, nach dem eure Kampfbegierde brennt, den eure Tapferkeit und Hingebung erringen wird, mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser!

Benedek."

Auf obiges Telegramm ist folgende Antwort aus Verona telegraphisch in Böhmisch-Trübau angelangt:

„Der Süd-Armee und ihres Kommandanten gerührten Dank ihrem geliebten frühern Feldherrn und seiner braven

Armee. Ueberzeugt, daß auch wir bald zu ſolchen Siegen werden Glück wünſchen können."

‚Überzeugt' — ‚überzeugt' .....

„Lacht euch nicht das Herz im Leibe, Kinder, wenn ihr derlei Sachen leſet?" rief mein Vater entzückt. „Könnt ihr euch nicht zu genügendem patriotiſchen Hochgefühle aufſchwingen, um angeſichts ſolcher Triumphe eure eigenen Angelegenheiten in den Hintergrund zu drängen — um zu vergeſſen, Du, Martha, daß Dein Friedrich, Du, Lilli, daß Dein Konrad einigen Gefahren ausgeſetzt ſind? Gefahren, welchen ſie wahrſcheinlich heil entkommen und denen ſelbſt zu unterliegen — ein Los, das ſie mit den beſten Söhnen des Vaterlandes teilen — ihnen nur zu Ruhm und Ehre gereicht. Es gibt keinen Soldaten, der mit dem Rufe ‚Für das Vaterland!' nicht gern ſtürbe."

„Wenn einer nach verlorener Schlacht mit zerſchmetterten Gliedern auf dem Felde liegen bleibt" — entgegnete ich — „und da ungefunden durch vier oder fünf Tage und Nächte an Durſt, Hunger, unter unſäglichen Schmerzen, lebend verfaulend, zu Grunde geht — dabei wiſſend, daß durch ſeinen Tod dem beſagten Vaterlande nichts geholfen, ſeinen Lieben aber Verzweiflung gebracht worden — ich möchte wiſſen, ob er die ganze Zeit über mit jenem Rufe gern ſtirbt."

„Du frevelſt . . . Du ſprichſt zudem in ſo grellen Worten — für eine Frau ganz unanſtändig."

„Ja, ja, das wahre Wort — die aufgedeckte Wirklichkeit iſt frevelhaft, iſt ſchamlos . . . Nur die Phraſe,

die durch tausendfältige Wiederholung sanktionierte Phrase, ‚anständig'. Ich aber versichere Dich, Vater — dieses naturwidrige ‚Gern-sterben', welches da allen Männern zugemutet wird, so heldenhaft es dem Aussprechenden auch dünken mag — mir klingt es wie gesprochener Totschlag."

* * *

Unter Friedrichs Papieren — viele Tage später — habe ich einen Brief gefunden, den ich ihm in jenen Tagen nach dem Kriegsschauplatz schickte. Dieser Brief zeigt am deutlichsten, von welchen Gefühlen ich damals erfüllt war.

Grumitz. 28. Juni 1866.

„Teurer: Ich lebe nicht . . . Stelle Dir vor, daß in einem Nebenzimmer die Leute beraten, ob ich in den nächsten Tagen gehenkt werden soll, oder nicht, während ich draußen auf diese Entscheidung warten muß. In dieser Wartezeit atme ich wohl — aber kann ich das leben nennen? Das Nebenzimmer, in welchem die Frage entschieden werden soll, heißt Böhmen . . . Doch nicht, Geliebter, das Bild ist noch nicht ganz zutreffend. Denn wenn es sich nur um mein Leben oder Sterben handelte, so wäre das Bangen nicht so groß. Denn mein Bangen gilt einem viel teureren Leben, als dem eigenen . . . Und sogar noch ärgerem als Deinem Tode gilt meine Angst — sie gilt Deiner möglichen Todesqual . . . . O, wäre es doch schon vorüber,

vorüber! Kämen doch unſere Siege in raſcher Folge — nicht der Siege, ſondern des Endes halber!

Ob Dich dieſe Zeilen erreichen? Und wo und wie? Ob nach einem heißen Schlachttage, ob im Lager, ob vielleicht im Lazareth . . . auf jeden Fall thut es Dir wohl, Kunde von Deiner Martha zu erhalten. Wenn ich auch nur Trauriges ſchreiben kann — was anders als Trauriges kann in einer Zeit empfunden werden, wo die Sonne durch das große ſchwarze Sargdeckeltuch verfinſtert wird, welches „für das Vaterland“ aufgehißt worden, damit es auf die Kinder des Landes herabfalle — dennoch bringen Dir meine Zeilen Labung . . . denn Du haſt mich lieb, Friedrich — ich weiß es, wie lieb, und mein geſchriebenes Wort freut und bewegt Dich, wie ein ſanftes Streicheln meiner Hand. — — Ich bin bei Dir, Friedrich, wiſſe das: mit jedem Gedanken, mit jedem Atemzug, bei Tag und Nacht . . . Hier in meinem Kreiſe bewege ich mich und handle und ſpreche mechaniſch; mein eigenſtes Ich — das ja Dir gehört — das verläßt Dich keinen Augenblick . . Nur mein Bub' erinnert mich, daß die Welt mir doch noch etwas enthält, was nicht „Du“ heißt . . . Der gute Kleine — wenn Du wüßteſt, wie er nach Dir fragt und ſorgt! Wir zwei ſprechen miteinander eigentlich von gar nichts Anderem, als von „Papa“. Er weiß es wohl, der feinfühlige Knabe, daß dies der Gegenſtand iſt, von dem mein Herz voll iſt, und ſo klein er iſt — Du weißt es ja — iſt er ſchon eine Art Freund ſeiner Mutter.

Ich fange auch ſchon an, mit ihm zu reden, wie mit einem Vernünftigen, und dafür iſt er mir dankbar. Ich meinerſeits bin ihm dankbar für die Liebe, die er Dir weiht. Es iſt ſo ſelten, daß Kinder ihre Stiefeltern gut leiden mögen, freilich iſt an Dir auch nichts Stiefväterliches — Du könnteſt mit einem eigenen Juugen nicht zärtlicher, nicht gütiger ſein, Du mein Zärtlicher, Gütiger! Ja die Güte — die große, weiche, milde — die iſt Deines Weſens Grundlage und — wie ſagt der Dichter? — ſo wie der Himmel aus einem einzigen großen Saphir ſich wölbt, ſo formt ſich eines edlen Menſchen Charaktergröße nur aus einer Tugend — der Güte. Mit anderen Worten: ich lieb' Dich, Friedrich! Das iſt ja doch immer der Refrain Alles deſſen, was ich von Dir und Deinen Eigenſchaften denke. So vertrauensvoll, ſo zuverſichtlich lieb' ich Dich — ich ruhe in Dir, Friedrich, warm und ſanft . . . Wenn ich Dich habe — verſteht ſich. Jetzt, da Du mir wieder entriſſen biſt, iſt's mit meiner Ruhe natürlich aus. Ach, wäre der Sturm nur ſchon vorbei, vorbei — wäret ihr doch in Berlin, um dem König Wilhelm die Friedensbedingungen zu diktieren! Mein Vater iſt nämlich feſt überzeugt, daß dies des Feldzugs Ende ſein wird, und nach Allem, was man hört und lieſt, muß ich es wohl auch glauben. „Sobald, mit Gottes Hilfe, der Feind geſchlagen iſt" — ſo lautete ja Benedeks Aufruf — „werden wir ihn auf dem Fuße verfolgen und ihr werdet in Feindesland euch ausraſten und diejenigen Erholungen" und ſo

weiter. Was ſind denn das für Erholungen? Heutzutage darf kein Anführer mehr laut und unumwunden ſagen: „Ihr dürft plündern, brennen, morden, ſchänden," wie dies im Mittelalter Brauch war, um die Horden anzufeuern; — jetzt könnte man ihnen als Lohn höchſtens eine freigebige Verteilung von Erbswurſt in Ausſicht ſtellen; das wäre aber etwas matt, alſo heißt es verblümt: „diejenigen Erholungen" und ſo weiter. Dabei kann ſich jeder denken, was er will. Das Prinzip des in „Feindesland" zu findenden Kriegslohnes lebt im Soldatenſtil noch fort . . . Und wie wird Dir in „Feindesland" zu Mute ſein, welches ja eigentlich Dein Stammland iſt, wo Deine Freunde und Deine Vettern leben? Wirſt Du Dich dadurch „erholen", daß Du Tante Korneliens hübſche Villa dem Erdboden gleich machſt? „Feindesland" — das iſt eigentlich auch ſo ein foſſiler Begriff aus jenen Zeiten, wo der Krieg noch unverhohlen das war, was ſeine raison d'être vorſtellt; ein Raubzug; — und wo das Feindesland dem Streiter als lohnverheißendes Beuteland winkte . . .

Ich ſpreche da mit Dir, wie in den ſchönen Stunden, da Du an meiner Seite warſt und wir, nach beendeter Lektüre irgend eines fortſchrittlichen Buches, miteinander über die Widerſprüche unſerer Zeitzuſtände philoſophierten, ſo einig, ſo einander verſtehend und ergänzend. In meiner Umgebung iſt Niemand, Niemand, mit dem ich über derlei Dinge reden könnte. Doktor Breſſer war noch der Einzige, mit welchem ſich kriegsverdammende Ideen austauſchen

ließen, und der iſt jetzt auch fort — ſelber in den verurteilten Krieg gezogen — aber um Wunden zu heilen, nicht um ſie zu ſchlagen. Eigentlich auch ein Widerſinn, die „Humanität" im Kriege — ein innerer Widerſpruch. Das iſt ungefähr ſo, wie die „Aufklärung" im Glauben. Entweder, oder — aber Menſchenliebe und Krieg, Vernunft und Dogma: das geht nicht. Der aufrichtige, lodernde Feindeshaß, gepaart mit gänzlicher Verachtung des menſchlichen Lebens — das iſt des Krieges Lebensnerv, gerade ſo wie die fragloſe Unterdrückung der Vernunft des Glaubens Grundbedingung iſt. Aber wir leben in einer Zeit der Vermittlung. Die alten Inſtitutionen und die neuen Ideen wirken gleich mächtig. Da verſuchen denn die Leute, welche mit dem Alten nicht ganz brechen wollen, welche das Neue nicht ganz erfaſſen können, Beides miteinander zu verſchmelzen und daraus entſteht dieſes verlogene, unkonſequente, widerſpruchskämpfende, halbhafte Getriebe, unter welchem die wahrheits-, gradheits- und ganzheitsdurſtenden Seelen ſo ſtöhnen und leiden . . .

Ach, was ich da Alles zuſammenſchreibe! Du wirſt jetzt kaum — wie in unſeren friedlichen Plauderſtunden — zu ſolch allgemeinen Betrachtungen aufgelegt ſein: Du biſt von einer grauſigen Wirklichkeit umtoſt, mit der es ſich abfinden heißt. Wie viel beſſer wäre es da, wenn Du ſie hinnehmen könnteſt mit der naiven Auffaſſung alter Zeiten, da dem Soldaten das Kriegsleben eitel Luſt und Wonne war. Und beſſer wäre es, ich könnte Dir ſchreiben,

wie andere Frauen auch, Briefe von Segenswünſchen und zuverſichtlichen Siegesverheißungen und Mutanſpornungen . . . Die Mädchen werden ja gleichfalls zum Patriotismus erzogen, damit ſie zu rechter Stunde den Männern zurufen: „Gehet hin und ſterbet für euer Vaterland — das iſt der ſchönſte Tod.“ Oder: „Kehret ſiegend heim, dann wollen wir euch mit unſerer Liebe lohnen. Inzwiſchen werden wir für euch beten. Der Gott der Schlachten, der unſere Heere beſchützt, der wird unſere Gebete erhören. Tag und Nacht ſteigt unſer Flehen zum Himmel auf und — gewiß — wir erſtürmen uns ſeine Huld: Ihr kommt wieder — ruhmgekrönt! Wir zittern nicht einmal, denn wir ſind eurer Tapferkeit würdige Genoſſinnen . . . Nein, nein! — die Mütter eurer Söhne dürfen nicht feige ſein, wenn ſie ein neues Geſchlecht von Helden heranziehen wollen; und müſſen wir auch unſer Teuerſtes hingeben: für Fürſt und Vaterland iſt kein Opfer zu groß!“

Das wäre ſo der richtige Soldatenfrauen-Brief, nicht wahr? Aber nicht ein Brief, wie Du ihn von Deiner Frau zu leſen wünſchteſt — von der Genoſſin Deines Denkens, von derjenigen, die den Groll gegen alten, blinden Menſchenwahn mit Dir teilt . . . O, ein Groll, ſo bitter, ſo ſchmerzlich — ich kann Dir's gar nicht ſagen! Wenn ich ſie mir vorſtelle, dieſe beiden Heere, zuſammengeſetzt aus einzelnen vernünftigen und zumeiſt guten und ſanften Menſchen, — wie ſie auf einander losſtürmen, um

ſich gegenſeitig zu vernichten, dabei das unglückliche Land verheerend, wo ſie als Spielkarten ihrer Mordpartie die „genommenen“ Dörfer hinſchleudern . . . wenn ich mir das vorſtelle, da wollte ich aufſchreien: So beſinnt euch doch! . . . ſo haltet doch ein!! Und von hunderttauſend würden auch neunzigtauſend Einzelne ſicher gerne einhalten; aber die Maſſe, die muß weiter wüten. Doch genug. Du wirſt es vorziehen, Nachrichten und Neuigkeiten von Hauſe zu hören. Nun denn — geſund ſind wir Alle. Der Vater iſt unausgeſetzt in höchſter Aufregung über die gegenwärtigen Ereigniſſe. Der Sieg von Cuſtozza erfüllt ihn mit ſtrahlendem Stolz. Es iſt, als ob er denſelben errungen hätte. Jedenfalls betrachtet er den Glanz dieſes Tages als ſo hell, daß der auf ihn — als Öſterreicher und als General — fallende Abglanz ihn ganz glücklich macht. Auch Lori, deren Mann, wie Du weißt, bei der Süd-Armee iſt, ſchrieb mir einen Triumpfbrief über dasſelbe Cuſtozza. — Friedrich, erinnerſt Du Dich, wie eiferſüchtig ich während einer Viertelſtunde auf die gute Lori war? Und wie ich aus dieſem Anfall mit verſtärkter Liebe und verſtärktem Vertrauen hervorging? . . . O hätteſt Du mich nur damals betrogen — hätteſt Du mich doch mitunter ein wenig mißhandelt . . . da könnte ich Deine jetzige Abweſenheit wohl leichter ertragen — aber einen ſolchen Gatten im Kugelregen zu wiſſen! . . . Nun weiter mit den Nachrichten: Lori hat mir in Ausſicht geſtellt, daß ſie mit ihrer kleinen Beatrix den Reſt ihrer Strohwitwenſchaft in Grumitz

zubringen werde. Ich konnte nicht nein ſagen — doch aufrichtig: mir iſt gegenwärtig jede Geſellſchaft läſtig. Allein, allein will ich ſein, mit meiner Sehnſucht nach Dir, deren Umfang ja doch Niemand Anderer ermeſſen kann . . . Nächſte Woche ſoll Otto ſeine Ferien antreten. Er jammert in jedem Briefe, daß der Krieg noch vor und nicht erſt nach ſeiner Offiziersernennung begonnen hat. Er hofft zu Gott, daß der Friede nicht noch vor ſeinem Austritt aus der Akademie — ausbreche. Das Wort „ausbrechen“ wird er vielleicht nicht gebraucht haben, aber jedenfalls entſpricht es ſeiner Auffaſſung, denn der Frieden erſcheint ihm jetzt als eine drohende Kalamität. Nun freilich: ſo werden ſie ja groß gezogen. So lange es Kriege gibt, muß man kriegliebende Soldaten heranziehen; und ſo lange es kriegliebende Soldaten gibt, muß es auch Kriege geben . . . Iſt das ein ewiger, ausgangsloſer Cirkel? Nein, Gott ſei Dank! Denn jene Liebe, trotz aller Schuldrillung, nimmt beſtändig ab. Wir haben in Henry Thomas Buckle den Nachweis dieſer Abnahme gefunden, erinnerſt Du Dich? Aber ich brauche keine gedruckten Nachweiſe — ein Blick in Dein Herz, Dein edelmenſchliches Herz, Friedrich, genügt mir zu dieſer Beweisführung . . . Weiter mit den Nachrichten: Von unſeren in Böhmen begüterten Verwandten und Bekannten erhalten wir allſeitig Jammerepiſteln. Der Durchmarſch der Truppen — auch wenn ſie zum Siege gehen — verwüſtet ſchon das Land und ſaugt es aus; wie wenn erſt noch der Feind vordringen ſollte, wenn

ſich der Kampf in ihrer Gegend dort, wo ſie ihre Schlöſſer, ihre Felder beſitzen, abſpielen ſollte? Alles iſt fluchtbereit — die Habſeligkeiten gepackt, die Schätze vergraben. Adieu den fröhlichen Reiſen in die böhmiſchen Bäder; adieu dem friedlichen Aufenthalt auf den Landſitzen; adieu den glänzenden Herbſtjagden und jedenfalls adieu den gewohnten Einkünften von Pachtung und Induſtrien. Die Ernten werden zertreten, die Fabriken, wenn nicht in Brand geſchoſſen, ſo doch der Arbeiter beraubt. „Es iſt doch ein wahres Unglück," ſchreiben ſie, „daß wir juſt im Grenzland leben — und ein zweites Unglück, daß Benedek nicht ſchon früher und heftiger die Offenſive übernahm, um den Krieg in Preußen auszukämpfen." Vielleicht könnte man es auch ein Unglück nennen, daß die ganze politiſche Zänkerei nicht von einem Schiedsgericht geſchlichtet worden ſei, ſondern dem Mordgewühle auf böhmiſchem oder ſchleſiſchem Boden (in Schleſien ſoll es, glaubwürdigen Reiſeberichten zufolge, nämlich auch Menſchen und Felder und Fechſungen geben) anheimgeſtellt wird. Aber das fällt Niemandem ein!

Mein kleiner Rudolf ſitzt zu meinen Füßen, während ich Dir ſchreibe. Er läßt Dich umarmen und unſern lieben Puxl grüßen. Das geht uns Beiden recht ſehr ab, das gute luſtige Pintſchel — aber andererſeits, es hätte ſeinen Herrn ſo ſchwer vermißt und Dir wird es eine Zerſtreuung, eine Geſellſchaft ſein. Grüße ihn von uns Beiden, den

Puxel — ich ſchüttle ſeine ehrliche Pfote und Rudi küßt ſeine gute ſchwarze Schnauze.

Und jetzt, für heute leb' wohl, Du mein Alles!"

* * *

„Es iſt unerhört! . . . Niederlage auf Niederlage! Zuerſt das von Clam-Gallas verbarrikadierte Dorf Podol erſtürmt — bei Nacht, bei Mond- und Flammenſchein genommen — dann Gitſchin erobert . . . Das Zündnadelgewehr — das verdammte Zündnadelgewehr mähte die unſeren reihenweiſe nieder. Die beiden großen feindlichen Armeekorps — das vom Kronprinzen und das vom Prinzen Friedrich Karl befehligte — haben ſich vereinigt und dringen gegen Münchengrätz vor" ...

So klangen die Schreckensnachrichten, welche mein Vater ebenſo heftig jammernd vortrug, wie er jubelnd die Siegesnachrichten von Cuſtozza berichtet hatte. Aber noch ſchwankte ſeine Zuverſicht nicht:

„Sie ſollen nur kommen, Alle — Alle in unſer Böhmen und dort vernichtet werden, bis auf den letzten Mann . . . Einen Ausweg, einen Rückzug giebt es dann nicht mehr für ſie, wir ſchließen ſie ein, wir umzingeln ſie . . . Und das entrüſtete Landvolk ſelber wird ihnen den Garaus machen . . . Es iſt nicht gar ſo vorteilhaft, als man glauben mag, in Feindesland zu operieren, denn da hat man nicht nur das Heer, ſondern die ganze Bevölkerung gegen ſich . . . Aus den Häuſern von Trautenau goſſen die Leute aus den Fenſtern ſiedendes Waſſer und Öl auf die Menſchen —"

Ich ſtieß einen dumpfen Laut des Ekels aus.

„Was willſt Du?“ ſagte mein Vater achſelzuckend, „es iſt freilich grauenhaft — aber das iſt der Krieg.“

„Dann behaupte wenigſtens nie, daß der Krieg die Menſchen veredle! — Geſtehe, daß er ſie entmenſcht vertigert, verteufelt: ... Siedendes Öl! ... Ach! ...

„Gebotene Selbſtverteidigung und gerechte Rache, liebe Martha. Glaubſt Du etwa, ihre Zündnadelgeſchoſſe thun den unſeren wohl? ... Wie das wehrloſe Schlachtvieh müſſen unſere Tapferen dieſer mörderiſchen Waffe unterliegen. Aber wir ſind zu zahlreich, zu disziplinierter, zu kampftüchtig, um nicht doch noch über die „Schneidergeſellen“ zu ſiegen. Zu Anfang ſind gleich ein paar Fehler begangen worden. Das gebe ich zu. Benedek hätte gleich die preußiſche Grenze überſchreiten ſollen ... Es ſteigen mir Zweifel auf ob dieſe Feldherrnwahl eine ganz glückliche war ... Hätte man lieber den Erzherzog Albrecht hinauf geſchickt und dem Benedek die Süd-Armee übergeben ... Aber ich will nicht zu früh verzagen — bis jetzt haben ja eigentlich doch nur vorbereitende Gefechte ſtattgefunden, welche von den Preußen zu großen Siegen aufgebauſcht werden — die Entſcheidungsſchlachten kommen erſt. Jetzt konzentrieren wir uns bei Königgrätz; dort — über hunderttauſend Mann ſtark — erwarten wir den Feind ... dort wird unſer nördliches Cuſtozza geſchlagen!“

Dort würde auch Friedrich mitkämpfen. Sein letztes, am ſelben Morgen angelangtes Briefchen trug die Nachricht: „Wir begeben uns nach Königgrätz.“

Ich hatte bisher regelmäßig Kunde erhalten. Obwohl er in seinem ersten Briefe mich darauf vorbereitet hatte, daß er nur wenig werde schreiben können, so hat Friedrich doch jede Gelegenheit benützt, ein paar Worte an mich zu richten. Mit Bleistift, zu Pferd, im Zelt — in flüchtiger, nur mir leserlicher Schrift, so schrieb er die aus seinem Notizbüchelchen herausgerissenen, für mich bestimmten Blätter voll. Manche hatte er Gelegenheit abzuschicken, manche gelangten erst später, erst nach dem Feldzug in meine Hände.

Bis zur Stunde habe ich diese Andenken aufbewahrt. Das sind keine sorgfältig stilisierten Kriegsberichte, wie sie Zeitungskorrespondenten ihren Redaktionen, oder Kriegsschriftsteller ihren Verlegern bieten, keine mit Aufwand strategischer Fachkenntnisse entworfene Gefechtsskizzen, und keine mit rhetorischem Schwung ausgeführte Schlachtgemälde, in welchen der Erzähler immer bedacht ist, seine eigene Unerschrockenheit, Heldenhaftigkeit und patriotische Begeisterung durchleuchten zu lassen. Alles dies sind Friedrichs Aufzeichnungen nicht, das weiß ich; was sie aber *sind*, das vermag ich nicht zu bestimmen. Hier folgen einige:

— — — — — — — — — — — — —

Im Bivouak.

„Ohne Zelte . . . Es ist ja eine so laue, herrliche Sommernacht — der Himmel, der große gleichgültige, voll flimmernder Sterne . . . Die Leute liegen auf dem Boden, erschöpft von den langen, ermüdenden Märschen. Nur für uns Stabsoffiziere

wurden ein paar Zelte aufgeſchlagen. In dem meinen ſtehen drei Feldbetten. Die beiden Kameraden ſchlafen. Ich ſitze an dem Tiſch, worauf die geleerten Groggläſer und eine brennende Kerze ſtehen. Beim ſchwachen flackernden Schein der letzteren (es weht von dem offenen Eingang ein Luftzug herein) ſchreibe ich Dir, mein geliebtes Weib. Auf mein Lager habe ich den Puxl hingelegt . . . war der müd', der arme Kerl! Ich bereue faſt, ihn mitgenommen zu haben; der iſt auch, was die unſeren immer von der preußiſchen Landwehr behaupten: „an die Strapazen und Entbehrungen eines Feldzugs nicht gewöhnt". Jetzt ſchnauft er wohlig und ſüß — ich glaube er träumt, wahrſcheinlich von ſeinem Freund und Gönner Rudolf Grafen Dotzky. Und ich träum' von Dir, Martha . . . Zwar bin ich wach; aber täuſchend, wie ein Traumbild, ſehe ich Deine liebe Geſtalt in jener halbdunklen Zeltecke, auf einem Feldſtuhl ſitzen . . . Welche Sehnſucht ergreift mich, dort hinzugehen und mein Haupt in Deinen Schooß zu legen. Ich thu' es aber nicht, weil ich weiß, daß dann das Bild zerflattern würde . . .

Ich trat einen Augenblick hinaus. Die Sterne flimmern gleichgültiger als je. Auf dem Boden huſchen verſchiedene Schatten: es ſind Nachzügler. Viele, Viele, blieben unterwegs zurück; jetzt haben ſie ſich, vom Wachtfeuer angezogen, hierher geſchleppt. Aber nicht Alle — Manche liegen noch in einem entfernten Graben oder Kornfeld. Das war aber auch eine Hitze, während dieſes forcierten Marſches! Die

Sonne brannte, als wollte ſie uns das Hirn zum Sieden bringen; dazu der ſchwere Torniſter, das ſchwerere Gewehr auf den wundgewetzten Schultern ... und doch, es hat Keiner gemurrt. Aber hingefallen ſind ein paar, und konnten nicht wieder aufſtehen. Zwei oder drei erlagen dem Sonnenſtich und blieben gleich tot. Ihre Leichen wurden auf einen Ambulanzkarren geladen.

Die Juninacht, ſo mond- und ſterndurchleuchtet, ſo warm ſie auch iſt, iſt doch entzaubert. Man hört keine Nachtigallen und keine zirpenden Grillen; man atmet keine Roſen- und Jasmingerüche. Die ſüßen Laute werden durch die ſchnarrenden und wiehernden Pferde, durch die Stimmen der Leute und das Geräuſch der Patrouillenſchritte unterdrückt; die ſüßen Gerüche durch Juchten-Sattelzeug- und ſonſtige Kaſernenausdünſtungen überduftet. Aber das iſt noch Alles nichts: noch hört man nicht feſtende Raben krächzen, noch riecht man nicht Pulver, Blut und Verweſung. Das Alles kommt erſt — ad majorem patriae gloriam. Merkwürdig, wie blind die Menſchen ſind! Anläßlich der einſt „zur größeren Ehre Gottes“ entflammten Scheiterhaufen brechen ſie in Verwünſchungen über blinden und grauſamen, ſinnloſen Fanatismus aus, und für die leichenbeſäeten Schlachtfelder der Gegenwart ſind ſie voll Bewunderung. Die Folterkammern des finſteren Mittelalters flößen ihnen Abſcheu ein — auf ihre Arſenale aber ſind ſie ſtolz ... Das Licht brennt herab, die Geſtalt in jener Ecke hat ſich ver-

flüchtigt — ich will mich auch zur Ruhe legen, neben unſeren guten Puxl.“

— — — — — — — — — — — — — —

Auf einem Hügel oben, in einer Gruppe von Generälen und hohen Offizieren, mit einem Feldſtecher am Auge: das iſt die an äſthetiſchen Eindrücken ergiebigſte Situation in einem Kriege. Das wiſſen auch die Herren Schlachtenmaler und Zeitungsilluſtratoren: bewaffneten Auges rundſchauende Feldherren auf einer Anhöhe werden immer wieder gezeichnet — ebenſo oft, wie die an der Spitze ihrer Truppen auf einem möglichſt weißen, hochtrabenden Pferde voranſtürmenden Führer, welche, den Arm nach einem rauchenden Punkt des Hintergrundes ausgeſtreckt, den Kopf zu den Nachſprengenden umgewendet, offenbar rufen: „Mir nach Kinder!“

Von der Hügelſtation herab ſieht man wahrlich ein Stück Kriegspoeſie. Das Bild iſt großartig und genügend entfernt, um wie ein richtiges Gemälde zu wirken, ohne die Schrecken- und Ekelhaftigkeiten der Wirklichkeit: kein fließendes Blut, kein Sterberöcheln — nichts als erhaben prächtige Linien- und Farbeneffekte. Dieſe auf der langgeſtreckten Straße ſich fortſchlängelnde Heerſäule, dieſer unabſehbare Zug von Fußvolkregimentern, von Kavallerieabteilungen und Batterien; dann der Munitionstrain, requirierte Bauernwagen, Packpferde und hinterher noch der Troß. Noch gewaltiger geſtaltet ſich das Bild, wenn auf der unter dem Hügel ausgebreiteten Landſchaft nicht nur die Fortbewegung eines, ſondern der Zuſammenſtoß zweier

Heere zu ſehen iſt. Wie da die blitzenden Klingen, die flatternden Fahnen, die Uniformen aller Art, die ſich bäumenden Roſſe gleich wildempörten Fluten durcheinander wogen; darüber Dampfwolken, die an manchen Stellen zu dichten, das Bild verhüllenden Schleiern ſich ballen, und wenn ſie reißen, kämpfende Gruppen enthüllen ... Dazu als Begleitung der durch die Berge rollende Lärm der Geſchütze, von welchem jeder Schlag das Wort Tod — Tod — Tod — durch die Lüfte donnert ... Ja, ſo etwas mag zu Kriegsliedern begeiſtern!

Auch zu der Verfaſſung jener zeithiſtoriſchen Berichte, welche nach dem Feldzug veröffentlicht werden müſſen, bietet die Hügelpoſition günſtige Gelegenheit. Da läßt ſich allenfalls mit einiger Richtigkeit erzählen: die Diviſion X ſtößt bei N. auf den Feind; — drängt ihn zurück; — erreicht das Gros der Armee; — ſtarke feindliche Abteilungen zeigen ſich an der linken Flanke des Korps u. ſ. w. u. ſ. w. Aber wer nicht auf dem Hügel durch den Feldſtecher ſchaut, wer ſelber an der „Aktion" teilnimmt, der kann nie — nie etwas Glaubwürdiges über den Fortgang einer Schlacht erzählen. Er ſieht, denkt und fühlt nur das Nächſte; was er nachher berichtet, iſt Konjektur zu deren Veranſchaulichung er ſich der alten Clichés bedient. „He, Tilling," ſagte mir heute einer der Generäle, neben denen ich auf dem Hügel ſtand — „Iſt das nicht impoſant? Ein Prachtheer, wie? Woran denken Sie eben?" Woran ich dachte? Das konnte ich dem Vorgeſetzten nicht gut ſagen; ich antwortete alſo allergehorſamſt etwas

Unwahres. Allergehorſamlichkeit und Wahrheit haben ohnedies nichts miteinander zu ſchaffen. Letztere iſt ein gar ſtolzes Weſen: von allem Knechtiſchen wendet ſie ſich verächtlich ab.

— — — — — — — — — — — — — —

„Das Dorf iſt unſer — nein, es iſt des Feindes, — und wieder unſer — und abermals des Feindes, aber ein Dorf iſt's nicht mehr, ſondern ein rauchender Trümmerhaufen.

Die Bewohner (war es nicht eigentlich ihr Dorf?) hatten es ſchon früher verlaſſen und waren geflohen. Zum Glück — denn der Kampf in einem bewohnten Orte iſt gar etwas Fürchterliches, denn da fallen die Kugeln von Feind und Freund mitten in die Stuben hinein und töten Weiber und Kinder. — Eine Familie war dennoch in dem Orte zurückgeblieben, den wir geſtern genommen, verloren, wieder genommen und wieder verloren haben, nämlich ein altes Ehepaar und deſſen Tochter — dieſe im Kindbett. Der Gatte dient in unſerem Regiment. Er ſagte mir's, als wir uns dem Dorf näherten: „Dort, Herr Oberſtlieutenant in dem Hauſe mit dem roten Dach, lebt mein Weib mit ihren alten Eltern . . . Sie haben nicht fliehen können, die Armen . . . mein Weib muß jede Stunde niederkommen und die Alten ſind halb gelähmt — um Gotteswillen, Herr Oberſtlieutenant, kommandieren Sie mich dorthin.“ — Der arme Teufel! er kam gerade zurecht, um die Wöchnerin und das Kind ſterben zu ſehen; eine Bombe war neben dem Bette geplatzt . .

Was mit den Alten geſchehen — ich weiß es nicht. Vermutlich unter den Trümmern begraben; das Haus war eins der erſten, welches in Brand geſchoſſen wurde. Der Kampf auf offenem Felde iſt ſchaurig genug; aber der Kampf inzwiſchen menſchlicher Wohnſtätten iſt noch zehnmal grauſiger. Stürzendes Gebälk, aufſchlagende Flammen, erſtickender Rauch — vor Angſt tollgewordenes Vieh — jede Mauer Feſtung oder Barrikade, jedes Fenſter Schießſcharte . . . Eine Bruſtwehr habe ich da geſehen, die war aus Leichen gebildet. Da hatten die Verteidiger alle in der Nähe liegenden Gefallenen aufeinandergeſchichtet, um, ſo geſchützt, darüber auf den Angreifer hinwegzuſchießen. Dieſe Mauer vergeſſe ich wohl im Leben nicht: . . . Einer, der als Ziegel diente — zwiſchen den anderen Leichenziegeln eingepfercht — der lebte noch, bewegte die Arme. — — —

„Lebte noch“: das iſt ein Zuſtand — im Krieg in tauſend Varianten vorkommend — der die maßloſeſten Leiden in ſich birgt. Gäb' es irgend einen Engel der Barmherzigkeit, der über den Schlachtfeldern ſchwebte, er hätte vollauf zu thun, den armen Wichten — Menſch und Tier — die „noch lebten“, den Gnadenſtoß zu geben.“

— — — — — — — — — — — — — —

Heute hatten wir ein kleines Kavalleriegefecht auf offenem Felde. Da kam ein preußiſches Dragonerregiment im Trab einher, deployierte in Linie und, die Pferde feſt im Zügel, den Säbel über dem Kopf, ritten ſie in kurzem Galopp gerade auf uns zu. Wir

warteten den Angriff nicht ab, ſondern ſprengten dem Feind entgegen. Kein Schuß wurde gewechſelt. Wenige Schritte von einander brachen beide Reihen in ein donnerndes Hurra aus (Schreien berauſcht: das wiſſen die Indianer und Zulus noch beſſer als wir), und ſo ſtürzten wir aufeinander, Pferd an Pferd und Knie an Knie; die Säbel ſauſten in die Höhe und kamen auf die Köpfe nieder. Bald waren Alle zu dicht ineinander geraten, um die Waffen zu gebrauchen; da wurde Bruſt an Bruſt gerungen, wobei die ſcheu und wild gewordenen Pferde ſchnaufend ſtürzten, ſich bäumten und um ſich ſchlugen. Ich war auch einmal zu Boden und ſah — das iſt kein angenehmer Anblick — ſchlagende Pferdehufe eine Linie weit von meiner Schläfe entfernt."

— — — — — — — — — — — — — —

„Wieder ein Marſchtag mit ein oder zwei Gefechten. Ich habe einen großen Kummer erlebt. Es verfolgt mich ein ſo trauriges Bild . . . Unter den vielen Trauerbildern, die mich rings umgeben, ſollte dies nicht auffallen, ſollte mir nicht ſo weh thun. Aber ich kann nichts dafür: es geht mir nahe und ich kann es nicht loswerden . . . Puxl — unſer armes, lebensfrohes, gutes Pintſchel — ach, hätte ich ihn doch zu Hauſe gelaſſen, bei ſeinem kleinen Herrn, Rudolf: Er lief uns nach, wie gewöhnlich. Plötzlich ſtößt er ein jammervolles Geſchrei aus . . . ein Granatſplitter hat ihm die Vorderbeinchen abgeriſſen . . . Er kann nicht nach — verlaſſen bleibt er zurück und „lebt noch"; vierundzwanzig und achtundvierzig Stunden

vergehen und er lebt noch. — Mein Herrl — mein gutes Herrl, ruft er mir klagend nach, laß den armen Puxl nicht da! und sein kleines Herz bricht . . . Was besonders an mir nagt, ist der Gedanke, daß das sterbende treue Geschöpf mich verkennen muß. Er hat es gesehen, daß ich mich umgewendet — daß ich seinen Hilferuf vernommen haben mußte, und doch so kalt und hart ihn liegen ließ. Er weiß es ja nicht, der arme Puxl, daß einem zur Attacke vorstürmenden Regiment, aus dessen Reihen die Kameraden fallen und am Wege bleiben, nicht eines gefallenen Hündchens wegen „Halt" kommandiert werden kann. Von einer höheren Pflicht, der ich gehorchte, hat er keinen Begriff, und das arme, so treue Hundeherz klagt mich der Unbarmherzigkeit an . . .

Daß man inmitten der „großen Ereignisse" und der Riesenunglücksfälle, welche die Gegenwart erfüllen, über solche Kleinigkeiten sich betrüben kann! würden Viele — nicht Du, Martha — achselzuckend sagen. Nicht Du — ich weiß, Dir tritt jetzt auch eine Thräne ins Auge um unseren armen Puxl."

— — — — — — — — — — — — — —

„Was geschieht da? Das Exekutions-Peloton wird aufgestellt. Ward ein Spion gefangen? Einer? . . . Diesmal siebzehn. Dort kommen sie schon. In vier Reihen, je zu vier Mann, von einem Carré Soldaten umgeben, schreiten die Verurteilten, gesenkten Kopfes, daher. Dahinter einen Wagen, worin eine Leiche liegt und darauf sitzend, an die Leiche gebunden, der Sohn

des Toten, ein zwölfjähriger Knabe — auch verurteilt . . .

Ich mag die Hinrichtung nicht sehen und entferne mich. Aber die Schüsse habe ich vernommen . . . Hinter der Mauer steigt eine Rauchwolke auf — alle hin, auch der Knabe." — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Endlich ein bequemes Nachtquartier in einem kleinen Städtchen! Das arme Nest! . . . Vorräte, die den Leuten auf Monate hinaus genügen würden, haben wir ihnen durch eine Requisition fortgenommen. „Requisition" . . . es ist nur gut, wenn man für ein Ding einen hübschen, sanktionierten Namen hat.

Ich war aber doch froh, das gute Nachtlager und das gute Nachtessen gefunden zu haben. Und — laß Dir erzählen:

Schon wollte ich mich zu Bett legen, als mir meine Ordonnanz meldet: ein Mann von unserem Regiment sei da und verlange dringend, eingelassen zu werden, er bringe mir etwas. „So soll er kommen." Der Mann trat ein. —

Und als er wieder ging, da hatte ich ihn reich beschenkt und ihm beide Hände geschüttelt und ihm versprochen, für sein Weib und Kind zu sorgen, falls ihm etwas geschähe. Denn was er mir gebracht hat, der Brave — das hat mir eine große Freude gemacht und mich von einer Pein befreit, unter der ich seit sechsunddreißig Stunden litt — was er mir gebracht hat: das war mein Putzl. Verwundet zwar — ehrenvoll blessiert — aber noch lebend und so selig, wieder

bei ſeinem Herrn zu ſein, an deſſen Benehmen er wohl erkannt haben mußte, daß er ihm mit dem Vorwurf der Liebloſigkeit unrecht gethan . . . Ja, war das eine Wiederſehensſcene! Vor allem ein Trunk Waſſer. Wie das ſchmeckte . . . das heißt, zehnmal unterbrach er das gierige Trinken, um mir ſeine Freude vorzubellen. Hierauf habe ich ihm ſeine Beinſtummel verbunden, ihm ein ſchmackhaftes Souper von Fleiſch und Käſe vorgeſetzt und ihn auf mein Lager gebettet. Wir haben Beide gut geſchlafen Des Morgens, als ich erwachte, leckte er mir nochmals dankend die Hand — dann ſtreckte er ſeine Gliederchen, ſchnaufte tief auf und — hatte aufgehört zu ſein. Armer Puxl — es iſt beſſer ſo!"

— — — — — — — — — — — — —

„Was habe ich heute Alles geſehen? Wenn ich die Augen ſchließe, tritt mir das Geſchaute mit furchtbarer Klarheit vor das Gedächtnis. „Nichts als Schmerz und Schreckbilder!" wirſt Du ſagen. Warum bringen denn Andere vom Kriege ſo friſche, fröhliche Eindrücke mit. Je nun, dieſe Anderen verſchließen ſich gegen den Schmerz und den Schreck — verſchweigen ſie. Wenn ſie ſchreiben, wenn ſie erzählen, ſo geben ſie ſich überhaupt keine Mühe, die Erlebniſſe nach der Natur zu ſchildern, ſondern ſie befleißigen ſich, einſt geleſene Schilderungen ſchablonenhaft nachzubilden und diejenigen Empfindungen hervorzukehren, welche als heldenhaft gelten. Wenn ſie mitunter auch von Vernichtungsſcenen berichten, welche den ärgſten Schmerz und den ärgſten Schreck in ſich bergen in ihrem Tone

darf von Beiden nichts enthalten ſein. Im Gegenteil: je ſchauerlicher, deſto gleichgültiger — je abſcheulicher, deſto unbefangener. Mißbilligung, Entrüſtung, Empörung? Davon ſchon gar nichts — da noch eher ein leiſer Anhauch ſentimentalen Mitleids, ein paar gerührte Seufzer. — Aber ſchnell wieder den Kopf in die Höhe, „das Herz zu Gott und die Fauſt auf den Feind". Hurrah und Trara!

„Da ſiehſt Du nun zwei Bilder, die ſich mir eingeprägt:

Steile, felſige Anhöhen — katzenbehend hinaufkletternde Jäger; es gilt, die Anhöhe zu „nehmen"; — von oben ſchießt der Feind herab. Was ich ſehe, ſind die Geſtalten der emporſtrebenden Angreifer und Einige darunter, die, von feindlichen Geſchoſſen getroffen, plötzlich beide Arme ausſtrecken, das Gewehr fallen laſſen und, mit dem Kopf nach rückwärts ſich überſchlagend, die Anhöhe hinabſtürzen — ſtufenweiſe — von Felsvorſprung zu Felsvorſprung — ſich die Glieder zerſchmetternd. — — —

Ich ſehe einen Reiter in einiger Entfernung ſchief hinter mir, neben welchem eine Granate platzt. Sein Pferd wirft ſich zur Seite und drängt ſich an das Hinterteil des meinen — dann ſchießt es an mir vorbei. Der Mann ſitzt noch im Sattel, aber ein Granatſplitter hat ihm den Unterleib auf- und alle Eingeweide herausgeriſſen. Sein Oberkörper hält mit dem Unterkörper nur nach durch das Rückgrat zuſammen — von den Rippen zu den Schenkeln ein einziges großes, blutiges Loch . . . Eine kleine Strecke weiter

fällt er herab, bleibt mit dem Fuß im Bügel hängen und das fortraſende Pferd ſchleift ihn auf dem ſteinigen Boden nach.“ — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Auf einem regendurchſchwemmten und ſteilen Stück Weg ſtaut ſich eine Abteilung Artillerie. Bis über die Räder verſinken die Geſchütze in den Schlamm. Nur mit äußerſter Anſtrengung, ſchweißtriefend und von den erbarmungsloſeſten Schlägen angefeuert, kommen die Pferde von der Stelle. Aber eins, ſchon todmüde, kann nicht mehr. Das Hauen hilft nichts: es wollte ja — es kann nicht, es kann nicht. Sieht denn das der Mann nicht ein, deſſen Hiebe auf den Kopf des armen Tieres hageln? Wäre der rohe Wicht der Fuhrmann eines zu irgendwelchem Bau dienenden Steinwagens geweſen, jeder Poliziſt — ich ſelber — hätte ihn arretiert. Dieſer Kanonier jedoch, der das todbeladene Fuhrwerk vorwärts bringen ſollte, der waltete nur ſeines Amtes. Das konnte aber das Pferd nicht wiſſen; das geplagte, gutmütige, edle Geſchöpf, das ſich bis zu ſeiner äußerſten Lebenskraft angeſtrengt — wie mußte das über ſolche Härte und über ſolchen Unverſtand in ſeinem Inneren denken? Denken, ſo wie Tiere denken, nämlich nicht mit Worten und Begriffen, ſondern mit Empfindungen, deſto heftigere Empfindungen, als ſie äußerungsunfähig ſind. Nur eine Äußerung gibt es dafür: den Schmerzensſchrei. Und es hat geſchrien, jenes arme Roß, als es endlich zuſammenſank — einen Schrei, ſo langgedehnt und klagend, daß er mir noch im Ohre gellt — daß er mich die folgende

Nacht im Traume verfolgt hat. Ein abſcheulicher Traum übrigens . . . Mir war, als ſei ich — — wie ſoll ich das nur erzählen? — Träume ſind ſo ſinnlos, daß die dem Sinn angepaßte Sprache ſich ſchwer zu ihrer Wiedergabe eignet — als ſei ich das Kummerbewußtſein eines ſolchen Artilleriepferdes — nein! nicht eines, ſondern von 100000 — denn raſch hatte ich im Traum die Summe der in einem Feldzug zu grunde gehenden Pferde berechnet — und da ſteigerte ſich dieſer Kummer ſofort ins hunderttauſendfache . . . Die Menſchen, die wiſſen doch, warum ihr Leben der Gefahr ausgeſetzt iſt, ſie kennen das Wohin? das Wozu? — und wir Unglücklichen wiſſen nichts, um uns iſt alles Nacht und Grauen. Die Menſchen gehen doch mit Freunden gegen einen Feind, wir aber ſind rings von Feinden umgeben . . . unſere eigenen Herren, die wir ſo treu lieben wollten, denen zu dienen wir unſere letzte Kraft aufbieten, die hauen auf uns nieder — die laſſen uns hilflos liegen . . . Und was wir nebſtbei leiden müſſen: Furcht, daß uns der Angſtſchweiß vom ganzen Körper rinnt; — Durſt — denn auch wir haben Fieber — o dieſer Durſt, dieſer Durſt von uns armen, blutenden, mißhandelten hunderttauſend Pferden! . . . Hier erwachte ich und griff nach der Waſſerflaſche: — ich hatte ſelber brennenden Fieberdurſt.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Wieder einen Straßenkampf — in dem Städtchen Saar. Zu dem Lärm des Kampfgeſchreies und der Geſchütze geſellt ſich das Krachen der Balken, das

Stürzen der Mauern. Es ſchlägt eine Granate in ein Haus und der durch das Platzen derſelben verurſachte Luftdruck iſt ſo gewaltig, daß mehrere Soldaten von den in die Luft geſchleuderten Trümmern des Hauſes verwundet werden. Über meinen Kopf weg fliegt ein Fenſter — noch mit dem Fenſterflügel dran. Die Schornſteine ſtürzen herunter. Gypsbewurf löſt ſich in Staub und füllt die Luft mit einer erſtickenden, augenätzenden Wolke. Aus einer Gaſſe in die andere (wie die Hufe auf dem ſpitzen Pflaſter klappern!) wälzt ſich der Kampf und langt auf dem Marktplatz an. In der Mitte des Platzes ſteht eine hohe, ſteinerne Marienſäule. Die Mutter Gottes hält ihr Kind in einem Arm, den anderen ſtreckt ſie ſegnend aus. Hier wird weiter gerungen. Mann an Mann. Sie hauen auf mich drein — ich haue um mich herum . . . Ob ich Einen oder Mehrere getroffen, ich weiß es nicht: in ſolchen Augenblicken bleibt einem nicht viel Beſinnung. Dennoch haben ſich mir wieder zwei Fälle in die Seele photographiert, und ich fürchte, der Marktplatz von Saar wird mir ewig unvergeßlich bleiben:

Ein preußiſcher Dragoner, ſtark wie Goliath, reißt einen unſerer Offiziere (einen ſchmucken, ſchmächtigen Lieutenant — wie viel Mädchen ſchwärmten wohl für ihn?) aus dem Sattel und zerſchmettert ihm den Schädel am Fuß der Madonnenſäule. Die milde Heilige ſchaut unbeweglich zu. Ein Anderer von den feindlichen Dragonern, ebenſo goliathſtark, knapp vor mir, faßt meinen Nebenmann an und biegt ihn ſo kräftig im

Sattel nach rückwärts, daß ihm — ich habe es krachen gehört — das Rückgrat bricht . . .

Auch dazu gab die Madonna ihren ſteinernen Segen".

* * *

„Von einer Anhöhe aus bot ſich den bewaffneten Augen der Stabsoffiziere heute wieder manch abwechſelungsreiches Schauſpiel. Da war zum Beiſpiel der Einſturz einer Brücke, während über dieſelbe ein Train von Wagen ſich bewegte. Waren in den letzteren Verwundete? — ich weiß es nicht — das konnte ich nicht erkennen. — Ich ſah nur, daß Alles — Wagen, Pferde und Menſchen — in die an jener Stelle tiefen und reißenden Fluten ſank und dort verſchwand. Das Ereignis war ein günſtiges — ſintemalen der Wagentrain den „Schwarzen" gehörte. Ich denke mir nämlich in der eben geſpielten Partie „uns" als die weißen Figuren. Die Brücke war nicht zufällig eingeſtürzt; die Weißen hatten, wiſſend, daß der Gegner darüber kommen ſollte, die Pfeiler abgeſägt — ein feiner Zug alſo.

Ein zweiter Anblick hingegen, den man von derſelben Anhöhe aus beobachten konnte, bedeutete einen Schnitzer der Weißen: Unſer Regiment Khevenhüller wird in einen Sumpf dirigiert, wo es nicht herauskann und bis auf Wenige niedergeſchoſſen wird. Die Getroffenen fallen hin in den Sumpf . . . Hier verſinken, erſticken müſſen — in Mund und Naſe und Augen Schlamm — nicht einmal ſchreien können! . .

Nun ja, zugeſtanden: es war ein Fehler desjenigen, der die Leute dorthin kommandiert hatte; aber — „irren iſt menſchlich“ und der Verluſt iſt kein großer — ſtellt ungefähr einen geſchlagenen Bauer vor; ein nächſter genialer Zug mit Turm oder Königin, und Alles iſt wieder gut gemacht. Der Schlamm bleibt zwar in Mund und Augen der Gefallenen, aber das iſt ja nebenſächlich — das Tadelnswerte dabei iſt der taktiſche Fehler; der muß durch eine ſpätere glückliche Kombination ausgemerzt werden, und dem betreffenden Führer können dann immerhin noch ſchöne Orden und Beförderungen blühen. Daß neulich unſer 18. Jägerbataillon während eines Nachtkampfes durch mehrere Stunden auf unſer Regiment König von Preußen ſchoß, und man erſt bei Tagesanbruch den Irrtum bemerkte; daß ein Teil des Regiments Gyulai in einen Teich geführt wurde: das ſind auch ſo kleine Verſehen, wie ſie eben in der Hitze der Partei auch dem beſten Spieler paſſieren können.“

— — — — — — — — — — — — — —

„Es iſt beſchloſſen; wenn ich aus dieſem Feldzug zurückkehre, ſo verlaſſe ich den Dienſt. Alles Andere hintangeſetzt — wenn man einmal eine Sache mit einem ſolchen Abſcheu zu erfaſſen gelernt hat, wie der Krieg mir nunmehr einflößt, ſo wäre es unausgeſetzte Lüge, im Dienſt dieſer Sache zu verharren. Ehedem bin ich, wie Du weißt, auch ſchon mit Widerwillen und mit verdammendem Urteil in die Schlacht gezogen, aber erſt jetzt hat ſich dieſer Widerwille ſo geſteigert, dieſe Verurteilung ſo verſchärft, daß alle Gründe, welche mich früher beſtimmten bei meinem Berufe auszuharren,

aufgehört haben, zu wirken. Die Geſinnungen, welche aus dem Jugendunterricht, vielleicht auch teilweiſe angeerbt — in meinem Innern noch zu Gunſten des Soldatentums ſprachen, ſind mir jetzt, während der zuletzt erlebten Greuel ganz verloren gegangen. Ich weiß nicht, ſind es die mit Dir gemeinſchaftlich gemachten Lektüren, aus welchen hervorging, daß meine Kriegsverachtung nicht vereinzelt iſt, ſondern von den beſten Geiſtern der Zeit geteilt wird; ſind es die mit Dir geführten Geſpräche, in welchen ich mich durch Ausſprache meiner Anſichten und durch Deine Zuſtimmung in denſelben geſtärkt habe; — kurz, mein früheres dumpfes, halbunterdrücktes Gefühl hat ſich in eine klare Überzeugung verwandelt — eine Überzeugung, die es mir fortan unmöglich macht, dem Kriegsgott zu fröhnen. Das iſt ſo eine Wandlung, wie ſie bei vielen Leuten in Glaubenſachen eintritt. Zuerſt ſind ſie etwas zweifleriſch und gleichgültig, ſie können aber noch mit einer gewiſſen Ehrfurcht den Tempelhandlungen beiwohnen. Wenn aber einmal aller Myſtizismus abgeſtreift iſt, wenn ſie zu der Einſicht gelangen, daß die Ceremonie, der ſie da beiwohnen, auf Thorheit — auch mitunter grauſame Thorheit, wie bei den religiöſen Opferſchlachtungen — beruht, dann wollen ſie nicht mehr neben den anderen Bethörten knieen, nicht mehr ſich und die Welt betrügen, indem ſie den nunmehr entgötterten Tempel betreten. So iſt es mir mit dem grauſamen Marsdienſt ergangen. Das geheimnisvolle, überirdiſche, Andachtsſchauer-erweckende, welches das Erſcheinen dieſer Gottheit auf die Menſchen hervor-

zubringen pflegt, welches auch in früherer Zeit noch meinen Sinn umdunkelte, das ist mir jetzt vollständig abhanden gekommen. Die Armeebefehl-Liturgie und die rituellen Heldenphrasen erscheinen mir nicht mehr als inspirierter Urtext; der gewaltige Orgelton der Kanonen, der Weihrauchdampf der Pulvers vermag nicht mehr mich zu entzücken: ganz glaubens- und ehrfurchtslos wohne ich der fürchterlichen Kultushandlung bei und kann dabei nichts Anderes mehr sehen, als die Qualen des Opfers, nichts hören, als dessen jammervollen Todesschrei. Und daher kommt es, daß diese Blätter, die ich mit meinen Kriegseindrücken fülle, nichts Anderes enthalten, als schmerzlich geschauten Schmerz."

* * *

Die Schlacht von Königgrätz war geschlagen. Wieder eine Niederlage! Diesmal, wie es scheint, eine entscheidende . . . Mein Vater berichtete uns diese Nachricht in einem Tone, als hätte er den Weltuntergang verkündet.

Und kein Brief, keine Depesche von Friedrich! War er verwundet — tot? — Konrad gab seiner Braut Nachricht: er war unversehrt. Die Verlustlisten waren noch nicht angekommen; es hieß nur, bei Königgrätz gab es vierzigtausend Tote und Verwundete. Und die letzte Nachricht, die ich erhalten hatte, lautete: „Wir begeben uns heute nach Königgrätz."

Am dritten Tage noch immer kein Zeichen. Ich

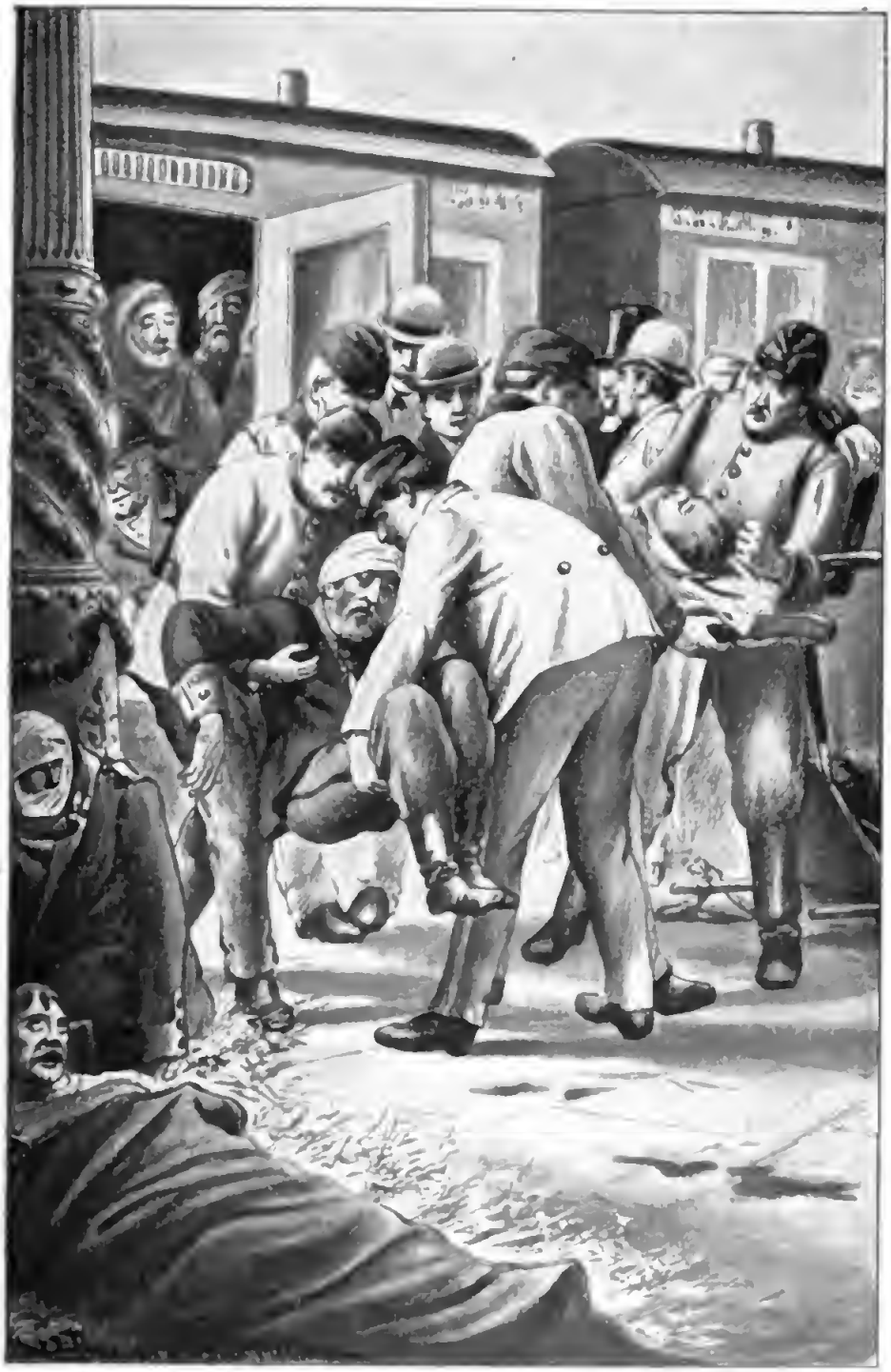
weine und weine ſtundenlang. Eben weil mein Kummer noch nicht ganz hoffnungslos iſt, kann ich weinen; wenn ich wüßte, daß Alles vorbei iſt, ſo gäbe es für die Wucht meines Schmerzes keine Thränen mehr. Auch mein Vater iſt tiefgedrückt. Und Otto, mein Bruder, tobt vor Rachſucht. Es heißt, daß jetzt in Wien Freiwilligen-Korps errichtet werden — dieſen will er ſich anſchließen. Ferner heißt es, Benedek ſolle ſeiner Stelle entſetzt und ſtatt ſeiner der ſiegreiche Erzherzog Albrecht nach dem Norden berufen werden, dann gäbe es vielleicht doch noch ein Aufraffen, ein Zurückſchlagen des übermütigen Feindes, der jetzt uns ganz vernichten wolle, der im Vormarſch auf Wien begriffen ſei ... Angſt, Wut, Schmerz erfüllt alle Gemüter; der Name „die Preußen“ drückt Alles aus, was es Haſſenswertes gibt. Mein einziger Gedanke iſt Friedrich — und keine, keine Nachricht!

Nach einigen Tagen langte ein Brief Doktor Breſſers an. Er war in der Umgebung des Schlachtfeldes thätig, um zu helfen, was er helfen konnte. Die Not ſei grenzenlos, ſchrieb er, jeder Einbildungskraft ſpottend. Er hatte ſich einem ſächſiſchen Arzte, Doktor Brauer, angeſchloſſen, der von ſeiner Regierung ausgeſandt worden war, um nach dem Augenſchein über die Lage zu berichten. In zwei Tagen ſollte auch eine ſächſiſche Dame ankommen — Frau Simon, eine neue Miß Nightingale — welche ſeit Ausbruch des Krieges in Dresdener Hoſpitälern thätig geweſen, und welche ſich erboten hatte, die Reiſe nach den böhmiſchen Schlachtfeldern anzutreten, um in den um-

liegenden Hospitälern ihre Hilfe zu leisten. Doktor Brauer und mit ihm Doktor Bresser wollten sich an dem bestimmten Datum, sieben Uhr abends, nach Königinhof, der letzten Station vor Königgrätz, bis wohin die Eisenbahn noch verkehrte, begeben und die mutige Frau daselbst erwarten. Bresser bat uns, womöglich eine Sendung von Verbandzeug und dergleichen nach jener Station zu schicken, damit er sie dort in Empfang nehmen könne.

Kaum hatte ich diesen Brief gelesen, war mein Entschluß gefaßt: — die Kiste mit Verbandzeug würde ich selber bringen. In einem jener Spitäler, welche Frau Simon besuchen wollte, lag möglicherweise Friedrich . . . Ich würde mich ihr anschließen und den teuren Kranken finden, pflegen, retten . . . Die Idee erfaßte mich mit zwingender Gewalt, so zwingend, daß ich sie für eine magnetische Fernwirkung des sehnenden Wunsches auffaßte, mit dem der Geliebte nach mir rief.

Ohne Jemandem aus meiner Familie meinen Vorsatz mitzuteilen — denn ich wäre nur auf allseitigen Widerspruch gestoßen — machte ich mich ein paar Stunden nach Erhalt des Bresserschen Briefes auf den Weg. Ich hatte vorgegeben, daß ich die von dem Doktor verlangten Dinge in Wien selber besorgen und expedieren wolle, und so konnte ich ohne Schwierigkeit von Grumitz fortkommen. Von Wien aus würde ich dann meinem Vater schreiben: „Bin nach dem Kriegsschauplatze abgereist.“ Wohl stiegen mir Zweifel auf meine Unfähigkeit und Unerfahrenheit, mein Abscheu



vor Wunden, Blut und Tod; aber dieſe Zweifel verjagte ich: was ich that, ich mußte es thun. Des Gatten Blick, flehend und gebietend, war auf mich gerichtet, von ſeinem Schmerzenslager ſtreckte er die Arme nach mir aus und: „Ich komme, ich komme.“ war das Einzige, was ich zu denken vermochte.

Ich fand die Stadt Wien in unſäglicher Aufregung und Beſtürzung. Verſtörte Geſichter ringsumher. Mein Wagen kreuzte ſich mit mehreren Wagen, welche mit Verwundeten gefüllt waren. Immer ſpähete ich, ob nicht etwa Friedrich darunter ſei . . . Aber nein: ſein Sehnſuchtsruf, der an meinen Fibern zerrte, drang von weiter her — von Böhmen. Hätte man ihn zurücktransportiert, ſo wäre die Nachricht davon gleichzeitig zu uns gelangt.

Ich ließ mich in einen Gaſthof führen. Von dort aus beſorgte ich meine Einkäufe, expedierte den für Grumitz beſtimmten Brief, warf mich in einen möglichſt einfachen, ſtrapazenfähigen Reiſeanzug und fuhr nach dem Nordbahnhof. Ich wollte den nächſtabgehenden Zug benutzen, um rechtzeitig an meine Beſtimmung zu gelangen. Es war wie eine fixe Idee, unter deren Herrſchaft ich meine Handlungen ausführte.

Auf dem Bahnhof herrſchte reges — Leben — oder ſoll ich „reges Sterben“ ſagen? Die Halle, die Säle, der Perron; Alles voll Verwundeter, Viele davon in den letzten Zügen. Und ein maſſenhaftes Menſchengewirre: Krankenpfleger, Sanitätsſoldaten, barmherzige Schweſtern, Ärzte; Männer und Frauen aus allen Geſellſchaftsklaſſen, die da kamen, um nachzuſehen, ob

der letzte Transport nicht einen von den Ihren gebracht; oder auch, um unter die Verwundeten Geschenke, Wein, Cigarren u. ſ. w. zu verteilen. Das Beamten- und das Dienſtperſonal überall bemüht, das vordringende Publikum zurückzudrängen. Auch mich wollte man wieder fortſchicken:

„Was wollen Sie? ... Platz da! ... Das Überreichen von Eß- und Trinkwaren iſt verboten ... wenden Sie ſich an das Komitee ... dort werden die Geſchenke in Empfang genommen“ ...

„Nein, nein“, ſagte ich, „ich will abreiſen. Wann fährt der nächſte Zug?“

Auf dieſe Frage konnte ich lange keine Auskunft erhalten. Die meiſten Abfahrtszüge ſeien eingeſtellt, erfuhr ich endlich, da die Linie für ankommende Züge, die eine Ladung Verwundeter nach der anderen brachte, offen bleiben mußte. Paſſagierzüge gingen heute überhaupt keine mehr ab. Nur einer mit nachgeſchickten Reſervetruppen, und ein anderer zur ausſchließlichen Benutzung des patriotiſchen Hilfsvereins, der mehrere Ärzte und barmherzige Schweſtern und eine Ladung nötigen Materials nach der Umgebung von Königgrätz abführen ſollte.

„Und da könnte ich nicht mitfahren?“

„Unmöglich!“

Immer deutlicher und flehender vernahm ich Friedrichs Hilferuf — und nicht kommen können: es war zum verzweifeln!

Da erblickte ich am Eingang der Halle Baron S., den Vize-Vorſteher des patriotiſchen Hilfsvereins, den-

ſelben, den ich ſchon vom Kriegsjahre 59 her kannte. Ich eilte auf ihn zu:

„Um Gotteswillen, Baron S., helfen Sie mir! Sie erkennen mich doch?“

„Baronin Tilling, Tochter des General Grafen Althaus — gewiß habe ich die Ehre . . . Womit kann ich Ihnen dienen?“

„Sie expedieren einen Zug nach Böhmen . . . laſſen Sie mich mitfahren! Mein ſterbender Mann verlangt nach mir . . . Wenn Sie ein Herz haben — und Sie beweiſen ja durch Ihre Thätigkeit, wie ſchön und edel Ihr Herz iſt — ſo ſchlagen Sie mir meine Bitte nicht ab!“

Es gab noch allerlei Zweifel und Bedenken, aber ſchließlich wurde meinem Wunſche willfahrt. Baron S. rief einen der vom Hilfsverein entſendeten Ärzte herbei und empfahl mich, als Mitreiſende, ſeinem Schutz.

Bis zur Abfahrt war noch eine Stunde. Ich wollte den Warteſaal aufſuchen, aber jeder verfügbare Raum war in ein Hoſpital verwandelt. Wo man hinblickte, überall kauernde, liegende, verbundene, bleiche Geſtalten. Ich mochte nicht hinſchauen. Das bischen Energie, das ich beſaß, das mußte ich mir auf meine Fahrt, und auf deren Ziel aufſparen. Von aller Kraft, allem Mitgefühl, aller Hilfsleiſtungsfähigkeit, die mir zu Gebote ſtand, durfte ich hier nichts ausgeben; das gehörte nur ihm — ihm, der mich rief.

Es war indes kein Winkel zu finden, wo mir der Jammeranblick erſpart geblieben wäre. Ich hatte mich

auf den Perron geflüchtet und dort mußte ich gerade das Ärgſte mit anſehen: die Ankunft eines langen Zuges, deſſen ſämtliche Waggons mit Verwundeten gefüllt waren, und die Abladung der Letzteren. Die leichter Bleſſierten ſtiegen ſelber aus und ſchleppten ſich vorwärts, die Meiſten mußten aber unterſtützt, oder gar getragen werden. Die verfügbaren Tragbahren waren gleich beſetzt und die überzähligen Patienten mußten bis zur Rückkunft der Träger einſtweilen auf den Boden gelagert werden. Vor meine Füße, auf dem Platze, wo ich auf einer Kiſte ſaß, legten ſie Einen hin, der unausgeſetzt ein gurgelndes Röcheln ausſtieß. Ich beugte mich herab, um ihm ein teilnehmendes Wort zu ſagen, aber entſetzt fuhr ich wieder zurück und verbarg mein Geſicht in beide Hände — der Eindruck war zu fürchterlich geweſen. Das war kein menſchliches Angeſicht mehr — der Unterkiefer weggeſchoſſen, ein Auge herausquellend . . . dazu ein erſtickender Qualm von Blut- und Unratgeruch . . . Ich hätte aufſpringen und fliehen mögen, doch ward mir totenübel und mein Kopf fiel an die hinter mir liegende Mauer zurück. „O ich feiges, kraftloſes Geſchöpf!“ — ſchalt ich mich — „was ſuche ich hier in dieſen Jammerſtätten, wo ich nichts — nichts helfen kann . . . wo ich ſolchem Ekel unterliege“ . . . Nur der Gedanke an Friedrich raffte mich wieder empor. Ja, für ihn, auch wenn er in ſolchem Zuſtande wäre, wie der Elende zu meinen Füßen, könnte ich Alles ertragen — ich würde ihn noch umfangen und küſſen, und aller Ekel, alles Grauen verſänke in das eine allbeſiegende Gefühl — in Liebe — „Fried-

rich — mein Friedrich, ich komme!“ wiederholte ich halblaut dieſen einen fixen Gedanken, der mich ſeit der Ankunft des Breſſerſchen Briefes erfaßt und nicht mehr losgelaſſen hatte.

Eine furchtbare Idee durchflog mein Hirn: Wie wenn dieſer — Friedrich wäre? Ich ſammelte meine Kräfte und blickte noch einmal hin: Nein, er war es nicht.

* * *

Die bange Warteſtunde war doch auch vorübergegangen. Den Röchelnden hatten ſie fortgetragen. „Legt ihn dort auf die Bank“, hörte ich den Regimentsarzt befehlen, „den da kann man nicht mehr ins Spital bringen — er iſt ſchon dreiviertel tot.“ Und doch — dieſe Worte mußte er noch verſtanden haben, der Dreiviertel-Tote, denn mit einer verzweiflungsvollen Gebärde hob er beide Arme zum Himmel.

Jetzt ſaß ich im Waggon mit den beiden Ärzten und vier barmherzigen Schweſtern. Es war erſtickend heiß und der Raum war mit einem Duft von Hoſpital und Sakriſtei — Karbol und Weihrauch — erfüllt. Mir war unſäglich übel. Ich lehnte mich in meine Ecke zurück und ſchloß die Augen.

Der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Das iſt ſo der Augenblick, wo jeder Reiſende ſich das Ziel vergegenwärtigt, dem er entgegengetragen wird. Öfters ſchon war ich auf dieſer Strecke gefahren und da winkte mir die Ankunft in einem gäſtegefüllten Schloſſe, in einem fröhlichen Badeorte — auch meine Hochzeitsreiſe —

ſeliges Andenken — hatte ich auf dieſem Weg gemacht, einem glänzenden und liebevollen Empfang in der Hauptſtadt „Preußens“ (wie hatte letzteres Wort doch ſeither einen anderen Klang bekommen!) entgegen. — — Und heute? Was war heute unſer Ziel? Ein Schlachtfeld und umliegende Lazarethe — die Stätten des Todes und der Leiden. Mir ſchauderte.

„Gnädige Frau“, ſagte einer der Ärzte — „ich glaube, Sie ſind ſelber krank . . . Sie ſehen ſo bleich und leidend aus.“

Ich blickte auf. Der Sprecher war eine ſympathiſche, jugendliche Erſcheinung. Vermutlich war dies die erſte praktiſche Thätigkeit des kaum promovierten Mediziners. Schön von ihm, daß er ſeine erſten Dienſte dieſem gefahr- und beſchwerdevollen Amte widmete! Ich fühlte mich dieſen Menſchen, die da neben mir im Waggon ſaßen, dankbar für die Linderung, welche ſie den Leidenden zu bringen im Begriffe ſtanden. Auch den opfermutigen, wirklich „barmherzigen“ Schweſtern zollte ich im Herzen Bewunderung und Dank. Doch was brachte jeder dieſer guten Menſchen mit? Ein Lot Hilfe für tauſend Zentner Not. Die tapferen Nonnen mußten wohl für alle Menſchen jene überwindungskräftige Liebe im Herzen tragen, wie ſie mich für meinen Mann erfüllte; ſo wie ich vorhin empfunden, daß, wenn der furchtbar entſtellte und ekelerregende Soldat, der vor meinen Füßen röchelte, mein Gatte geweſen, aller Widerwille entſchwunden wäre — ſo empfanden Jene wohl jedem Menſchenbruder gegenüber, und zwar durch die Kraft

einer höheren Liebe — diejenige zu ihrem erwählten Bräutigam Chriſtus. Aber ach — auch davon brachten die Edeln nur ein Lot! Ein Lot Liebe dorthin, wo tauſend Centner Haß gewütet . . .

„Nein, Herr Doktor," antwortete ich auf die teilnehmende Anfrage des jungen Arztes, „ich bin nicht krank, nur ein wenig angegriffen."

„Ihr Herr Gemahl, ſo ſagte mir Baron S., ſei bei Königgrätz verwundet worden und Sie reiſen dahin, ihn zu pflegen," miſchte ſich der Stabsarzt in das Geſpräch; „wiſſen Sie, in welcher der umgebenden Ortſchaften er liegt?"

Das wußte ich nicht. „Mein Ziel iſt Königinhof," antwortete ich; „dort erwartet mich mein befreundeter Arzt, Doktor Breſſer —"

„Den kenne ich . . . er war an meiner Seite, als wir vor drei Tagen das Schlachtfeld abſuchten."

„Das Schlachtfeld abſuchten" . . . wiederholte ich ſchaudernd — „erzählen Sie —"

„Ja, ja, Herr Doktor, erzählen Sie!" bat eine der Nonnen, „unſer Dienſt kann uns auch in die Lage bringen, bei ſolchem Suchen mitzuhelfen."

Und der Regimentsarzt erzählte. Den Wortlaut ſeiner Schilderungen kann ich natürlich nicht mehr wiedergeben; auch ſprach er nicht in einem Fluſſe, ſondern mit häufigen Unterbrechungen, und gleichſam widerſtrebend, nur durch die hartnäckigen Fragen, mit welchen die wißbegierigen Nonnen und ich ihn beſtürmten, zum Sprechen gezwungen. Die abgeriſſenen Erzählungen riefen jedoch eine geſchloſſene Reihe von Bildern vor

mein inneres Auge, die ſich dem Gedächtnis ſo lebhaft eingeprägt haben, daß ich dieſelben noch heute an mir vorüberziehen laſſen kann. Unter anderen Umſtänden hätte ich des Doktors Schilderungen nicht ſo deutlich erfaßt und behalten — man vergißt ja Gehörtes und Geleſenes ſo leicht — aber das Erzählte machte mir damals faſt den Eindruck von Miterlebtem. Ich war in einem Zuſtand hochgradiger Nervenanſpannung und Erregtheit; der fixe Gedanke an Friedrich, der ſich meiner bemächtigt hatte, bewirkte, daß ich bei jeder der geſchilderten Scenen mir Friedrich als beteiligte Perſon vorſtellte, und ſo ſind ſie mir wie ſelber durchgemachte ſchmerzliche Erfahrungen im Geiſte haften geblieben. In der Folge habe ich die von dem Regimentsarzt mitgeteilten Ereigniſſe in die roten Hefte eingetragen — ſo, als hätten ſie ſich vor meinen eigenen Augen abgeſpielt.

— — — — — — — — — — — — — —

Die Ambulance iſt hinter einem ſchützenden Hügelrücken aufgerichtet worden. Drüben tobt die Schlacht. Der Boden zittert und es zittert die glühende Luft; Dampfwolken ſteigen auf, die Geſchütze brüllen . . . Jetzt heißt es, Patrouillen ausſchicken, welche ſich auf die Kampfplätze begeben, um die Schwerverwundeten aufzuleſen und hierherzubringen. Gibt es etwas heldenhafteres, als ſolchen Gang mitten in den ſummenden Kugelregen hinein, an allen Schrecken des Kampfes vorüber, allen Gefahren des Kampfes ausgeſetzt — ohne ſelber deſſen wildem Rauſche ſich hingeben zu dürfen? Rühmlich iſt dieſes Amt — nach Kriegs-

begriffen — nicht. „Bei der Sanität“ — da dient doch kein feſcher, ſtrammer, ſchneidiger Junge — da verdreht doch Keiner die Köpfe der Mädchen. Und „Feldſcheer“ — wenn der auch heute nicht mehr ſo — ſondern „Regimentsarzt“ heißt, der kann ſich doch mit keinem Kavallerielieutenant meſſen?“ . . .

Der Sanitätskorporal kommandiert ſeine Leute nach einer Niederung, gegen welche eine Batterie ihr Feuer eröffnet hat. Sie gehen durch den grauen Schleier des Pulverdampfes, und Staub und Erde, da, wo eine Kugel zu ihren Füßen einſchlägt, wirbelt vor ihnen auf. Sie ſind nur wenige Schritte gegangen, ſo begegnen ſie ſchon Verwundeten — leichter Verwundeten, die ſich entweder einzeln oder paarweiſe, einander gegenſeitig unterſtützend, zur Ambulance, ſchleppen. Einer fällt zuſammen. Es iſt aber nicht ſeine Wunde, die ihm die Kraft gebrochen — es iſt Erſchöpfung. „Wir haben zwei Tage nichts gegeſſen — machten einen forcierten Marſch von zwölf Stunden . . . kamen ins Bivouak . . . zwei Stunden darauf Alarm und die Schlacht“ . . .

Die Patrouille geht weiter. Dieſe Leute finden ſelber ihren Weg und können den zuſammengebrochenen Kameraden mitnehmen. Die Hilfe muß Anderen, noch Hilfsbedürftigeren aufgeſpart werden.

Auf dem Steingerölle eines Hügelabhanges liegt ein blutiger Knäuel. Es ſind ein Dutzend Soldaten. Der Sanitätsunteroffizier bleibt ſtehen und legt ein paar Verbände an. Aber mitgenommen werden dieſe Verwundeten nicht; erſt müſſen die geholt werden,

die mitten auf dem Gefechtsfelde fielen — vielleicht kann man dieſe hier beim Rückgang aufleſen . . .

Und wieder geht die Patrouille weiter, dem Kampfplatz näher. In immer dichteren Scharen wanken Verwundete heran, ſich ſelber oder einander mühſam fortſchleppend. Das ſind ſolche, die doch noch gehen können. Unter ſie wird der Inhalt der Feldflaſchen verteilt, man legt ihnen eine Binde auf quellende Wunden und weiſt ihnen den Weg nach der Ambulance. Und wieder geht es weiter. An Toten vorüber — an Hügeln von Leichen . . . Vieler dieſer Toten zeigen die Spuren entſetzlichſter Agonie. Unnatürlich weit aufgeriſſene Augen — die Hände in die Erde gebohrt — die Haare des Bartes aufgerichtet — zuſammengepreßte Zähne unter krampfhaft geöffneten Lippen — die Beine ſtarr ausgeſtreckt, ſo liegen ſie da.

Jetzt durch einen Hohlweg. Hier liegen ſie aufgeſchichtet. Tote und Verwundete untereinander. Letztere begrüßen die Sanitätspatrouille wie rettende Engel und flehen und ſchreien um Hilfe. Mit gebrochenen Stimmen, weinend, wimmernd, rufen ſie nach Rettung, nach einem Schluck Waſſer . . . Aber ach — die Vorräte ſind faſt erſchöpft, und was können die wenigen Menſchen thun? Ein Jeder müßte hundert Arme haben, um da retten zu können . . doch Jeder thut, was er kann. Da erſchallt der langgezogene Ton des Sanitätsrufes. Die Leute ſtutzen und halten in ihren Handreichungen inne. „Verlaßt uns nicht, verlaßt uns nicht!“ flehen die Unglücklichen; doch wieder und wieder ruft das Hornſignal, welches, von allem andern Getöſe

unterſcheidbar, deutlich in die Weite dringt. Da kommt auch noch ein Adjutant herangeſprengt: „Mannſchaft von der Sanität?“ „Zu Befehl!“ erwiderte der Korporal. „Mir nach.“

Offenbar ein verwundeter General . . . Da heißt es gehorchen und die Anderen verlaſſen . . . „Mut und Geduld, Kameraden, wir kommen wieder.“ Die es ſagen und die es hören, ſie wiſſen, daß das nicht wahr iſt.

Und wieder geht es weiter. Dem Adjutanten — der, voranſprengend, die Richtung weiſt — im Eilſchritt nach. Da gibt es unterwegs kein Aufhalten, ob auch von rechts und links die Weh- und Hilferufe ertönen, ob auch auf die Eilenden ſelber manche Kugel fällt und Einen oder den Anderen hinſtreckt — nur weiter, nur vorüber. Vorüber an unter dem Schmerz ihrer Wunden ſich krümmenden Menſchen, welche von über ſie hinjagenden Roſſen zertreten, oder von über ihre Glieder fahrenden Geſchützen zermalmt wurden und welche, die Rettungsmannſchaft erblickend, in ihrer Verſtümmelung ſich ein letztesmal emporbäumen: vorüber, vorüber!

* * *

Das geht in den roten Heften noch ſeitenlang ſo fort. Was der Regimentsarzt von dem Gang einer Sanitätspatrouille über das Schlachtfeld erzählte, das enthält noch viele ähnliche und ärgere Dinge. So die Schilderung jener Augenblicke, da mitten in die Pflegearbeit Kugeln und Granaten fallen, neue Wunden

reißend; oder wenn die Zufälligkeiten der Schlacht den Kampf und die Verbandplätze selber, knapp an die Ambulancen bringen und das ganze Sanitätspersonal, sammt den Ärzten und sammt den Kranken, mitten in das Gewühl der ringenden oder fliehenden oder verfolgenden Truppen gerät; wenn scheue, ledige Rosse des Weges gerast kommen und die Tragbahre umstürzen, auf welche man eben einen Schwerverwundeten gebettet der jetzt zerschmettert zu Boden geschleudert wird . . . Oder dieses — das grauenhafteste Bild von allen —: Ein Gehöft, in welchem man hundert Verwundete untergebracht, verbunden und gelabt hat. — Die armen Teufel froh und dankbar, daß ihnen Rettung geworden — und eine Granate, die das Ganze in Brand schießt — Eine Minute und das Lazareth steht in Flammen — das Schreien, vielmehr das Geheul, welches aus dieser Stätte der Verzweiflung gellt und welches in seinem wilden Weh alles übrige Getöse übertönt, das wird wohl Jenen, die es hörten, ewig unvergeßlich bleiben . . . Weh mir! Auch mir, obgleich ich es nicht gehört, bleibt es unvergeßlich — denn während der Regimentsarzt erzählte, war mir wieder, als wäre mein Friedrich dabei, als hörte ich seinen Schrei aus dem brennenden Marterorte heraus . . .

„Ihnen wird übel, gnädige Frau," unterbrach sich der Erzähler — „ich habe da Ihren Nerven wirklich zu viel zugemutet." —

Aber ich hatte noch nicht genug. Ich versicherte, daß meine vorübergehende Schwäche nur die Folge der Hitze und einer schlechten Nacht sei und wurde nicht

müde, den Andern auszuforſchen. Es war mir immer noch, als hätte ich nicht genug gehört, als wären von dieſen geſchilderten Höllenkreiſen die letzten und hölliſchſten noch nicht geſchildert worden. Und wenn einmal der Durſt nach Gräßlichem erregt iſt, ſo ruht man nicht, bis er nicht mit dem Gräßlichſten gelöſcht worden. Und richtig: es gibt noch Schauerlicheres, als ein Schlachtfeld *während* — das iſt ein ſolches *nach* der Schlacht.

Kein Geſchützdonner, kein Fanfarengeſchmetter, keine Trommelwirbel mehr, nur leiſes ſchmerzliches Stöhnen und Sterberöcheln. Im zertretenen Erdboden rötlich ſchimmernde Pfützen, Blutlachen; — alle Feldfrucht zerſtört, nur hie und da ein unberührt gebliebenes, halmenbedecktes Ackerſtück; die ſonſt lachenden Dörfer in Trümmer und Schutt verwandelt. Die Bäume der Wälder verkohlt und geknickt; die Hecken von Kartätſchen zerriſſen . . . Und auf dieſer Wahlſtatt Tauſende und Tauſende von Toten und Sterbenden — hilflos Sterbenden! Keine Blüten noch Blumen ſind auf den Wegen und Wieſen zu ſehen, ſondern Säbel, Bajonette, Torniſter, Mäntel, umgeſtürzte Munitionswagen, in die Luft geflogene Pulverkarren, Geſchütze mit gebrochenen Laffetten . . . Neben den Kanonen, deren Schlünde von Rauch geſchwärzt ſind, iſt der Boden am blutigſten; dort liegen die meiſten und verſtümmelſten Toten und Halbtoten — von Kugeln buchſtäblich zerriſſen. Und die toten und halbtoten Pferde — ſolche, die auf den Füßen, welche ihnen geblieben ſind, ſich aufrichten, um wieder hinzuſinken,

wieder ſich aufſtellen und wieder hinfallen, bis ſie die Köpfe heben, um ihren ſchmerzbeladenen Sterberuf hinauszuſchreien . . . Ein Hohlweg iſt mit in den Kot der Straße getretenen Körpern ganz angefüllt. Die Unglücklichen hatten ſich wohl hierher geflüchtet, um geborgen zu ſein — aber eine Batterie iſt über ſie hinweggefahren — von Pferdehufen und Rädern ſind ſie zermalmt . . . Viele darunter leben noch — eine breiige, blutige Maſſe, aber „leben noch".

Und noch gibt es Hölliſcheres als Alles dies: es iſt das Erſcheinen des niederträchtigſten Abſchaums der kriegführenden Menſchheit — der Schlachtfeld-Hyäne. „Das ſchleicht herbei, das die Leichenbeute witternde Ungetüm, beugt ſich über Tote und noch Lebende herab und reißt ihnen die Kleider vom Leibe. Erbarmungslos. Die Stiefeln werden vom blutenden Bein, die Ringe von der verwundeten Hand gezogen — oder um den Ring zu haben, wird der Finger einfach abgeſchnitten; und wenn ſich das Opfer wehren will, dann wird es von der Hyäne gemordet oder — um nicht einſt wieder erkannt zu werden — ſticht ſie ihm die Augen aus . . ."

Ich ſchrie laut auf. Bei des Doktors letzten Worten hatte ich die ganze Scene wieder mitangeſehen, und die Augen, in welche die Hyäne ihr Meſſer gebohrt, das waren Friedrichs blaue, ſanfte, geliebte Augen . .

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, aber Sie haben es gewollt . . ."

„Ja, ja — ich will Alles hören. Was Sie da

beſchrieben haben, war die Nacht, welche auf die Schlacht folgt — dieſe Scenen haben ſich bei Sternenſchein abgeſpielt —“

„Und bei Fackelſchein. Die vom Sieger zum Durchſuchen des Schlachtfeldes ausgeſchickten Patrouillen tragen Fackeln und Laternen. Und rote Laternen ragen an Signalſtangen empor, um die Orte zu bezeichnen, an welchen fliegende Hoſpitäler errichtet worden ſind.“

„Und der nächſte Morgen — wie zeigt der die Wahlſtatt?“

„Beinah noch fürchterlicher. Der Gegenſatz von dem helllächelnden Tagesgeſtirn zu der grauſigen Menſchenarbeit, die es beleuchtet, wirkt doppelt ſchmerzlich. Des Nachts hatte das ganze Schreckbild etwas geſpenſterhaft-phantaſtiſches, bei Tag iſt es einfach — troſtlos. Jetzt erſt ſieht man die Maſſenhaftigkeit der umherliegenden Leichen: auf den Straßen, zwiſchen den Feldern, in den Gräben, hinter Mauertrümmern; überall, überall Tote. Geplündert, mitunter nackt. Eben ſo die Verwundeten. Dieſe, welche trotz der nächtlichen Arbeit der Sanitätsmannſchaften noch immer in großer Zahl umherliegen, ſehen fahl und zerſtört aus, grün und gelb, mit ſtierem, ſtumpfſinnigem Blick; oder aber unter wütenden Schmerzen ſich krümmend, flehen ſie Jeden an, der in die Nähe kommt, daß er ſie töte. Schwärme von Aaskrähen laſſen ſich auf die Wipfel der Bäume nieder und verkünden mit lautem Gekrächz das lockende Feſtmahl . . . Hungrige Hunde aus den Dörfern kommen herbeigerannt und lecken das

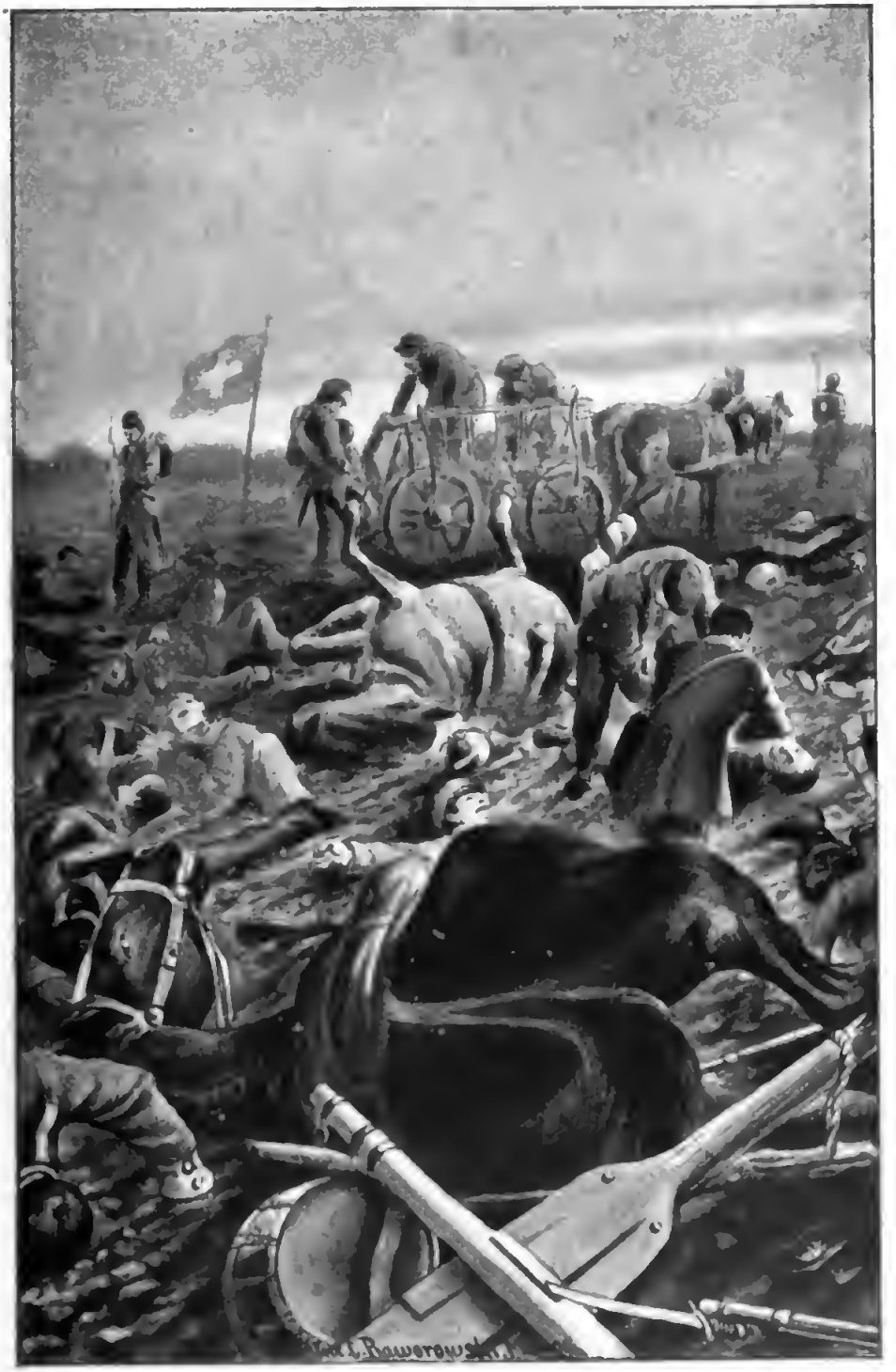
Blut der Wunden. Noch ſieht man einige Hyänen, welche noch immer haſtig weiter arbeiten . . . Und jetzt kommt das große Begraben —"

„Wer thut das? — Die Sanität?"

„Wie könnte die zu ſolcher Maſſenarbeit ausreichen? Die hat bei den Verwundeten vollauf zu thun."

„Alſo kommandierte Truppen?"

„Nein: herbeigeſchafftes oder auch freiwillig heranlaufendes Geſindel: Landſtreicher, Leute vom Troß, welche ſich bei den Marketenderbuden, bei den Bagagewagen aufhielten, und welche jetzt neben den Bewohnern der Armenhäuſer und der Hütten von den Militärgewalten herbeigetrieben werden, um Gräber zu graben — recht große, das heißt — weite Gräber, denn tief werden ſie nicht gemacht. Dazu wäre keine Zeit. Dahinein wirft man die toten Körper — kopfüber, kopfunter, wie es gerade kommt. Oder man macht es ſo: über einen aus Leichen gebildeten Haufen wirft man ein bis zwei Fuß hohe Erde hinauf; das ſieht dann auch aus wie ein Tumulus. Ein paar Tage darauf kommt ein Regen und ſpült die Hülle von den verweſenden Leichnamen weg — aber was liegt daran? Die flinken und luſtigen Totengräber denken nicht ſo weit. Luſtige und flotte Arbeiter ſind ſie, das muß man ihnen laſſen. Es werden da Lieder gepfiffen und allerlei zweideutige Witze gemacht — ja mitunter tanzt eine Hyänenrunde um das offene Grab. Ob in manchen Körpern, die da hinabgeſchleudert oder mit Erde verſchüttet werden, noch Leben ſich regt — darum kümmern ſie ſich auch nicht. Der Fall iſt unvermeidlich, denn



Starrkrampf tritt bei Verwundungen häufig auf. Manch zufällig Errettete haben von der Gefahr des Lebendig-begraben-werdens, der sie entronnen, erzählt. Aber wie Viele giebt es derer, die nichts erzählen konnten? Wenn man einmal ein paar Fuß Erde über dem Mund liegen hat, so muß man den Mund wohl halten." . . .

O mein Friedrich, mein Friedrich! stöhnte es in meiner Seele.

„Das ist das Bild des nächsten Morgens," schloß der Regimentsarzt. „Soll ich noch weiter erzählen, was den nächsten Abend geschieht? Da wird —"

Das will ich Ihnen sagen, Herr Doktor," unterbrach ich. „In eine von den beiden Hauptstädten der beteiligten Reiche ist die telegraphische Nachricht des glorreichen Sieges angelangt. Da wurde vormittags — während des Hyänentanzes um die Gruben — in den Kirchen „Nun danket Alle Gott" gesungen und abends — da stellt die Mutter, oder das Weib eines lebendig Begrabenen ein paar brennende Kerzen auf den Fensterſims, denn die Stadt wird beleuchtet."

„Ja, gnädige Frau, diese Komödie wird zu Hause aufgeführt. Indessen, auf dem Schlachtfeld selber ist mit dem zweiten Sonnenuntergang die Tragödie noch lange nicht abgespielt. Außer Denjenigen, welche in die Lazarethe und in die Gräber untergebracht worden, gibt es noch die Ungefundenen. Hinter dichtem Gebüsch, in hohen Ährenfeldern, oder zwischen Bautrümmern verborgen, sind sie den Blicken der Krankenträger und Totengräber entgangen. Für jene Unglücklichen beginnt

nun das Martyrium einer mehrere Tage und mehrere Nächte langen Agonie: in der sengenden Hitze des Mittags, in den schwarzen Schauern der Mitternacht, gebettet auf Steinen und Disteln, im scharfen Verwesungsgeruch der naheliegenden Leichen und der eigenen faulenden Wunden, den festenden Geiern zur noch zuckenden Beute . . ."

* * *

Das war eine Reise! — Der Regimentsarzt hatte schon lange aufgehört zu sprechen, aber die Auftritte, welche er geschildert, fuhren unausgesetzt fort, vor meinem inneren Auge sich abzuspielen. Um diesem mich verfolgenden Gedankenreigen zu entgehen, schaute ich zum Wagenfenster hinaus und versuchte, im Anblick der Landschaft Zerstreuung zu finden. Aber auch hier boten sich dem Blicke Bilder des Kriegsjammers. Zwar hatte in dieser Gegend keine gewaltsame Verwüstung stattgefunden: es rauchte da kein zerschossenes Dorf, hier hatte „der Feind" noch nicht gehaust; aber was hier nun wütete, ist vielleicht noch schlimmer: nämlich die Furcht vor dem Feinde. „Die Preußen kommen! die Preußen kommen!" war die Schreckenslosung auf der ganzen Strecke; und wenn auch im Vorbeifahren diese Worte nicht zu hören waren, ihre Wirkung konnte man vom Wagenfenster aus deutlich erschauen. Überall auf allen Straßen und Wegen fliehende, mit Sack und Pack ihr Heim verlassende Menschen. Ganze Wagenzüge bewegten sich landein-

wärts — gefüllt mit Bettzeug, Hausgerät und Vorräten. Alles ſichtlich in größter Eile aufgeladen. Auf demſelben Karren kleine Schweine, das jüngſte Kind und ein paar Kartoffelſäcke, nebenher, zu Fuß, Mann und Weib und die größeren Kinder: — ſo ſah ich eine auswandernde Familie auf einer nahen Straße ſich fortbewegen. Wohin gingen die Armen? Das wußten ſie wohl ſelber kaum — nur fort, fort von den „Preußen“. So flieht man das praſſelnde Feuer oder die ſteigende Flut.

Öfters brauſte auf den Nebengeleiſen ein Zug an uns vorüber: — Verwundete, immer wieder Verwundete; immer wieder die aſchfahlen Geſichter, die verbundenen Köpfe, die in der Binde getragenen Arme. Auf den Halteſtellen beſonders konnte man an dieſem Anblick in allen Varianten ſich ſattſam erlaben. Sämtliche große und kleine Perrons, auf welchen man ſonſt das wartende Völklein der Reiſenden fröhlich umherſtehen und -gehen ſieht, waren jetzt mit liegenden und kauernden Geſtalten gefüllt. Das ſind die aus den umgebenden Feld- und Privatlazarethen herbeigeſchafften kranken Soldaten, welche den nächſten Eiſenbahnzug abwarten, der einen neuen Verwundetentransport befördern kann. So müſſen ſie ſtundenlang liegen — und wer weiß, wie viel Transportierungen ſie ſchon hinter ſich haben? Vom Kampffeld zum Verbandplatz, von da zur Ambulance, von dieſer in ein fliegendes Feldhoſpital, dann in die Ortſchaft — jetzt zur Eiſenbahn; und von hier ſteht ihnen noch die Fahrt nach Wien bevor; dort vom Bahnhof zum Spital und von

da, nach ſo langen Leiden, vielleicht zum Regiment zurück, vielleicht zum Friedhof . . . Mir ward ſo leid, ſo leid, ſo ſchrecklich leid um die armen Teufel! — ich hätte zu jedem Einzelnen hinknien wollen und ihm Worte des Mitgefühls zuflüſtern. Aber der Doktor ließ mich nicht. Wenn wir an einer Station ausſtiegen, nahm er mich am Arm und führte mich in das Büreau des Stationschefs. Hierher brachte er mir Wein oder ſonſt eine Erfriſchung.

Die Schweſtern walteten auch ſchon hier ihres barmherzigen Amtes. Sie reichten den Verwundeten an Trank und Speiſe, was nur aufzutreiben war: aber öfters gab es nichts, die Vorräte in den Reſtaurationen waren zumeiſt erſchöpft. Dieſes Getriebe auf den Bahnhöfen, namentlich auf den größeren, machte mir einen ſinnverwirrenden Eindruck; es ſchien mir wie „ein böſer Traum“. Dieſes Hin- und Herrennen, dieſes wüſte Durcheinander — abmarſchbereite Truppen — Flüchtlinge — Krankenträger — Haufen blutender und wimmernder Soldaten — ſchluchzende, händeringende Frauen —; Geſchrei, barſche Kommandorufe — überall Gedränge, nirgends ein freier Durchgang — aufgeſchichtetes Gepäck, Kriegsmaterial, Kanonen, abſeits Pferde und brüllendes Hornvieh — dazwiſchen das unausgeſetzte Geläute des Telegraphen — durchfahrende Züge, welche mit aus Wien anlangender Reſerve vollgefüllt — vielmehr vollgepfropft — ſind . . . Nicht anders waren dieſe Soldaten in den Wagen dritter und vierter Klaſſe — ja in Laſt- und Viehwaggons — untergebracht, nicht anders wie Schlacht-

vieh. Und im Grunde genommen, ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken; was waren sie denn anderes? Wurden sie nicht auch zur „Schlacht“ — wurden sie nicht auf den großen politischen Markt geschleppt, wo mit Kanonenfutter — chair à canon — geschachert wird? Da rollten sie vorbei. Tolles Gebrüll — war es ein Kriegslied? — schallte heraus und übertönte das rasselnde Gepolter der Räder; eine Minute — und der Zug war verschwunden. Mit Windeseile trug er einen Teil seiner Fracht dem sicheren Tode entgegen. Ja — sicherem Tode... Wenn auch kein Einzelner von sich sagen kann, daß er sicher fällt, ein gewisser Prozentsatz von der Gesamtheit muß und wird fallen. Zu Felde ziehende Heere, die sich auf der Heerstraße zu Fuß oder zu Roß fortbewegen: das mag noch eine gewisse antike Poesie an sich haben; aber der moderne Schienenweg, das Symbol der nationenverbindenden Kultur, als Beförderungsmittel der losgelassenen Barbarei: — das ist gar zu widersinnig und abscheulich. Wie falsch klingt da auch das Telegraphengeklingel ... dieses herrliche Siegeszeichen des menschlichen Intellekts, der es fertig gebracht hat, den Gedanken mit Blitzesschnelle von einem Land zum andern zu leiten; alle diese neuzeitlichen Erfindungen, welche bestimmt sind, den Verkehr der Völker zu fördern, das Leben zu erleichtern, zu verschönern, zu bereichern: die werden jetzt von jenem altweltlichen Prinzip mißbraucht, welches die Völker entzweien und das Leben vernichten will. „Seht unsere Eisenbahnen, seht unsere Telegraphen — wir

ſind civiliſierte Nationen", prahlen wir den Wilden gegenüber und benutzen dieſe Dinge zur verhundertfachten Entfaltung unſerer Wildheit . . .

Daß mich lauter ſolche Gedanken quälen mußten, während ich an den Stationen auf das Weiterfahren unſeres Zuges wartete — das vertiefte und verbitterte noch mein Leid. Ich beneidete faſt Jene, die da nur in naivem Schmerze die Hände rangen und weinten, die ſich nicht im Zorn aufbäumten gegen die ganze Schauerkomödie — die Niemanden anklagten, nicht einmal jenen „Herrn der Heerſchaaren", von dem ſie doch glaubten, daß er es ſei, der das hereingebrochene Unglück über ſie verhängt . . .

* * *

Es war ſpät abends, als ich in Königinhof anlangte. Meine Reiſegefährten hatten an einer früheren Station bleiben müſſen. Ich war allein — in Furcht und Bangen. Wie, wenn Doktor Breſſer verhindert worden wäre, zu kommen? Was ſollte ich dann hier beginnen? Zudem war ich von der Fahrt wie gerädert, von den durchgemachten Trauer- und Schauerempfindungen ganz entnervt. Wäre nicht die Sehnſucht nach Friedrich geweſen, ſo hätte ich mir nur noch den Tod gewünſcht. Sich hinlegen können und einſchlafen und nie wieder erwachen in einer Welt, in der es ſo grauſam und wahnſinnig zugeht! . . . Nur eins nicht: am Leben bleiben und Friedrich unter den Vermißten wiſſen!

Der Zug hielt. Mühsam und zitternd stieg ich aus und nahm mir mein Handgepäck herab. Ich führte ein Handkofferchen bei mir, mit etwas Wäsche für mich und Charpie und Verbandzeug für den Verwundeten; außerdem eine Reise-Toilettentasche. Die hatte ich so gewohnheitsmäßig mitgenommen, in dem anerzogenen Glauben, daß man gar nicht sein könne, ohne die silbernen Büchsen und Kapseln, die Seifen und Wasser, die Bürsten und Kämme. Reinlichkeit — diese Tugend des Körpers, dasselbe, was Ehrlichkeit für die Seele — diese zweite Natur des Kulturmenschen: wie mußte ich jetzt erst erfahren, daß darauf in solchen Zeiten ganz verzichtet werden muß. Nun ja — es ist ja nur folgerichtig: der Krieg ist die Verneinung der Kultur, also müssen durch ihn alle Errungenschaften der Kultur wegfallen; ein Rückschlag in die Wildheit ist er, also muß er alles Wilde im Gefolge haben — darunter auch jenes, dem Edelmenschen so furchtbar verhaßte Ding: den Schmutz.

Die Kiste mit Material für die Spitäler, die ich in Wien für Doktor Bresser besorgt hatte, war mit den anderen Kisten des Hilfskomitees aufgegeben worden — wer weiß wann und wo dieselbe abgeliefert wurde? Ich hatte nichts bei mir, als meine zwei Stück Handgepäck und ein umgehängtes Geldtäschchen, welches mit einigen Hundertgulden-Noten gefüllt war. Schwankenden Schrittes ging ich über die Schienen nach dem Perron. Dort herrschte, trotz der späten Stunde, dasselbe Gewühle wie auf den anderen Stationen, und immer dasselbe Bild: Verwundete — Verwundete. Nein, nicht

dasſelbe Bild: ärger noch. Königinhof war ein Ort, der mit dieſen Unglücklichen überfüllt war; es gab im ganzen Ort keinen unbelegten Raum, und nun hatte man die Kranken ſcharenweiſe zur Eiſenbahn gebracht, wo ſie, ganz notdürftig verbunden, überall umherlagen, auf der Erde, auf den Steinen . . .

Es war eine finſtere, mondloſe Nacht; der Schauplatz war nur durch drei oder vier an Pfählen befindliche Laternen beleuchtet. Erſchöpft und ſchlaf-, beinahe todesſchlafbedürftig, ſank ich auf die freie Ecke einer Bank und legte mein Gepäck vor mir auf den Boden.

Ich hatte vorerſt nicht den Mut, mich umzuſehen, ob unter den vielen Menſchen, die hier geſchäftig hin und her ſchoſſen, auch Doktor Breſſer ſei. Faſt war ich überzeugt, daß ich ihn nicht finden würde. Es gab ja zehn Chancen gegen eine, daß er verhindert worden zu kommen, oder daß er zu einer anderen als zur bezeichneten Stunde hier einträfe; einen regelmäßigen Verkehr gab es ja überhaupt nicht mehr: mein Zug war gewiß viel ſpäter eingetroffen, als in der Fahrordnung verzeichnet ſtand. Ordnung: auch ein Kulturbegriff — mit dem war ja ringsum gleichfalls gebrochen . . .

Mein Unternehmen erſchien mir jetzt als ein wahnwitziges. Dieſes vermeintliche Rufen Friedrichs — glaubte ich denn ſonſt an derlei myſtiſche Dinge? — es entbehrte ſicher aller Begründung. Wer weiß — vielleicht war Friedrich auf dem Weg nach Hauſe — vielleicht auch tot — warum ſuchte ich ihn hier? Eine

andere Stimme begann jetzt nach mir zu rufen, andere Arme breiteten ſich mir entgegen: Rudolf, mein Sohn — wie würde er nach der „Mama“ gefragt haben und nicht haben einſchlafen können, ohne den mütterlichen Gutenachtkuß . . Wohin würde ich mich hier wenden, wenn ich Breſſer nicht fände? Und die Hoffnung ihn zu finden, war mir plötzlich ſo gering geworden, wie unter hunderttauſenden von Loſen die Hoffnung auf einen Haupttreffer. Zum Glück hatte ich mein Täſchchen mit dem Gelde — der Beſitz von Banknoten bietet immer Auskunftsmittel. Unwillkürlich griff an die Stelle, wo das Täſchchen hängen ſollte . . . Großer Gott! Der Riemen, an welchem es befeſtigt geweſen, abgeriſſen — das Täſchchen fort — verloren! . . . Welcher Schlag! Und doch, ich brachte es zu keiner Anklage gegen das Schickſal; ich vermochte nicht, zu jammern: „Zufall, wie hart triffſt du mich“, denn in einer Zeit, wo rings das Unglück hagelte, über das eigene Unglückchen klagen, da hätte man vor ſich ſelber ſich ſeiner Selbſtſucht ſchämen müſſen. Und zudem: für mich gab es nur eine ſchreckliche Möglichkeit: Friedrichs Tod — alles Andere war nichts.

Ich muſterte alle Anweſenden: kein Doktor Breſſer.

Was nun beginnen? An wen mich wenden? Ich hielt einen Vorübergehenden an:

„Wo kann ich den Stationschef finden?“

„Sie meinen den Dirigenten der hieſigen Krankenſtation, Stabsarzt S.? Dort ſteht er.“

Den hatte ich zwar nicht gemeint, aber vielleicht konnte er mir Auskunft über Doktor Breſſer geben.

Ich näherte mich der bezeichneten Stelle. Der Stabsarzt sprach eben mit einem vor ihm stehenden Herrn:

„Es ist ein Elend", hörte ich ihn sagen. „Man hat hier und in Turnau Depots für alle Hospitäler des Kriegsschauplatzes errichtet; die Gaben strömen massenhaft zu — Wäsche, Lebensmittel, Verbandzeug so viel man will — aber was damit beginnen? Wie abladen — wie sortieren — wie weitersenden? Es fehlt uns an Händen — wir würden hundert rührige Beamte brauchen —"

Schon wollte ich den Stabsarzt ansprechen, als ich einen Mann auf ihn zueilen sah, in dem ich — o Freude — Doktor Bresser erkannte. In meiner Erregung fiel ich dem alten Hausfreund um den Hals.

„Sie? Sie, Baronin Tilling? Was machen Sie denn hier?"

„Ich bin gekommen, zu helfen, zu helfen . . . Ist Friedrich nicht in einem Ihrer Spitäler?"

„Ich habe ihn nicht gesehen."

War mir diese Nachricht Enttäuschung oder Erleichterung? — Ich weiß es nicht. Er war nicht da . . . also entweder tot oder unversehrt . . . übrigens, Bresser konnte unmöglich alle Verwundeten der Umgebung erkannt haben — ich mußte selber alle Lazarethe absuchen.

„Und Frau Simon?" fragte ich weiter.

„Die ist schon seit mehreren Stunden hier . . . eine herrliche Frau! Rasch entschlossen, umsichtig . . . Jetzt ist sie eben beschäftigt, die hier liegenden Verwundeten in leerstehende Eisenbahnwaggons unter-

zubringen. Sie hat erfahren, daß in einem nahen Orte — in Horonewos — die Not am größten sei. Dort will sie hinfahren und ich begleite sie."

„Ich auch, Doktor Bresser! Lassen Sie mich mitkommen" . . .

„Wo denken Sie hin, Baronin Martha? Sie, so zart und verwöhnt — derlei harte, bitterharte Arbeit — —"

„Was soll ich sonst hier thun?" unterbrach ich. „Wenn Sie mein Freund sind, Doktor, helfen Sie mir mein Vorhaben ausführen . . . ich will ja Alles thun, jeden Dienst verrichten . . . Stellen Sie mich der Frau Simon als freiwillige Krankenpflegerin vor und nehmen Sie mich mit — aus Barmherzigkeit nehmen Sie mich mit!"

„Wohlan, Ihr Wille geschehe. Da ist die tapfere Frau — kommen Sie" . . .

* * *

Als mich Doktor Bresser zu Frau Simon geführt und mich derselben als Krankenpflegerin vorstellte, nickte sie mit dem Kopfe, wandte sich aber sogleich wieder ab, um einen Befehl zu erteilen. Ihre Züge konnte ich in dem zweifelhaften Lichte nicht erkennen.

Fünf Minuten später waren wir auf der Fahrt nach Horonewos. Ein Leiterwagen, der eben von dort Verwundete gebracht, diente uns als Fahrgelegenheit. Wir saßen auf dem Stroh, das vielleicht

noch blutig war von der vorigen Fracht. Der Soldat, welcher neben dem Kutscher saß, hielt eine Laterne, welche unstäten Schein auf unsere Straße warf. „Böser Traum — böser Traum“: immer mehr und mehr hatte ich den Eindruck, einen solchen durchzumachen. Das Einzige, was mich an die Wirklichkeit meiner Lage mahnte und was mir zugleich eine Beruhigung war, war Doktor Bressers Nähe. Ich hatte meine Hand in die seine gelegt und sein anderer Arm unterstützte mich:

„Lehnen Sie sich an mich, Baronin Martha — armes Kind“, sagte er sanft.

Ich lehnte mich an, so gut ich konnte, aber doch: welche Folterlage! Wenn man sein ganzes Leben lang gewohnt war, auf schwellenden Sitzen, sprungfederigen Wagen und weichen Betten zu ruhen, wie schwer fällt es da — zumal nach einer ermüdenden Tagereise, in einem schüttelnden Leiterwagen zu sitzen, dessen harter Brettergrund nur mit einer Lage blutfeuchten Strohs gepolstert ist. Und ich war doch unverletzt — wie muß erst denen zu Mute sein, die mit zerschmetterten Gliedern, mit hervorstehenden Knochensplittern auf solchem Fuhrwerk über Stock und Stein gejagt werden?

Bleischwer fielen mir die Lider zu. Ein wehthuendes Schläfrigkeitsgefühl peinigte mich. Bei der Unbequemlichkeit meiner Lage — alle Glieder schmerzten mich — bei der Erregtheit meiner Nerven war ja Schlaf unmöglich; desto grausamer wirkte das nicht zu bannende Schlafbedürfnis. Gedanken und Bilder,

ſo verworren wie Fieberträume, wirbelten in meinem Hirn. Alle die Schauerſcenen, welche der Regimentsarzt erzählt hatte, wiederholten ſich vor meinem Geiſt, teils mit den Worten des Erzählers ſelbſt, teils als die Geſichts- und die Gehörsvorſtellungen, welche dieſe Worte hervorgerufen hatten: ich ſah die ſchaufelnden Totengräber, ſah die Hyänen einherſchleichen, hörte die verzweifelten Opfer des in Brand geſchoſſenen Lazareths ſchreien; und dazwiſchen fielen, als würden ſie laut und in des Regimentsarztes Stimme geſprochen, Worte wie: Aaskrähen, Marketenderbude, Sanitätspatrouille. Das hinderte mich aber nicht daneben auch noch das Geſpräch zu vernehmen, welches meine Wagengefährten halblaut miteinander führten:... „Ein Teil der geſchlagenen Armee flüchtete nach Königgrätz“, erzählte Doktor Breſſer. „Die Feſtung aber war verſchloſſen und von den Wällen wurde auf die Flüchtigen geſchoſſen — namentlich auf die Sachſen, die man in der Dämmerung für Preußen hielt. Hunderte ſtürzten ſich in die Wallgräben und ertranken ... An der Elbe ſtockte die Flucht und die Verwirrung erreichte den höchſten Grad. Die Brücken waren von Pferden und Kanonen ſo vollgeſtopft, daß das Fußvolk keinen Platz mehr fand ... Tauſende ſtürzten ſich in die Elbe — auch Verwundete“ ...

„Es ſoll entſetzlich ſein in Horonewos“, ſagte Frau Simon. „Alles von ſeinen Bewohnern verlaſſen — Dorf und Schloß. Sämtliche innere Räume zerſtört und doch mit hilfloſen Verwundeten angefüllt... Wie wohl wird den Unglücklichen die Labung thun,

die wir ihnen bringen! Aber es wird zu wenig — zu wenig sein!"

„Und zu wenig auch unsere ärztliche Hilfe", versetzte Doktor Bresser. „Wir müßten unserer Hundert sein, um das Erforderliche thun zu können. Es fehlt an Instrumenten und Medikamenten — und hälfen uns auch diese? Die Überfüllung dieser Ortschaften ist derart, daß der Ausbruch gefährlicher Epidemien droht. Die erste Sorge ist stets die, so viel Verwundete als möglich wegzubefördern, aber ihr Zustand ist zumeist ein so jammervoller, daß kein Gewissen den Transport auf sich nehmen kann . . . sie fortschaffen heißt, sie töten; sie dortlassen, heißt den Hospitalbrand herbeiführen — eine schwere Alternative! Was ich in diesen Tagen — seit der Schlacht von Königgrätz, Schauriges und Trauriges gesehen, das übersteigt alle Begriffe. Sie müssen sich auf das Schlimmste gefaßt machen, Frau Simon."

„Ich habe langjährige Erfahrung und Mut. Je größer das Elend, desto mehr steigt meine Willenskraft."

„Ich weiß. Dieser Ruf ist Ihnen vorausgegangen. Ich hingegen, wenn ich so viel Elend sehe, fühle allen Mut sinken und es stockt mir das Herz. Hunderte — ja tausende von Hilfsbedürftigen um Hilfe flehen hören und nicht helfen können — es ist gräßlich! In all diesen um das Schlachtfeld eiligst errichteten Ambulancen fehlte es an Erquickungsmitteln; vor allem: kein Wasser. Die meisten vorhandenen Brunnen sind von den Bewohnern unbrauchbar gemacht worden . . .

weit und breit kein Stück Brot aufzutreiben ... Alle Räume, die ein Dach tragen: Kirchen, Meierhöfe, Schlöſſer, Hütten, ſind mit Kranken gefüllt — alles, was einem Wagen gleicht, wird mit einer Ladung Verwundeter weggeführt ... Die Straßen bedecken ſich nach allen Richtungen mit ſolchen Höllenkarren — denn wahrlich, was da an Leiden auf Rädern rollt, das iſt hölliſch. Da liegen ſie — Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten — von Blut, Staub und Schmutz bis zur Unkenntlichkeit entſtellt, mit Wunden, für die es keine menſchenmögliche Hilfe gibt, Klagetöne, Schreie ausſtoßend, die nichts Menſchliches haben — und doch: die noch ſchreien können, ſind die Beklagenswerteſten nicht ..."

„Da ſterben wohl Viele unterwegs?"

„Gewiß. Oder wenn ſie abgeladen worden — in irgend einem überfüllten Raum — enden ſie ſtill und unbemerkt auf dem erſten beſten Bündel Stroh, auf welches ſie ſich fallen ließen. Manche ſtill — manche aber auch in verzweifeltem Todeskampfe tobend und raſend, die haarſträubendſten Flüche ausſtoßend ... Solche Flüche mußte wohl jener Herr Twinnig aus London gehört haben, welcher bei der Genfer Konferenz folgenden Vorſchlag machte: „Wenn der Zuſtand eines Verwundeten nicht die geringſte Hoffnung der Heilung übrig läßt, wäre es in dieſem Fall nicht angemeſſen, daß man ihm erſt den Troſt der Religion ſpende, ihm, ſo weit es die Umſtände geſtatten, einen Augenblick der Sammlung laſſe und dann ſeiner Agonie auf die wenigſt ſchmerzliche Weiſe ein Ende mache?

Man verhinderte dadurch, daß er wenige Augenblicke ſpäter ſtirbt, das Fieber im Gehirn und vielleicht die Gotteslästerung auf der Zunge."

„Wie unchriſtlich!" rief Frau Simon.

„Was? Das Gnadenſtoßgeben?"

„Nein — die Anſicht, daß eine inmitten der unerträglichſten Martern ausgeſtoßene Läſterung der Seele des Gemarterten gefährlich werden könne . . . So ungerecht iſt der Gott der Chriſten nicht und ſicher nimmt er jeden gefallenen Krieger in Gnaden auf" . .

„Mohammeds Paradies wird auch jedem Türken zugeſichert, der einen Chriſten erſchlagen hat," entgegnete Breſſer. Glauben Sie mir, geehrte Frau Simon, jene Gottheiten alle, welche als kriegslenkend dargeſtellt werden und deren Beiſtand und Segen die Prieſter und Befehlshaber den Kämpfern als Mordlohn verſprechen, die ſind alle für Läſterungen gleich taub wie für Bitten. Sehen Sie dort hinauf: jener Stern erſter Größe, mit rötlichem Lichte — man ſieht ihn nur alle zwei Jahre über unſeren Häuptern flimmern — oder vielmehr leuchten, er flimmert nicht — das iſt der Planet Mars — das dem Kriegsgott gewidmete Geſtirn; jenem Gott, der in der alten Zeit ſo gefürchtet und geehrt wurde, daß er weit mehr Tempel beſaß, als die Göttin der Liebe. Schon in der Schlacht bei Marathon, ſchon in dem engen Paß der Thermopylen hat jener Stern dem Kampf der Menſchen blutfarbig vorgeleuchtet und zu ihm ſtiegen die Flüche der Gefallenen auf; ihn beſchuldigten ſie

ihres Unglücks, während er ahnungslos und friedlich — damals wie heute — die Sonne umkreiſte. Feindliche Geſtirne? . . . die gibt es nicht. Der Menſch hat keinen anderen Feind, als den Menſchen — der aber iſt grimmig genug. — Und auch keinen anderen Freund", ſetzte Breſſer nach einer kleinen Pauſe hinzu. „Davon geben Sie ſelber ein Beiſpiel, hochherzige Frau, Sie ſind —"

„O Doktor!" unterbrach Frau Simon. „Schauen Sie — dort, der Flammenſchein, am Horizont . . . ſicherlich ein brennendes Dorf!"

Ich öffnete die Augen und ſah den roten Schein.

„Nein", ſagte Doktor Breſſer — „es iſt der aufgehende Mond.

Ich verſuchte, eine bequemere Stellung anzunehmen und ſetzte mich ein wenig auf. Fortan wollte ich vermeiden die Augen zu ſchließen: dieſer Zuſtand des Halbſchlafes mit dem Bewußtſein des Nichtſchlafens, worin die entſetzlichen Phantaſiebilder ihren wilden Reigen aufführten — das war gar ſo qualvoll . . . lieber an dem Geſpräche der beiden teilnehmen und mich von den eigenen Gedanken losreißen.

Aber der Mann und die Frau waren verſtummt. Sie blickten nach der Stelle, wo nun wirklich das Nachtgeſtirn emporſtieg. Und nach einer Weile fielen meine Augen doch wieder zu. Diesmal war es der Schlaf. In der einen Sekunde, in der ich fühlte, daß ich einſchlief, daß die Welt um mich aufhörte zu beſtehen, empfand ich ſolche Wonne des Nichtſeins, daß

mir ſelbſt der Bruder meines Beglückers — der Tod — ganz willkommen geweſen wäre.

Ich weiß nicht, wie lange Zeit ich in dieſer negativ-ſeligen Exiſtenzentrückung zubrachte — aber plötzlich und gewaltſam wurde ich herausgeriſſen. Kein Lärm, keine Erſchütterung war es, was mich geweckt hatte, ſondern ein Qualm unerträglich verpeſteter Luft.

„Was iſt das?!“

Gleichzeitig mit mir riefen auch die anderen dieſe Frage aus.

Unſer Wagen bog um eine Ecke und am Wegrand ward uns die Antwort. Vom Monde hell beleuchtet, ragte da eine weiße Mauer empor, vermutlich eine Kirchhofmauer. Jedenfalls hatte ſie als Schutzwehr gedient — am Fuße derſelben, aufgeſchichtet, lagen zahlreiche Leichen ... Der Verweſungsgeruch, der von dieſen toten Körpern aufſtieg, war es, der mich aus dem Schlaf geriſſen hatte. Als wir vorbeifuhren, hob ſich ein dichter Schwarm von Raben und Krähen kreiſchend von dem Leichenhaufen empor, flatterte eine Zeit lang — wie ſchwarzes Gewölk gegen den hellen Himmelhintergrund und ließ ſich dann wieder zum Schmauſe nieder ..

„Friedrich, mein Friedrich!!“

„Beruhigen Sie ſich, Baronin Martha“, tröſtete mich Breſſer; „Ihr Mann konnte nicht dabei geweſen ſein.“

Der kutſchierende Soldat hatte ſein Geſpann angetrieben, um ſchneller aus dem Bereiche des mephi-

tiſchen Dunſtes hinwegzukommen; das Fuhrwerk raſſelte und ſtolperte dahin, als wären wir auf wilder Flucht. Ich glaubte, die Pferde gingen durch . . . zitternde Angſt erfaßte mich. Mit beiden Händen klammerte ich mich an Breſſers Arm; aber den Kopf mußte ich zurück wenden, um dorthin, nach jener Mauer zu ſchauen und — war es das täuſchende Licht des Mondes, waren es die Bewegungen der auf ihre Beute zurückgekehrten Vögel? — mir war es, als regte ſich dieſe ganze Schar von Toten, als ſtreckten uns dieſe Leichname die Arme nach, als rüſteten ſie ſich, uns zu verfolgen . . .

Ich wollte ſchreien, aber die furchtgepreßte Kehle verſagte mir den Dienſt.

* * *

Wieder bog der Wagen um eine Straßenecke.

„Hier ſind wir, das iſt Horonewos“, hörte ich den Doktor ſagen, und er befahl dem Kutſcher, zu halten.

„Was beginnen wir mit der Frau?“ klagte Frau Simon — „die wird uns eher ein Hindernis ſein — ſtatt einer Hilfe.“

Ich raffte mich auf:

„Nein, nein“, ſagte ich — „es iſt mir jetzt beſſer . . . Ich will Ihnen helfen, ſo gut ich kann.“

Wir befanden uns inmitten des Ortes, vor dem Thore eines Schloſſes.

„Hier wollen wir zuerſt ſehen, was ſich thun läßt

ſagte der Doktor. „Das Schloß, von ſeinen Beſitzern verlaſſen, ſoll vom Keller bis zum Dache mit Verwundeten angefüllt ſein.“

Wir ſtiegen ab. Ich konnte mich kaum auf den Füßen halten, ſtrengte aber meine äußerſte Kraft an, um dies nicht merken zu laſſen.

„Vorwärts!“ ſagte Frau Simon. „Haben wir alle unſere Gepäckſachen? Was ich mitführe, wird den Leuten Labung bringen.“

„Auch in meinem Kofferchen befinden ſich Stärkungsmittel und Verbandszeug“, ſagte ich.

„Und meine Handtaſche enthält Inſtrumente und Arzneien“, fügte Breſſer hinzu, dann gab er den uns begleitenden Soldaten die nötigen Befehle: zwei ſollten bei den Pferden bleiben, die übrigen mit uns kommen.

Wir traten unter das Schloßthor. Dumpfe Klagelaute von verſchiedenen Seiten ... Alles finſter — —

„Licht! Da macht doch vor allem Licht!“ ſchrie Frau Simon.

O weh, alles mögliche hatten wir mitgebracht: Chokolade und Fleiſchextrakt, Cigarren und Leinwandſtreifen — aber an eine Kerze hatte niemand gedacht. Keine Möglichkeit, das Dunkel, das uns und die Unglücklichen umgab, aufzuhellen! Nur eine Schachtel Zündhölzer, welche der Doktor in der Taſche trug, half uns für einige Sekunden die ſchrecklichen Bilder zu ſehen, welche dieſe Stätte des Elends füllten. Der Fuß glitt auf dem von Blut ſchlüpfrigen Boden aus, wenn man ſich weiter bewegen wollte. Was nun?

Zu den hundert Verzweifelten, welche hier ſtöhnten und ſeufzten, waren nur noch ein paar Verzweifelnde und Seufzende mehr hinzugekommen: „Was nun, was nun?“

„Ich will das Haus des Pfarrers aufſuchen“, ſagte Frau Simon, „oder ſonſt im Dorfe Beiſtand holen. Kommen Sie, Doktor, geleiten Sie mich mit Ihren Streichhölzern zum Ausgang zurück; und Sie, Frau Martha, bleiben indeſſen hier —“

Hier, allein — im Finſtern, inmitten dieſer wimmernden Leute, in dem erſtickenden Geruch? Das war eine Lage! Mir ſchauderte bis in das Knochenmark. Aber ich widerſprach nicht.

„Ja“, ſagte ich — „ich bleibe an dieſer Stelle und warte, bis Sie mit Licht zurückkommen.“

„Nein“, rief Breſſer, indem er meinen Arm in den ſeinen ſchob, „kommen Sie mit — Sie dürfen in dieſem Fegefeuer nicht zurückbleiben — unter den vielleicht fiebertollen Menſchen.“

Ich war dem Freunde für dieſes Vorgehen dankbar und klammerte mich feſt an ſeinen Arm — das Zurückbleiben in dieſen Räumen hätte mich vielleicht wahnſinnig gemacht vor Angſt . . . Ach, ich war doch ein feiges, hilfloſes Geſchöpf, dem Unglück und den Schrecken nicht gewachſen, in welche ich mich da begeben hatte . . . Warum war ich nicht zu Hauſe geblieben? Dennoch, wenn ich Friedrich wiederfände? Wer weiß, ob er nicht in dieſen dunklen Räumen lag, die wir eben verließen? Ich rief — während des Hinausgehens — öfter ſeinen Namen, aber das ge-

hoffte und gefürchtete „Hier bin ich, Martha!“ ward mir nicht zurückgerufen.

Wir traten wieder ins Freie. Der Wagen ſtand noch auf derſelben Stelle. Doktor Breſſer entſchied, daß ich wieder aufſteigen ſolle.

„Frau Simon und ich gehen indeſſen im Dorfe Hilfe ſuchen“, ſagte er, „und Sie bleiben hier.“

Ich fügte mich gern, denn meine Füße konnten mich kaum tragen. Der Doktor half mir aufſteigen und richtete mir mit dem umliegenden Stroh einen Sitz zurecht. Zwei Soldaten blieben bei dem Wagen zurück. Die übrigen wurden von Frau Simon und dem Doktor mitgenommen.

Nach einer halben Stunde ungefähr kam die ganze Expedition zurück. Erfolglos. Der Pfarrhof zerſtört, wie alles Andere, und leer; ſämtliche Häuſer Ruinen; nirgends ein Licht aufzutreiben geweſen: — es blieb jetzt nichts Anderes übrig, als den Anbruch des Tages abzuwarten. Wie viele von den Unglücklichen, denen unſer Kommen ſchon Hoffnung erweckt hatte und welche unſere Hilfe jetzt noch hätte retten können, würden in dieſer Nacht wohl ſterben?

War das eine lange, bange Nacht! Obwohl thatſächlich nur noch drei bis vier Stunden bis zu Sonnenaufgang vergingen, wie endlos mußten uns dieſe Stunden ſcheinen, deren Verlauf — ſtatt durch die Pendelſchläge einer Uhr — durch die ohnmächtigen Hilferufe leidender Mitmenſchen markiert war.

Endlich dämmerte der Morgen. Jetzt konnte gehandelt werden. Frau Simon und Doktor Breſſer

machten ſich neuerdings auf den Weg, um vielleicht doch noch einige der verſteckten Dorfbewohner aufzuſtöbern. Es gelang. Aus den Trümmern krochen hier und da ein paar Bauern hervor — zuerſt ſtörriſch und mißtrauiſch; als jedoch Doktor Breſſer ſie in ihrer Mutterſprache anredete und Frau Simon mit ihrer ſanften Stimme ihnen zuſetzte, ließen ſie ſich herbei, ihre Dienſte zu leihen. Es hieß vor Allem, noch ſämtliche anderen verſteckten Einwohner auftreiben, damit ſie bei der Arbeit behilflich ſeien: die umherliegenden Toten begraben, die Brunnen in Stand ſetzen, um für die Lebenden Waſſer zu ſchöpfen; die auf den Wegen zerſtreuten Feldkeſſel zuſammenſuchen, um Geſchirre zu ſchaffen; die Torniſter der Geſtorbenen und Gefallenen ausleeren und die darin befindliche Wäſche für die Verwundeten verwenden. Jetzt kam auch ein preußiſcher Stabsarzt mit Leuten und Hilfsmitteln an — und ſo konnte endlich mit einigem Erfolg daran gegangen werden, den Unglücklichen Hilfe zu bringen. Nun war auch für mich der Augenblick gekommen, da ich vielleicht Denjenigen finden würde, auf deſſen vermeintlichen Ruf ich die unſelige Fahrt unternommen; dieſer Gedanke peitſchte meine gebrochenen Kräfte wieder einigermaßen auf.

Frau Simon begab ſich in Begleitung des preußiſchen Stabsarztes vorerſt in das Schloß, wo die meiſten Verwundeten lagen. Doktor Breſſer wollte die übrigen Räume des Dorfes durchſuchen. Ich zog es vor, mich dem Freunde anzuſchließen und ging mit dieſem. Daß Friedrich in dem Schloſſe n i c h t lag,

hatte der Doktor bereits auf einem früheren Rundgang konstatiert.

Wir hatten kaum hundert Schritte gemacht, als laute Klagerufe an unser Ohr schlugen. Dieselben drangen aus dem offenen Thor der kleinen Dorfkirche. Wir traten ein. Über hundert Menschen lagen auf dem harten Steinboden — schwerverwundet, verstümmelt. Fiebernden und irrenden Blickes schrien und jammerten sie nach Wasser. Schon an der Schwelle war mir zum Umsinken — ich schritt aber dennoch die Reihen durch: ich suchte ja Friedrich . . . Er war nicht da.

Bresser mit seinen Leuten machten sich bei den Armen zu schaffen; ich stützte mich an ein Seitenaltar und blickte mit unnennbarem Schaudern auf das Jammerbild.

Und das war der Tempel des Gottes der ewigen Liebe — das waren die wunderthätigen Heiligen, welche da in den Nischen und an den Wänden fromm die Hände falteten und ihre Köpfe unter dem goldstrahlenden Glorienschein emporhoben? . . .

„O Mutter Gottes, heilige Mutter Gottes . . . einen Tropfen Wasser . . . erbarme dich!“ hörte ich einen armen Soldaten flehen. Das hatte er zu dem buntbemalten, tauben Bilde wohl schon tagelang vergebens gebetet. — O, ihr armen Menschen, ehe ihr nicht dem Gebot der Liebe gehorcht, das ein Gott in eure Herzen gelegt hat, werdet ihr immer vergebens die Liebe Gottes anrufen — so lange unter euch die

Grauſamkeit nicht überwunden iſt, habt ihr von himmliſchem Mitleid nichts zu hoffen . . .

* * *

Was ich an dieſem ſelben Tage noch Alles ſehen und erfahren mußte!

Nicht wieder erzählen, das wäre freilich das Einfachſte und Verlockendſte. Man ſchließt die Augen und wendet den Kopf ab, wenn gar zu Grauenhaftes ſich ereignet — auch das Gedächtnis hat die Fähigkeit zu ſolchem Augenſchließen. Wenn doch nichts mehr zu helfen iſt — was läßt ſich an der ſtarren Vergangenheit ändern? — wozu ſich und die Anderen mit dem Wühlen in dem Entſetzlichen quälen?

Wozu? Das werde ich ſpäter ſagen. So viel nur jetzt: ich muß.

Mehr noch. Nicht nur mein eigenes Gedächtnis will ich anſtrengen — meine Auffaſſungskraft reichte an die Wucht der Geſchehniſſe gar nicht heran —; ich werde noch hinzufügen, was andere Zeugen jener Scenen — was Frau Simon, Doktor Brauer und der ſächſiſche Feldhoſpital-Kommandant, Doktor Naundorff, (man vergleiche des letztgenannten erſchütterndes Buch „Unter dem roten Kreuz") berichtet haben.

Wie in Horonewos, ſo hatte die Hölle noch in vielen anderen der umliegenden Ortſchaften ihre Filialen. So war es in Sweti, in Hradeck, in Problus. So in Pardubitz, wo, als es die erſten Preußen beſetzten, . . . über tauſend Schwerverwundete, Operierte und

Amputierte umherlagen, teils ſterbend, teils ſchon geſtorben, Leichen zwiſchen Verſcheidenden und ſolchen, welche ihr Ende erſehnten. Viele nur in blutigen Hemden, daß man nicht einmal wiſſen konnte, welches Landes Kinder ſie waren. Alle die, welche noch Spuren des Lebens in ſich trugen, ſchreiend nach Waſſer und Brot, ſich krümmend unter den Schmerzen ihrer Wunden, und um den Tod gleichwie um eine Wohlthat flehend.“

„Roßnitz,“ ſo ſchreibt Doktor Brauer in ſeinen Briefen, „Roßnitz, dieſer Ort, deſſen Bild bis in meine Sterbeſtunde vor meinem Gedächtniſſe ſtehen wird, Roßnitz, wohin ich am 6. Tage nach der mörderiſchen Schlacht von den Johannitern geſchickt wurde und wo das größte Elend, welches ſich menſchliche Einbildungskraft vorzuſtellen vermag, noch an dieſem Tage herrſchte. Ich fand daſelbſt unſern R. mit 650 Verwundeten, welche in elenden Scheunen und Ställen, ohne Verpflegung, mitten unter Toten und Halbtoten, teilweiſe ſeit Tagen in ihrem eigenen Kote lagen. Hier war es, wo ich nach Errichtuug des Grabhügels des gefallenen Oberſtlieutenants v. F. ſo von Schmerz überwältigt wurde, daß ich eine Stunde lang die heißeſten Thränen vergoß und mich trotz des Aufwandes meiner ganzen moraliſchen Kraft kaum zu faſſen vermochte. Obgleich ich als Arzt gewohnt bin, menſchliches Elend in allerlei Geſtalt zu erblicken und in der Ausübung meines Berufes es lernte den Jammer der gequälten menſchlichen Natur zu ertragen, ſo entquollen doch in der That hier meinen Augen

unaufhaltſame Thränen. Hier in Roßnitz war es, wo ich am zweiten Tage, als ich erkannte, daß unſere Kräfte ſolchem Elend nicht gewachſen ſeien, den Mut verlor und zu verbinden aufhörte.“ — — —

„ . . . In welchem Zuſtand waren dieſe 600 Männer (diesmal ſpricht Doktor Naundorff). Es iſt unmöglich, dies mit Wahrheit zu ſchildern. An den noch immer offenen Wunden ſaugten Mücken, mit denen ſie bedeckt waren; im Fieber funkelnde Blicke irrten forſchend umher und ſuchten nach irgend einer Hilfe — nach Labung, nach Waſſer, nach Brot! Mantel, Hemd, Fleiſch und Blut bildeten bei den Meiſten eine widerliche Miſchung. Würmer begannen ſich darin zu erzeugen und einzufreſſen. Ein abſcheulicher Geruch erfüllte jeglichen Raum. Alle dieſe Soldaten lagen auf der nackten Erde, nur Wenige fanden etwas Stroh, auf welches ſie ihre elenden, verſtümmelten Körper betten konnten. Einige, welche nur lehmigen, durchgeweichten Boden unter ſich hatten, ſind in dem Schlamme desſelben halb verſunken; ſie vermögen nicht, ſich aus ihm emporzuarbeiten; Andere liegen in einer Pfütze gräulichen Schmutzes, den zu beſchreiben jede Feder ſich ſträuben muß.“

„ . . . In Masloved“ — ſo erzählte Frau Simon — „ein Ort von ungefähr fünfzig Nummern, lagen — acht Tage nach der Schlacht — 700 Verwundete. Nicht ſowohl ihr Jammergeſchrei als ihre troſtloſe Verlaſſenheit drang zum Himmel empor. In einer einzigen Scheune waren allein 60 dieſer Unglücklichen aufgeſchichtet. Eine jede ihrer Wunden war an ſich ſchon

ſchwer, durch den hilfloſen Zuſtand, den Mangel an Pflege und Nahrung waren dieſelben hoffnungslos geworden; faſt Alle waren brandig. Zerſchoſſene Glieder bildeten nur noch faulende Fleiſchſtücke, Geſichter nur noch eine mit Schmutz bedeckte, zerronnene Blutmaſſe, in welcher eine unförmliche ſchwarze Öffnung den Mund vorſtellte, welchem gräßliche Töne entquollen. Die fortſchreitende Verweſung trennte ganze abgeſtorbene Teile von dieſen elenden Körpern. Lebendige liegen neben Toten gebettet, die in Fäulnis überzugehen beginnen und für welche die Würmer ſich rüſten.

Dieſe ſechzig Menſchen, ſo wie der größte Teil der Übrigen, lagen ſeit einer Woche auf derſelben Stelle. Ihre Wunden waren entweder gar nicht, oder nur in unzureichender Weiſe verbunden worden; ſeit dem Tage der Schlacht lagen ſie, unfähig ſich von der Stelle zu bewegen, nur mangelhaft genährt, ohne hinreichendes Waſſer. Unter ſich ein durch Blut und Unrat verfaulendes Lager, ſo verbrachten ſie acht Tage! Lebendige Leichname, durch deren zuckende Glieder eine vergiftete Blutwelle nur noch träge ihren Umlauf vollendet. Sie hatten noch nicht ſterben können, und doch — wie durften ſie erwarten, je wieder lebendig zu werden? Was iſt dabei des Staunens werter“ — beſchloß Frau Simon dieſen Bericht — „die unendliche Lebenskraft der menſchlichen Natur, welche das erduldet und noch zu atmen vermag, oder der Mangel an zureichender Hilfe?“

Das Staunenswerteſte iſt — will mich bedünken — daß Menſchen einander in ſolche Lage bringen, —

daß Menſchen, die ſo etwas geſehen, nicht kniend hinſinken und den leidenſchaftlichen Eid ſchwören, gegen den Krieg zu kriegen: daß ſie nicht — wenn ſie Fürſten ſind — das Schwert von ſich ſchleudern oder — wenn ſie keine Macht beſitzen — nicht fortan ihr ganzes Wirken, in Wort und Schrift, in Denken, Lehren und Handeln dem einen Ziele widmen: Die Waffen nieder!

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Simon — ſie nannten ſie „die Lazareth-Mutter“ — war eine Heldin. Wochenlang hatte ſie in jenen Gegenden geweilt und alle Drangſale und Gefahren ertragen. Hunderte ſind durch ſie gerettet worden. Tag und Nacht arbeitete, ſchaffte, befehligte ſie. Bald verrichtete ſie die demütigſten Dienſte an den Krankenlagern, bald kommandierte ſie Transporte oder requirierte Lebensmittel. Wenn ſie an einem Orte Hilfe geſchafft, ſo eilte ſie ohne Raſt an einen andern; ſie ließ aus Dresden eine reiche Sendung kommen und führte dieſelbe, trotz allen entgegenſtehenden Schwierigkeiten, nach den Punkten, welche der Hilfe bedurften; ſie übernahm die Vertretung der patriotiſchen Vereine auf böhmiſchem Boden und errang ſich da eine Stellung gleich derjenigen, welche Florence Nightingale in der Krim eingenommen.

Und ich? Gebrochen, troſtlos, von Schmerz und Ekel überwältigt — nichts habe ich zu helfen vermocht. Schon in der Kirche — unſere erſte Etappe — fiel ich auf den Stufen jenes Marienaltars erſchöpft zuſammen und Doktor Breſſer hatte alle Mühe, mich wieder aufzurichten. Von dort ſchleppte ich mich

an ſeiner Seite eine Strecke weiter und wir kamen in eine ſolche Scheune, welche ein Bild bot, wie es Frau Simon beſchrieben. In der Kirche wenigſtens war ein weiter Raum, wo die Unglücklichen neben einander lagen, hier aber waren ſie auf- und ineinander geſchichtet — haufen- und knäuelweiſe; in die Kirche waren doch Pflegende — vielleicht ein durchmarſchierendes Sanitätskorps — gekommen, welche zwar mangelhafte, aber doch einige Hilfe geboten hatten; hier aber waren lauter ganz ungefunden Gebliebene — eine krabbelnde, wimmernde Maſſe halbverfaulter Menſchenreſte . . . Erſtickender Ekel packte mich an der Kehle, bitterſter Jammer am Herzen — mir war als fühlte ich letzteres entzwei brechen — und ich ſtieß einen gellenden Schrei aus. Dieſer Schrei iſt das letzte, was mir von jener Scene in Erinnerung geblieben.

* * *

Als ich wieder zur Beſinnung kam, befand ich mich in einem fahrenden Eiſenbahnwagen. Mir gegenüber ſaß Doktor Breſſer. Als er gewahrte, daß ich die Augen geöffnet und erſtaunt und forſchend um mich ſchaute, ergriff er meine Hand.

„Ja, ja, Frau Martha," ſagte er, „dies iſt ein Koupee zweiter Klaſſe — Sie träumen nicht. Sie ſind hier in Geſellſchaft einiger leichtverwundeter Offiziere und Ihres Freundes Breſſer, und wir fahren nach Wien."

So war es. Der Doktor hatte einen Transport

Verwundeter von Horonewos nach Königinhof gebracht, und von dort war ihm ein anderer Transport zur Beförderung nach Wien anvertraut worden. Mich Ohnmächtige — in der doppelten Bedeutung des Wortes ohnmächtig — hatte er mitgenommen und brachte mich nach Hauſe. Ich hatte mich auf jenen Stätten des Elends als völlig unnütz und unfähig erwieſen, als ein Hindernis und eine Bürde; Frau Simon war ſehr froh, als Doktor Breſſer mich fortſchaffte. Und ich mußte zugeben, daß es ſo am beſten war. Aber Friedrich? — Ich hatte ihn nicht gefunden. Gott ſei Dank — daß ich ihn nicht gefunden: ſo war noch nicht alle Hoffnung tot: und hätte ich gar den geliebten Mann unter jenen Jammergeſtalten erkennen müſſen — ich wäre wahnſinnig geworden! Vielleicht würde ich zu Hauſe einen Brief meines Friedrich vorfinden . . . Dieſe Hoffnung — nein, Hoffnung iſt zu viel geſagt: der Gedanke an dieſe bloße Möglichkeit — goß mir einen Balſam in die wunde Seele. Ja wund — wund fühlte ich mein Inneres . . . Das Rieſenweh, welches ich geſehen, hatte mir ſo tief ins eigene Herz geſchnitten, daß mir war, als ſollte es nie mehr ganz geheilt werden können. — Auch wenn ich meinen Friedrich wiederfände, auch wenn mir eine lange Zukunft von Glanz und Liebe beſcheert würde, könnte ich denn jemals vergeſſen, daß ſo viele andere meiner armen Menſchenbrüder- und Schweſtern ſo unſägliches Unglück tragen müſſen? So lange tragen müſſen, als ſie nicht zur Einſicht kommen, daß dieſes Unglück nicht Verhängnis, ſondern Verbrechen iſt. — —

Ich ſchlief beinahe während der ganzen Fahrt. Doktor Breſſer hatte mir ein leichtes Narkotikum eingegeben, damit ein langer und feſter Schlaf meine durch die Erlebniſſe von Horonewos ſo erſchütterten Nerven wieder einigermaßen beruhige.

Als wir auf dem wiener Bahnhof ankamen, ſtand ſchon mein Vater da, mich abzuholen. Doktor Breſſer, der an alles dachte, hatte nach Grumitz telegraphiert. Ihm ſelbſt wäre es nicht möglich geweſen, mich dahin zu begleiten, da er ſeine Verwundeten in das Hoſpital zu bringen hatte und dann unverzüglich wieder nach Böhmen zurückkehren wollte.

Mein Vater umarmte mich ſchweigend und auch ich fand kein Wort zu ſagen. Dann wandte er ſich an Doktor Breſſer.

„Wie ſoll ich Ihnen danken? Hätten Sie nicht dieſe kleine Verrückte in Schutz genommen — —“

Aber der Doktor drückte uns eilig die Hände.

„Ich muß weg,“ ſagte er, „ich habe Dienſt. Kommen Sie glücklich nach Hauſe. Die junge Frau braucht Schonung, Excellenz . . . iſt ſtark erſchüttert worden . . . keine Vorwürfe, kein Ausfragen . . . ſchnell ins Bett: . . Orangenblütenwaſſer . . . Ruhe, Adieu!“ Und fort war er.

Mein Vater legte meinen Arm in den ſeinen und führte mich durch das Gedränge dem Ausgang zu. Da ſtand wieder eine lange Reihe von Ambulanzwagen. Wir mußten eine Strecke zu Fuß gehen, um zu der Stelle zu gelangen, wo unſer Wagen wartete.

Die Frage: „Iſt mittlerweile Nachricht von Friedrich gekommen?“ ſtieg mir wiederholt zu den Lippen empor, ich fand aber nicht den Mut ſie auszuſprechen. Endlich — wir waren ſchon ein Stück gefahren und mein Vater war noch immer ſtumm — brachte ich dieſelbe hervor:

„Bis geſtern Abend nicht,“ lautete die Antwort. „Möglich, daß wir heute Nachricht finden. Ich bin nämlich ſchon geſtern, gleich nach Empfang des Telegramms zur Stadt gefahren. Ach, haſt Du uns Angſt gemacht, Du närriſches Ding! Auf die Schlachtfelder fahren, dem grimmigen Feind entgegen — dieſe Leute ſind ja wie die Wilden . . . Durch ihre Spitzkugelſiege ſind ſie ganz berauſcht . . . und überhaupt: disciplinierte Soldaten ſind ſie ja nicht, dieſe Landwehrleute — von ſolchen kann man ſich auf die ärgſten Unthaten gefaßt machen, und Du — eine Frau — läufſt da mitten hinein; Du — nun der Doktor hat mir verordnet, Dir keine Vorwürfe zu machen —“

„Wie geht es meinem Sohne Rudolf?“

„Der ſchreit und heult nach Dir, ſucht Dich im ganzen Haus, will nicht glauben, daß Du weggereiſt ſeieſt, ohne ihm einen Abſchiedskuß zu geben. Und nach den Anderen frägſt Du nicht? nach Lilli, Roſa, Otto, Tante Marie? Du kommſt mir überhaupt ſo teilnahmslos vor —“

„Wie geht es Allen? Hat Konrad geſchrieben?“

„Gut geht es allen. Von Konrad kam geſtern ein Brief — es iſt ihm nichts geſchehen. Lilli iſt ſelig. Du wirſt ſehen, von Tilling wird nächſtens auch

gute Nachricht eintreffen. Leider ist in politischer Hinsicht nichts Gutes zu erwarten. Du hast doch von dem großen Unglück gehört?"

„Welches . . . Ich habe in der Zeit gar nichts Anderes gesehen, als großes Unglück."

„Ich meine Venetien — unser schönes Venetien fortgeschleudert — dem Intriganten Louis Napoleon auf dem Präsentierteller gereicht! Und das nach solchen glänzenden Siegen, wie wir bei Custozza errungen haben . . . Statt unsere Lombardei zurückzunehmen, auch noch unser Venedig hingeben! Freilich, dadurch sind wir die Feinde im Süden los, haben auch den Louis Napoleon für uns und können jetzt mit aller Wucht für Sadowa Rache nehmen, den Preußen aus dem Lande hinauswerfen, ihn verfolgen und uns Schlesien holen. Benedek hat große Fehler begangen, jetzt aber wird der Oberbefehl in die Hände des glorreichen Feldherrn der Südarmee gelegt . . . Du antwortest nicht? Nun denn, so will ich Dir, immer nach Bressers Verordnung Ruhe lassen."

Nach zweistündiger Fahrt kamen wir in Grumitz an.

Als unser Wagen im Schloßhof einfuhr, stürzten uns die Schwestern entgegen.

„Martha, Martha" — riefen beide schon von weitem: „Er ist da!"

Und nochmals — am Wagenschlag.

„Er ist da, Martha!"

„Wer!"

„Friedrich, Dein Mann."

* * *

Ja — ſo war es. Erſt geſtern, ſpät am Abend war Friedrich mit einem Verwundetentransporte von Böhmen nach Wien und von dort hierher gebracht worden. Er hatte eine Kugel in das Bein bekommen, eine Wunde, die ihn augenblicklich dienſtunfähig und pflegebedürftig machte, die jedoch gänzlich ungefährlich war.

Aber auch die Freude iſt ſchwer zu ertragen. Die mir von meinen Schweſtern ſo unvorbereitet zugeworfene Nachricht: „Friedrich iſt da“ wirkte ebenſo, wie die Schreckniſſe der vergangenen Tage: ſie raubte mir die Beſinnung.

Man mußte mich aus dem Wagen in das Schloß tragen und zu Bett bringen. Hier verbrachte ich — war es die Nachwirkung des Narkotikums, war es die Heftigkeit des Freudenſchlages? — mehrere Stunden in bald ſchlafender, bald delirierender Bewußtloſigkeit. Als ich zu mir kam und mich in meinem Bette ſah, da glaubte ich, daß ich aus einem ſchweren Traum erwachte und daß ich von Grumitz gar nicht fortgekommen war. Der Brief Breſſers, mein Entſchluß nach Böhmen abzureiſen, meine Erlebniſſe dortſelbſt — die Rückfahrt, die angekündigte Heimkehr Friedrichs: Alles nur geträumt . .

Ich blickte auf. Am Fuße des Bettes ſtand meine Kammerjungfer.

„Iſt mein Bad bereit?“ fragte ich, „ich will aufſtehen.“

Jetzt ſtürzte aus einer Ecke des Zimmers Tante Marie hervor:

„Ach Martha, armer Schatz, biſt Du endlich wach und bei Sinnen — Gott ſei Dank! Ja, ja, ſteh auf — und ja, ja, nimm Dein Bad, das wird wohl thun... wenn man ſo von Straßen- und Eiſenbahnſtaub bedeckt iſt, wie Du —"

„Eiſenbahnſtaub — was meinſt Du denn?"

„Schnell, ſteh' auf — Netti, richten Sie Alles vor. Friedrich vergeht ſchon vor Ungeduld, Dich zu ſehen."

„Friedrich, mein Friedrich!!!"

Wie oft hatte ich in den letzten Tagen dieſen Namen ſo ſchmerzlich ausgerufen — aber jetzt war es ein Jubelruf — denn nunmehr hatte ich verſtanden; es war kein Traum; ich war fortgeweſen und heimgekehrt und ſollte den Gatten wiederſehen!

Eine Viertelſtunde ſpäter trat ich bei ihm ein. Allein. — Ich hatte mir ausgebeten, daß Niemand mit mir komme. Bei unſerem Wiederfinden ſollte kein Dritter anweſend ſein.

„Friedrich!" — „Martha!" Ich war auf das Ruhebett hingeſtürzt, auf dem er lag und ſchluchzte an ſeiner Bruſt.

— — — — — — — — — — — —

Es war dies das zweite Mal im Leben, daß mir der geliebte Gatte aus den Gefahren des Krieges zurückgegeben ward.

„O, die Seligkeit, ihn wieder zu haben! Wie kam ich, gerade ich dazu, mitten aus der Schmerzensflut, in der ſo Viele untergegangen, an ein ſicheres, glückliches Ufer gelangt zu ſein? Wohl Denen, die in ſolcher

Lage freudig den Blick zum Himmel heben und dem Lenker oben warmen Dank emporsenden; durch diesen Dank, den sie, weil er demütig gesprochen wird, auch für demütig halten, von dem sie gar nicht ahnen, wie anmaßend und selbstüberhebend er im Grunde ist, fühlen sie sich entlastet; damit haben sie für den ihnen verliehenen Vorzug, den sie Huld und Gnade nennen, nach ihrer Meinung genügend quittiert. Ich war das nicht im stande. Wenn ich an die Elenden dachte, die ich an jenen Jammerstätten gesehen, und an die beklagenswerten Mütter und Frauen dachte, deren Lieben von demselben Schicksal, das mich begünstigt hatte, in Qual und Tod gestürzt worden — da konnte ich unmöglich so unbescheiden sein, diese Begünstigung als eine göttlich beabsichtigte anzunehmen, für die ich berechtigt wäre, zu danken. Mir fiel ein, wie neulich einmal Frau Walter, unsere Haushälterin, mit einem Besen über einen Schrank fuhr, worauf eine Schar zuckerwitternder Ameisen wimmelte — so fegte das Schicksal über die Böhmischen Schlachtfelder weg; — die armen schwarzen Arbeiterinnen waren zumeist zerdrückt, getötet, verstreut, nur Einige blieben unversehrt. Wäre es wohl von Diesen vernünftig und angemessen gewesen, wenn sie der Frau Walter dafür innigen Dank emporgesendet hätten? ... Nein, ich konnte durch die Freude des Wiedersehens, so groß diese auch war das Weh aus meinem Herzen nicht vollständig bannen — ich konnte nicht und wollte nicht. Zu helfen war ich nicht im stande gewesen; verbinden, pflegen, warten — wie jene barmherzigen Schwestern, wie die tapfere

Frau Simon es gethan — dazu hatten meine Kräfte nicht gereicht. Aber die Barmherzigkeit, die aus Mitgefühl beſteht, die habe ich den armen Mitgeſchöpfen doch angedeihen laſſen und die durfte ich nicht, in egoiſtiſchem Vollvergnügen, ihnen wieder entziehen — ich durfte nicht vergeſſen.

Aber wenn auch nicht frohlocken und danken — lieben, den Wiedergefundenen hundertfach zärtlich in mein Herz ſchließen: das durfte ich wohl . . .

„O Friedrich, Friedrich!“ wiederholte ich unter Thränen und Liebkoſungen, „habe ich Dich wieder!“

„Und Du wollteſt mich ſuchen und pflegen? Wie heldenhaft und wie thöricht, Martha!“

„Thöricht, ja — das ſehe ich ein. Die rufende Stimme, die mich fortzog, war Einbildung, war Aberglaube, denn Du riefſt mich nicht. Aber heldenhaft? Nein. Wenn Du wüßteſt, wie feig ich mich dem Elend gegenüber erwies! Nur Dich — nur wenn Du dort gelegen — hätte ich pflegen können. Ich habe Entſetzliches geſehen, Friedrich, was ich nie vergeſſen werde. O unſere ſchöne Welt, wie kann man ſie nur ſo verderben, Friedrich? Eine Welt, in der zwei Weſen einander ſo lieben können, wie ich und Du — in der ſolches Feuerglück lodern kann, wie unſer Einsſein — wie mag die nur ſo thöricht ſein, die Flammen des tod- und jammerbringenden Haſſes zu ſchüren?“

„Ich habe auch etwas Entſetzliches geſehen, Martha — etwas, das ich nie vergeſſen kann. Denke Dir — auf mich losſtürzend, mit gehobener Klinge, — es war

während eines Kavalleriegefechts bei Sadowa — auf mich losstürzend — Gottfried von Tessow."

„Tante Korneliens Sohn?"

„Derselbe. Er hat mich zur rechten Zeit erkannt und senkte die bereits hiebbereite Waffe —"

„Da hat er eigentlich gegen seine Pflicht gehandelt, wie? Einen Feind seines Königs und Vaterlandes verschont — unter dem nichtigen Vorwand, daß derselbe ein lieber Freund und Vetter sei . . ."

„Das arme Bürschchen! Kaum hatte er den Arm sinken lassen, so sauste ein Säbel über seinen Kopf . . . Es war mein Nebenmann, ein junger Offizier, der seinen Oberstlieutenant schützen wollte und —"

Friedrich hielt inne und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen.

„Getötet?" fragte ich schaudernd.

Er nickte.

„Mama, Mama!" kam es vom Nebenzimmer her und die Thür wurde aufgerissen. Es war meine Schwester Lilli, den kleinen Rudolf an der Hand.

„Verzeih', daß ich euer Wiedersehen-tête-à-tête störe, aber Dieser da verlangt gar zu stürmisch nach seiner Mama."

Ich eilte dem Kind entgegen und preßte es leidenschaftlich an mein Herz. — Ach die arme, arme Tante Kornelie!

* * *

Noch am ſelben Tag kam der aus Wien telegraphiſch gerufene Chirurg im Schloſſe an und nahm Friedrichs Wunde in Behandlung. Sechs Wochen äußerſte Ruhe — und die Heilung würde eine vollſtändige ſein.

Daß mein Mann den Dienſt quittieren würde, das ſtand nun bei uns beiden feſt. Natürlich konnte dies erſt nach Beendigung des Krieges ausgeführt werden. Übrigens konnte man den Krieg füglich als beendet betrachten. Nach dem Verzicht auf Venedig war der Konflikt mit Italien beſeitigt, Napoleons Freundſchaft war gewonnen und man würde im ſtande ſein, mit dem nordiſchen Sieger einen glimpflichen Frieden abzuſchließen. Unſer Kaiſer ſelbſt wünſchte ſehnlichſt, dem unglücklichen Feldzug ein Ende zu machen und wollte nicht noch ſeine Hauptſtadt einer Belagerung ausſetzen. Die preußiſchen Siege im übrigen Deutſchland, ſo der am 16. Juli ſtattgefundene Einzug der Preußen in Frankfurt a/M., verliehen dem Gegner einen gewiſſen Nimbus, der — wie alle Erfolge — auch bei uns zu Lande Bewunderung erzwang und eine Art Glauben weckte, daß es eine geſchichtliche Miſſion ſein, welche da von den Preußen mittelſt gewonnener Schlachten ausgeführt wurde. Das Wort „Waffenſtillſtand“ — „Frieden“ war nun einmal gefallen, und da konnte auf deſſen Verwirklichung ebenſo ſicher gerechnet werden, wie man in Zeiten, wo die Drohung des Krieges einmal ausgeſprochen, über kurz oder lang auf den Ausbruch des Krieges rechnen muß. Selbſt mein Vater gab jetzt zu, daß unter den obwal-

tenden Umſtänden ein Aufheben der Feindſeligkeiten angemeſſen wäre; die Armee war geſchwächt, die Überlegenheit des Zündnadelgewehres mußte anerkannt werden und ein Vormarſch der feindlichen Truppen nach der Hauptſtadt, die Beſchießung Wiens und nebſtbei auch die Zerſtörung von Grumitz: das waren Eventualitäten welche auch meinem kampfluſtigen Herrn Papa nicht ſonderlich zulächelten. Sein Vertrauen in die Unbeſiegbarkeit der öſterreichiſchen Truppen war durch die Thatſachen denn doch erſchüttert worden; und es iſt überhaupt eine Neigung des menſchlichen Geiſtes, von den laufenden Ereigniſſen abzunehmen, daß ſie ſerienweiſe auftreten: daß auf Erfolg wieder Erfolg, auf Unglück wieder Unglück folgen müſſe. Beſſer alſo, in der Unglücksſerie innehalten — die Zeit der Genugthuung und der Rache würde ſchon kommen . . .

Rache und immer wieder Rache? Jeder Krieg muß einen Beſiegten aufweiſen und wenn dieſer nur in einem nächſten Krieg Genugthuung finden kann, einem nächſten der natürlich wieder einen genugthuungheiſchenden Beſiegten ſchaffen wird — wann nimmt das ein Ende? Wie kann Gerechtigkeit erlangt, wann altes Unrecht geſühnt werden, wenn als Sühnemittel immer wieder neues Unrecht angewendet wird? Keinem vernünftigen Menſchen wird es einfallen, Tintenflecken mit Tinte, Ölflecken mit Öl wegputzen zu wollen — nur Blut, das ſoll immer wieder mit Blut ausgewaſchen werden!

Die in Grumitz obwaltende Stimmung war allgemein eine düstere. In der Ortschaft herrschte Panik: „die Preußen kommen, die Preußen kommen“ war auch hier — trotz den von mancher Seite gehegten Friedenshoffnungen — immer noch die ausgegebene Angstparole, und die Leute verpackten und vergruben ihre Kostbarkeiten; auch bei uns im Schlosse hatten Tante Marie und Frau Walter dafür gesorgt, daß das Familiensilber in ein geheimes Versteck gebracht werde. Lilli war in steter Sorge um Konrad, von welchem jetzt seit einigen Tagen die Nachrichten ausgeblieben waren; mein Vater fühlte sich in seiner patriotischen Ehre gekränkt und wir beide, Friedrich und ich, trotz des still in unseren Herzen ruhenden Glückes über unsere Wiedervereinigung, waren von dem miterlebten, so heftig mitempfundenen Unglück der Zeit aufs schmerzlichste erschüttert. Und von allen Seiten floß diesem Schmerze immer wieder neue Nahrung zu. In sämtlichen Zeitungsberichten, in allen Briefen aus Verwandten- und Bekanntenkreisen nichts als Klage und Trauer. Da war ein Brief von Tante Kornelie, welche ihr Unglück noch nicht kannte, worin sie in so rührenden Worten von der Furcht sprach, ihr einziges Kind etwa verlieren zu müssen — ein Brief, über den wir Zwei bittere Thränen vergossen. Und wenn wir abends im Kreise beisammen saßen, da gab es nicht heiteres, scherzgewürztes Geplauder, Musik, Kartenspiel und anregende Lektüre, sondern immer nur — gesprochen oder gelesen — Geschichten von Jammer und Tod. Wir lasen nichts anderes als Zeitungen

und dieſe waren mit „Krieg“ und nichts als „Krieg“ gefüllt, und was wir ſprachen, bezog ſich meiſt auf die Erfahrungen, welche Friedrich und ich von den böhmiſchen Schlachtfeldern zurückgebracht hatten. Meine Abreiſe dahin wurde mir zwar von Allen ſehr übel genommen, dennoch lauſchten ſie geſpannt, wenn ich von den dortigen, teils ſelbſterlebten, teils mitgeteilten Ereigniſſen erzählte. Roſa ſchwärmte für Frau Simon und ſchwor, falls der Krieg andauern ſollte, ſich der ſächſiſchen Samariterin anzuſchließen. Dagegen proteſtierte natürlich unſer Vater: „Mit Ausnahme der barmherzigen Schweſtern und der Marketenderinnen, hat kein Frauenzimmer im Krieg 'was zu ſuchen ... ihr ſeht ja, wie untauglich unſere Martha ſich erwieſen hat. Das war ein unverzeihlicher Streich von Dir, Du tolles Kind — Dein Mann ſollte Dich noch nachträglich dafür züchtigen.“ Friedrich ſtreichelte meine Hand: „Ja, eine Thorheit war's — aber eine ſchöne.“ — Wenn ich von den Schreckniſſen, die ich ſelber geſehen, oder die mir meine Reiſegefährten mitgeteilt, in gar zu unverhüllter Weiſe ſprach, wurde ich oft von Tante Marie oder von meinem Vater rügend unterbrochen: „Wie kann man ſo abſcheuliche Dinge wiederholen?“ Oder: „Schämſt Du Dich nicht, als Frau, als zarte Dame, ſo häßliche Worte in den Mund zu nehmen?“ Als ich gar eines Abends von den Verſtümmelten ſprach und das Los derer beklagte, die im Namen des Mannesmuts, der Manneszucht und der Mannesehre in den Krieg getrieben, von dort zurückkehren müſſen, ihrer Mannheit auf ewig beraubt — —

„Martha! Vor den Mädchen!!!“ ſtöhnte Tante Marie, im Tone der höchſten ſittlichen Entrüſtung.

Da riß mir die Geduld:

„O über eure Prüderie — und o über eure zimperliche Wohlanſtändigkeit! Geſchehen dürfen alle Greuel, aber nennen darf man ſie nicht. Von Blut und Unrat ſollen die zarten Frauen nichts erfahren und nichts erwähnen, wohl aber die Fahnenbänder ſticken, welche das Blutbad überflattern werden; davon dürfen Mädchen nichts wiſſen, daß ihre Verlobten unfähig gemacht werden können, den Lohn ihrer Liebe zu empfangen, aber dieſen Lohn ſollen ſie ihnen zur Kampfesanfeuerung verſprechen. Tod und Tötung hat nichts unſittliches für euch, ihr wohlerzogenen Dämchen — aber bei der bloßen Erwähnung der Dinge, welche die Quellen des fortgepflanzten Lebens ſind, müßt ihr errötend wegſchauen. Das iſt eine grauſame Moral, wißt ihr das? Grauſam und feig! Dieſes Wegſchauen — mit dem leiblichen und mit dem geiſtigen Auge — das iſt an dem Beharren ſo vielen Elends und Unrechts ſchuld! Wer nur erſt den Mut hätte, hinzuſchauen, wo Mitgeſchöpfe in Leid und Elend ſchmachten und den Mut hätte, über das Geſchaute nachzudenken —“

„Ereifere Dich nicht“, unterbrach Tante Marie, „wir können doch nicht, ſo viel wir auch zuſchauen und nachdenken wollten, das Übel von der Erde wegſchaffen — dieſelbe iſt nun einmal ein Jammerthal und wird es immer bleiben.“

„Das wird ſie nicht", entgegnete ich und behielt ſo doch das letzte Wort.

* * *

„Die Gefahr, daß Frieden geſchloſſen wird, rückt immer näher", klagte eines Tages mein Bruder Otto.

Wir ſaßen eben wieder um den Familientiſch — Friedrich auf ſeinem Ruhebett daneben — und es hatte jemand aus der Zeitung die Nachricht vorgeleſen, daß Benedetti in Böhmen angekommen ſei — offenbar mit der Sendung betraut, Friedensvorſchläge zu unterbreiten.

Nichts fürchtete mein kleiner — er war zwar ſchon groß, doch hatte ich die Gewohnheit ihn ſo zu nennen — mein kleiner Bruder ſo ſehr, als daß der Krieg ein frühzeitiges Ende nehme und daß es ihm nicht beſchieden wäre, den Feind aus dem Land zu jagen. Es war nämlich aus Wiener-Neuſtadt die Nachricht erfolgt, daß, falls die Feindſeligkeiten wieder aufgenommen würden, dann bei der nächſten, am 18. Auguſt folgenden Ausmuſterung nicht nur die Zöglinge des letzten, ſondern auch mehrere des vorletzten Jahrganges ſogleich in aktiven Dienſt treten dürften. Dieſe Ausſicht verſetzte den jungen Helden in Entzücken. Gleich aus der Akademie in den Krieg — welche Wonne! Ähnlich freut ſich eine Penſionatsſchülerin hinaus in die Welt — auf den erſten Ball. Sie hat tanzen gelernt — der Neuſtadter Schüler lernte ſchießen und fechten —; ſie ſehnt ſich, unter

einem angezündeten Kronleuchter, in festlicher Toilette, bei Orchesterklang, ihre Kunst zu entfalten, und er sehnt sich nicht minder nach der schmucken Uniform und nach dem großen Kanonenkotillon.

Der Vater war über dieses soldatische Feuer seines Lieblings natürlich hoch erfreut:

„Sei ruhig mein tapferer Junge," erwiderte er auf Ottos Seufzer über den drohenden Frieden, und klopfte ihm beifällig auf die Schulter; „Du hast ein langes Leben vor Dir. Wenn auch jetzt der Feldzug zu Ende wäre, in den nächsten Jahren muß es doch wieder losgehen."

Ich sagte nichts. Seit meinem letzten Ausfall gegen Tante Marie hatte ich, auf Friedrichs Weisung, den Vorsatz gefaßt und ausgeführt, die leidigen Streitereien über das Thema Krieg möglichst zu vermeiden. Es konnte ja zu nichts führen, als zu Bitterkeiten; und seitdem ich die Spuren der grausigen Geißel mit eigenen Augen gesehen, hatte sich mein Haß und meine Verachtung des Krieges so vertieft, daß mir jede Verteidigung desselben wie eine persönliche Beleidigung in die Seele schnitt. Mit Friedrich waren wir ja einig; er würde austreten; und darüber war ich auch im klaren: mein Sohn Rudolf würde in keine militärische Anstalt gethan, wo die ganze Erziehung darauf eingerichtet ist — und folgerichtig eingerichtet sein muß — in den Jünglingen die Sehnsucht nach kriegerischen Thaten zu wecken. Ich forschte meinen Bruder einmal aus, was denn so die Ansichten seien, welche den Schülern in Bezug auf

den Krieg beigebracht werden. Aus ſeinen Antworten ging ungefähr folgendes hervor: Der Krieg wird als ein notwendiges Übel hingeſtellt (alſo doch Übel — ein Zugeſtändnis dem Geiſte der Zeit), zugleich aber als der vorzüglichſte Erwecker der ſchönſten menſchlichen Tugenden, die da ſind: Mut, Entſagungskraft und Opferwilligkeit, als der Spender des größten Ruhmesglanzes und ſchließlich als der wichtigſte Faktor der Kulturentwickelung. Die gewaltigen Eroberer und Gründer der ſogenannten Weltreiche — die Alexander, Cäſar, Napoleon — werden als die erhabenſten Beiſpiele menſchlicher Größe angeführt und der Bewunderung empfohlen; die Erfolge und Vortheile des Krieges werden auf das lebhafteſte herausgeſtrichen, während man die in ſeinem Gefolge unabweisbar eintretenden Nachteile — Verrohung, Verarmung, moraliſche und phyſiſche Entartung — gänzlich mit Stillſchweigen übergeht. — Nun ja; nach demſelben Syſtem ward ja auch in meinem — im Mädchenunterricht vorgegangen; dadurch war in meinem kindlichen Gemüt die Bewunderung für die Kriegslorbeeren entſtanden, die mich einſt beſeelte. War ich doch ſelber von Bedauern erfüllt geweſen, daß mir nicht, wie den Knaben, die Möglichkeit winkt, ſolche Lorbeeren zu pflücken, — konnte ich es nun einem Knaben verargen, daß ihn dieſe Möglichkeit mit Freude und mit Ungeduld erfüllte?

Und ſo antwortete ich denn nichts auf Ottos Klageruf, ſondern ſetzte ruhig meine Lektüre fort. Ich las, wie gewöhnlich, eine Zeitung und dieſe war —

auch wie gewöhnlich — mit Berichten von Kriegsschauplatz gefüllt.

„Da ist eine interessante Korrespondenz eines Arztes, der den Rückzug unserer Truppen mitgemacht hat . . soll ich laut lesen?“ fragte ich.

„Den Rückzug?“ rief Otto. „Das möchte ich, lieber nicht hören. Ja, wenn es die Geschichte vom Rückzug des verfolgten Feindes wäre —“

„Es nimmt mich überhaupt Wunder“, bemerkte Friedrich, „daß jemand etwas von einer mitgemachten Flucht erzählt; das ist eine Kriegsepisode, über welche die Beteiligten zu schweigen pflegen.“

„Ein geordneter Rückzug ist noch keine Flucht“ fiel mein Vater ein. „Da hatten wir einmal im Jahre 49 — es war unter Radetzky —“

Ich kannte die Geschichte und verhinderte deren Abrollung, indem ich unterbrach:

„Dieser Bericht war an eine medizinische Wochenschrift eingesendet, daher nicht für militärische Kreise bestimmt. Hört zu.“

Und ohne weiter um Erlaubnis zu fragen, las ich die Stelle vor:

„— — Um vier Uhr fingen unsere Truppen zu retirieren an. Wir Ärzte waren noch vollauf beschäftigt mit dem Verbinden der Verwundeten — deren Zahl einige Hundert — welche noch der Abfertigung harrten. Plötzlich sprengte Kavallerie auf uns heran und stürmte neben und hinter uns über Hügel und Felder — gleichzeitig Artillerie- und Fuhrwesenwagen — gegen Königgrätz zu. Viele Kavalleristen stürzten und

wurden von den nachstürmenden Pferden völlig zerstampft. Wagen fielen um und zerdrückten die sich dazwischen drängenden Fußgänger. Wir wurden vom Verbandplatze, der plötzlich verschwand, auseinandergeworfen. Man rief uns zu ‚Rettet euch'. Inmitten dieses Geschreies hörte man noch den Donner der Kanonen und Granatsplitter fielen in unsere Massen. So wurden wir von der Menge fortgedrückt, ohne zu wissen, wohin. Ich hatte mit dem Leben abgeschlossen. Meine alte Mutter . . . meine heißgeliebte Braut, lebt wohl! . . . — Plötzlich hatten wir Wasser vor uns; rechts einen Eisenbahndamm, links einen Hohlweg, vollgestopft mit schwerfälligen Requisitions- und Verwundetenwagen, und hinter uns noch eine unabsehbare Reihe von Reitern. Wir wateten durch das Wasser. Jetzt kam Befehl, die Stränge der Pferde abzuschneiden, die Pferde zu retten und die Wagen zurückzulassen. Auch die Wagen mit den Verwundeten? Ja — auch die. Wir Fußgänger waren der Verzweiflung nahe; wir wateten wiederholt bis über die Knie im Wasser, in der Angst, jeden Augenblick niedergestoßen zu werden und zu ertrinken. Endlich gelangten wir in einen Bahnhof, der wieder ganz verrammelt war. Viele durchbrachen die Verrammlung, die anderen sprangen darüber hinweg — ich lief mit Tausenden Infanteristen hinterher. Jetzt kamen wir zu einem Fluß — durchwateten ihn; dann sprangen wir über Palissaden, gingen abermals bis an den Hals über einen zweiten Fluß, kletterten über Anhöhen hinauf, sprangen über gefällte Bäume und

langten um 1 Uhr nachts in einem Wäldchen an, wo wir vor Erschöpfung und Fieber niedersanken. Um 3 Uhr marschierten wir — das heißt ein Teil von uns, ein anderer Teil von uns mußte zurückbleiben, da zu sterben — marschierten wir, noch triefend vor Nässe und Kälte, weiter. Die Dörfer alle leer — keine Menschen, keine Lebensmittel, nicht einmal Trinkwasser — die Luft verpestet. Tote auf den zerstampften Getreidefeldern, kohlschwarze Körper, die Augen aus den Höhlen — — —"

„Genug, genug!" schrieen die Mädchen.

„Solche Sachen sollte die Censur gar nicht erlauben", bemerkte mein Vater. „Es könnte einem die Freude an dem Soldatenstand verleiden —"

„Und besonders die Freude an dem Krieg, das wäre wirklich schade," schaltete ich halblaut ein.

„Überhaupt", fuhr er fort, „die Fluchtepisoden sollten diejenigen, welche dabei waren, anständigerweise verschweigen, denn es ist wahrlich keine Ehre, ein allgemeines ‚sauve qui peut' mitgemacht zu haben. Der Wicht, der mit dem Rufe ‚Rettet euch' das erste Signal zum Reißaus gibt, sollte sofort niedergeschossen werden. Ein Feiger ruft es und tausend Tapfere werden dadurch demoralisiert und müssen mitlaufen."

„Gerade so", entgegnete Friedrich, „wie wenn ein Tapferer ‚Vorwärts!' ruft, tausend Feige voranstürmen müssen, — und dabei auch wirklich von momentaner Tapferkeit durchglüht werden. Es lassen sich die Menschen überhaupt nicht so scharf in mutige und

mutloſe trennen; ſondern ein jeder hat ſeine mehr oder minder kouragierten, ſowie mehr oder minder feigen Augenblicke. Und beſonders, wo es ſich um Scharen handelt, hängt jeder einzelne von dem Zuſtand ſeiner Gefährten ab. Wir ſind Herdengeſchöpfe und werden von Herdengefühlen beherrſcht. Wo ein Schaf hinüberſpringt, ſpringen die anderen nach; wo einer ‚Hurrah‘ ſchreiend voranſprengt, ſchreien die anderen nachſprengend mit; und wo einer die Flinte ins Korn wirft, um zu laufen, laufen die anderen auch. In dem einen Fall wird die ‚tapfere Truppe‘ laut geprieſen. im zweiten wird über ihr Vorgehen — geſchwiegen, und es ſind doch dieſelben Leute. Ja, dieſelben Menſchen ſind es, die je nach der Maſſeneinwirkung mutig oder mutlos ſich gebärden und fühlen. Nicht als anhaftende Eigenſchaften ſind Tapferkeit und Furcht zu betrachten, vielmehr als Gemütszuſtände, gerade ſo wie Fröhlichkeit und Trauer. Ich bin während meines erſten Feldzuges einmal in den Wirbel einer ſolchen wilden Flucht geraten. In den offiziellen Aufzeichnungen des Generalſtabs wurde das Ding zwar als ‚wohlgeordneter Rückzug‘ mit einigen Worten abgethan — es war aber eine richtige Deroute. Das tobte und kollerte und raſte fort, in namenloſer Verwirrung: die Waffen, die Torniſter, die Tſchakos und die Mäntel wurden weggeſchleudert — kein Kommandowort mehr zu hören — keuchend, ſchreiend, verzweiflungsgepeitſcht ſtoben die aufgelöſten Bataillone dahin, der nachſprengende und nachfeuernde Feind hinterher. . . . Das iſt unter den vielen grauſamen Phaſen des Krieges

die grauſamſte: wenn die beiden Gegner nicht als Kämpfer, ſondern als Jäger und Wild fungieren. Hier kommt für den Jäger die roheſte Mordluſt, für das Wild die bitterſte Todesfurcht zum Vorſchein. Gehetzt und furchtgeſpornt, geraten die Verfolgten in eine Art Delirium; all die anerzogenen Gefühle und Geſinnungen, welche den in den Kampf ſich Stürzenden beleben — Vaterlandsliebe, Ehrgeiz, Thatendurſt — die gingen dem Fliehenden verloren. Ihn erfüllt nur noch ein zu ganzer Gewalt entfeſſelter Trieb und zwar der heftigſte, der ein lebendes Weſen beherrſchen kann: der Selbſterhaltungstrieb. Dieſer ſteigert ſich — je näher die Gefahr — bis zum höchſten Paroxysmus der Qual. Auch wer ſolches niemals durchgemacht, kann — wenn anders er die Extaſen der Liebeswonnen kennt — ſich einen Begriff von jener Schmerzenswut machen. Was für den auf das äußerſte aufgeſtachelten Gattungstrieb der Augenblick der Wolluſt iſt, das iſt für den Erhaltungstrieb — gleichgradig, nur auf dem anderen Ende der Skala — der Augenblick, da das erſchöpfte Wild unter den Fängen der Meute zuſammenbricht.“

„Aber Tilling“ kam es nun wieder in vorwurfsvollem Tone von Tante Marie — „Vor den Mädchen! Worte wie Wol—“

„Und vor einem Jüngling“, fügte mein Vater ebenſo vorwurfsvoll hinzu, „vor einem angehenden Soldaten, Worte wie Todesfurcht —“

Friedrich zuckte die Achſeln:

„Ich würde raten“, entgegnete er, „aus dem Lexikon vor allem das Wort Natur zu ſtreichen.“

* * *

Friedrichs Geneſung machte ſichere Fortſchritte. Auch die fiebernde Welt draußen ſchien ihrer Geſundung näher zu kommen: immer öfter und immer lauter ward das Wort Friede geſprochen. Der Vormarſch der Preußen, welche auf ihrem Wege keinen Widerſtand mehr fanden und welche über Brünn — deſſen Schlüſſel der Bürgermeiſter dem König Wilhelm überreicht hatte — ruhig gegen Wien zogen, dieſer Vormarſch glich eher einem militäriſchen Spaziergang, als einem Kriegszug — und am 26. Juli wurde denn auch richtig zu Nikolsburg ein Waffenſtillſtand mit Friedenspräliminarien abgeſchloſſen.

Eine große Freude erlebte mein Vater an der eingelaufenen Nachricht von Admiral Tegethoffs Sieg bei Liſſa. Italieniſche Schiffe in die Luft geſprengt — der „Affundatore“ zerſtört: welche Genugthuung! Ich konnte mich an dem Entzücken nicht ſo recht beteiligen. Überhaupt konnte ich nicht recht verſtehen, warum dieſe Seeſchlachten noch geliefert wurden. Aber ſo viel iſt gewiß, über das Ereignis brach — nicht nur bei meinem Vater — ſondern in allen Wiener Blättern, der hellſte Jubel aus. Der Ruhm eines kriegeriſchen Sieges iſt etwas durch Jahrtauſende lange Tradition zu ſolcher Größe Aufge-

bauſchtes, daß auf die Kunde eines ſolchen für das ganze Volk ein Stolzanteil entfällt. Wenn irgendwo ein vaterländiſcher General einen fremden General geſchlagen hat, ſo wird jedem einzelnen Angehörigen des betreffenden Staates gratuliert, und da jeder hört, daß ſich alle anderen freuen — was allerdings erfreulich iſt — ſo freut ſich ſchließlich in der That ein jeder. „Heerdengefühle“ würde das Friedrich genannt haben.

Ein anderes politiſches Ereignis jener Tage war, daß ſich Öſterreich nunmehr dem Genfer Vertrage anſchloß:

„Nun — biſt Du jetzt zufrieden?“ fragte mein Vater, als er dieſe Nachricht geleſen: — „ſiehſt Du ein, daß der Krieg, den Du immer eine Barbarei nennſt, mit der fortſchreitenden Civiliſation immer humaner wird? Ich bin ja auch für das menſchliche Kriegführen: den Verwundeten gebührt die ſorgfältigſte Pflege und alle mögliche Erleichterung . . . Schon aus ſtrategiſchen Gründen, welche ſchließlich in Kriegsſachen doch das Wichtigſte ſind; durch eine gehörige Behandlung der Kranken können ſehr viele in kurzer Zeit wieder kampffähig und in die Reihen zurück verſetzt werden.“

„Du haſt recht, Papa: wieder brauchbares Material — das iſt die Hauptſache . . . Aber nach den Dingen, die ich geſehen, kann kein rotes Kreuz ausreichen — und hätte es zehnmal mehr Leute und Mittel, — um das Elend abzuwehren, welches eine Schlacht im Gefolge hat —“

„Abwehren freilich nicht, aber mildern. Was ſich nicht verhüten läßt, muß man eben zu mildern trachten.“

„Die Erfahrung lehrt, daß eine ausreichende Milderung nicht möglich iſt. Ich wollte daher, der Satz würde umgekehrt: Was ſich nicht mildern läßt, ſoll man verhüten!“

Es fing bei mir an, eine fixe Idee zu werden: Die Kriege müſſen aufhören. Und jeder Menſch muß beitragen, was er nur immer kann, auf daß die Menſchheit dieſem Ziele — ſei's auch nur $^1/_{1000}$ Linie — näher rücke. Die Bilder wurde ich nicht mehr los, die ich da oben in Böhmen geſchaut. Beſonders des Nachts, wenn ich aus feſtem Schlafe auffuhr, fühlte ich jenes wunde Weh im Herzen, und zugleich im Gewiſſen eine Pflichtmahnung — als erteilte mir jemand den Befehl: „Verhindere, verhüte, duld' es nicht!“ Erſt wenn ich vollends wach geworden und mich beſann, was ich war, kam mir die Einſicht meiner Ohnmacht: Was ſoll denn ich verhindern und verhüten können? Da könnte mir einer ebenſogut angeſichts des flut- und ſturmdrohenden Meeres befehlen: Duld' es nicht! Schöpfe es aus! — Und mein nächſter Gedanke war — beſonders wenn ich ſeine Atemzüge hörte — war ein tiefglückliches: „Friedrich hab' ich wieder“, und ich verſenkte mich in dieſe Vorſtellung, ſo lebhaft als nur möglich; da legte ich den Arm um den neben mir Liegenden, auch auf die Gefahr, ihn aufzuwecken, und küßte ihn auf den Mund.

Mein Sohn Rudolf hatte eigentlich recht, auf seinen Stiefvater eifersüchtig zu sein — dieses Gefühl war nämlich seit letzter Zeit im Herzen des Kleinen erwacht. Daß ich von Grumitz abgereist war, ohne ihm adieu zu sagen, daß ich bei meiner Rückkunft nicht zuerst ihn zu umarmen verlangt; — daß ich überhaupt fast den ganzen Tag nicht von des Gatten Seite wich — das alles zusammengenommen hatte das arme Bürschchen veranlaßt, mir eines schönen Morgens weinend an den Hals zu sinken und zu schluchzen:

„Mama, Mama, Du hast mich gar nicht mehr lieb!“

„Was sprichst Du für Unsinn, Kind?“

„Ja . . . nur . . . nur Pa—pa . . Ich . . . ich will gar nicht . . . groß werden, wenn Du mich . . . nicht mehr magst . . .“

„Nicht mehr mögen? Dich, mein Kleinod!“ — Ich küßte und herzte das weinende Kind — „Dich, mein einziger Sohn, mein Stolz, meine Zukunftsfreude! Ich habe Dich ja so, ich habe Dich ja über — nein, nicht über alles, aber so unendlich lieb.“

Nach diesem kleinen Auftritt war mir die Liebe zu meinem Buben wieder lebhafter zum Bewußtsein gekommen. In der letzten Zeit war ich in der That von der Angst um Friedrich so sehr eingenommen gewesen, daß der arme Rudolf ein wenig in den Hintergrund gedrängt worden.

Die Pläne, welche wir miteinander, Friedrich und ich, für die Zukunft schmiedeten, waren folgende: nach Beendigung des Krieges Austritt aus dem Militärdienst und Zurückziehung nach einem kleinen, billigen Ort, wo Friedrichs Obersten-Pension und meine Zulage genügen konnten, unseren kleinen Haushalt zu bestreiten. Wir freuten uns auf dieses einsame, selbstständige Beisammensein, wie ein Paar junge Verliebte. Durch die zuletzt durchgemachten Ereignisse hatten wir wieder so recht gelernt, daß wir uns gegenseitig die Welt bedeuteten. Der kleine Rudolf war übrigens aus dieser Gemeinschaft nicht ausgeschlossen. Seine Erziehung sollte als eine Hauptaufgabe unsere geplante Existenz ausfüllen. Nicht müßig und zwecklos wollten wir die Tage dahinleben; da hatten wir unter Anderem eine ganze Liste von Studien aufgestellt, die wir gemeinschaftlich pflegen wollten. Unter den Wissenschaften war es namentlich ein Zweig der Rechtswissenschaft, nämlich das Völkerrecht, dem sich Friedrich ganz besonders zu widmen vornahm. Er beabsichtigte, fern von allen utopistischen und sentimentalen Theorien, die praktische, die reale Seite des Völkerfriedens zu untersuchen. Durch die Lektüre Buckles — zu welcher ich ihm den Anstoß gegeben — durch die Bekanntmachung mit den neuesten naturwissenschaftlichen Errungenschaften, welche ihm durch die Bücher Darwins, Büchners und Anderer geoffenbart worden, hatte sich ihm die Überzeugung erschlossen, daß die Welt einer neuen Erkenntnisphase entgegen geht; und diese Erkenntnis in möglichster Fülle sich anzueignen, das schien

ihm nunmehr — neben den Freuden der Häuslichkeit — Lebensinhalt genug.

Mein Vater, der von unseren Absichten vorläufig nichts wußte, machte ganz andere Zukunftspläne für uns:

„Du wirst jetzt ein junger Oberst sein, Tilling, und in zehn Jahren bist Du sicher General. Bis dahin wird schon wieder ein Krieg ausbrechen und Du kannst das Kommando eines ganzen Armeekorps — oder, wer weiß? die Würde eines Generalissimus erlangen, und es wird Dir vielleicht das große Glück beschieden, Österreichs Waffen wieder zu ihrem vollen — momentan verdunkelten — Glanz zu verhelfen. Wenn wir einmal das Zündnadelgewehr, oder vielleicht noch ein wirksameres System eingeführt haben, dann werden wir die Herren Preußen schon drunter kriegen."

„Wer weiß," meinte ich, „vielleicht wird die Feindschaft mit Preußen aufhören, vielleicht schließen wir einst mit ihnen ein Bündnis —"

Mein Vater zuckte die Achseln:

„Wenn nur die Frauen nicht über Politik reden wollten!" sagte er verächtlich. „Nach dem Vorgefallenen müssen wir die Übermütigen züchtigen, wir müssen den anektierten (so nennen sie's — ich sage „geraubten") Staaten wieder zu ihrem zertretenen Recht verhelfen, das erfordert unsere Ehre und das Interesse unserer europäischen Machtstellung. Freundschaft — Allianz mit diesen Frevlern? Nimmermehr. Außer sie kämen demütig gekrochen."

„In diesem Fall," bemerkte Friedrich, würde man wohl den Fuß auf ihren Nacken setzen; Bündnisse sucht und schließt man nur mit Jenen, die einem imponieren, oder die gegen einen gemeinschaftlichen Feind Schutz leisten können. In der Staatskunst ist Egoismus das oberste Prinzip."

„Nun ja," gab mein Vater zurück, „wenn das ergo „Vaterland heißt, so ist solchem Egoismus doch alles Andere unterzuordnen, so ist doch Alles erlaubt und geboten, was dem Interesse dieses Ichs dienlich erscheint."

„Es ist nur zu wünschen," entgegnete Friedrich, „daß im Verkehr der Gemeinwesen dieselbe erhöhte Gesittung erlangt werde, welche im Verkehr der Einzelnen den rohen, faustrechtlichen Ich-Kultus verdrängt hat, und die Einsicht immer mehr Platz greife, daß die eigenen Interessen auch ohne Schädigung der fremden, vielmehr im Verein mit diesen, am wirksamsten zu fördern sind."

„Was?" fragte mein Vater, die Hand ans Ohr legend.

Natürlich mochte Friedrich seinen langen Satz nicht wiederholen und erläutern — und die Diskussion war zu Ende.

* * *

„Ich komme morgen 1 Uhr nach Grumitz, Konrad."

Den Jubel kann man sich vorstellen, den diese Depesche bei Lilli hervorrief. So entzückt und freudig

wird wohl kein anderer Ankömmling empfangen, wie einer, der aus dem Kriege heimkehrt. Freilich war es in diesem Falle nicht auch, wie es in den betreffenden Balladen und Kupferstichen am liebsten dargestellt wird: „die Heimkehr des Siegers"; aber die menschlichen Gefühle der liebenden Braut ließen sich von den patriotischen nicht beeinträchtigen, und hätte Vetter Konrad die Stadt Berlin „genommen" — ich glaube, es hätte dies die Herzlichkeit von Lillis Empfang nicht zu steigern vermocht.

Ihm natürlich wäre es lieber gewesen, wenn er mit siegenden Truppen heimgekehrt wäre; wenn er dazu beigetragen hätte, seinem Kaiser die Provinz Schlesien zu erobern. Indessen: überhaupt sich geschlagen zu haben ist ja für den Soldaten schon eine Ehre, auch wenn er der Geschlagene — ja sogar der Gefallene ist; Letzteres ist ganz besonders rühmlich. So erzählte Otto, daß in der Wien-Neustädter Akademie auf einer Ehrentafel die Namen aller jener Zöglinge eingetragen sind, welchen der Vorzug zu teil wurde, vor dem Feinde zu bleiben. Tué à l'ennemi", sagt man in Frankreich, und es ist dies dort zu Lande — wie überall — eine, besonders bei den Ahnen, sehr geschätzte Eigenschaft. Je mehr man in seiner Familie Vorfahren aufweisen kann, die in Schlachten — gleichviel ob gewonnenen oder verlorenen — ihr Leben gelassen haben, desto stolzer ist der Enkel darauf, desto mehr Wert kann er auf seinen Namen, desto weniger Wert darf er auf sein Leben legen. Um sich getöteter Ahnen würdig zu zeigen, muß man an der Töterei

— an der aktiven und passiven — seine helle Freude haben.

Nun, desto besser, daß, so lange es Kriege gibt, doch auch Leute vorkommen, welche darin Erhebung, Begeisterung, ja sogar Genuß finden. Die Zahl solcher Leute wird jedoch täglich geringer, während die Zahl der Soldaten täglich größer wird ... wohin muß das endlich führen?

Zur Unerträglichkeit.

Und wohin führt diese?

So weit dachte Konrad nicht. Seine Auffassung stimmte noch vortrefflich zu der bekannten Lieutenantsarie aus der weißen Dame: „Ha, welche Lust, Soldat zu sein, ha, welche Lust . . .“ Wenn man ihn reden hörte, konnte man ihn förmlich um die Expedition beneiden, welche er eben mitgemacht. Mein Bruder Otto war auch von solchem Neide ganz erfüllt. Dieser aus der Blut- und Feuertaufe zurückgekehrte Krieger, der in seiner Husarenuniform von jeher schon so ritterlich ausgesehen und jetzt auch noch mit einer ehrenvollen Schramme über das Kinn geziert war, der mitten im Kugelregen dringewesen, der vielleicht so manchem Feind den Garaus gegeben — der erschien ihm jetzt von einem heldenhaften Nimbus umstrahlt.

„Es war keine glückliche Campagne, das muß ich zugeben,“ sprach Konrad, „dennoch habe ich ein paar herrliche Erinnerungen davon mitgebracht.“

„Erzähle, erzähle,“ drängten Lilli und Otto.

„Ich kann da nicht viel Einzelheiten erzählen — das Ganze liegt hinter mir wie ein Taumel . . . das

Pulver ſteigt einem ganz ſonderbar zu Kopfe. Eigentlich beginnt der Rauſch oder das Fieber — das kriegeriſche Feuer mit einem Wort — ſchon beim Abmarſch. Zwar iſt der Abſchied vom Liebchen ſchwer gefallen — es war das eine Stunde, welche das Herz mit weichem Weh erfüllte — aber wenn man einmal draußen iſt, mit den Kameraden, dann heißt es: jetzt wird an die höchſte Aufgabe gegangen, welche das Leben an den Mann ſtellen kann, nämlich das geliebte Vaterland verteidigen ... Als dann die Spielleute den Radetzky-Marſch intonierten und die ſeidenen Falten der Fahnen im Winde flatterten: ich muß geſtehen, in dieſem Augenblick hätt' ich nicht umkehren mögen — auch in den Arm der Liebe nicht ... Da fühlte ich, daß ich dieſer Liebe nur dann würdig wäre, wenn ich da draußen an der Seite der Brüder meine Pflicht gethan ... Daß wir zum Siege marſchierten, bezweifelten wir nicht. Was wußten wir von den abſcheulichen Spitzkugeln? Die allein waren an den Niederlagen ſchuld — ich ſag' euch, die ſchlugen in unſere Reihen ein wie Hagel ... Und auch ſchlechte Führung hatten wir — der Benedek, ihr werdet ſehen, wird noch vor ein Kriegsgericht geſtellt ... Attakieren hätten wir ſollen ... Wenn ich jemals Feldherr würde — meine Taktik wäre: angreifen, immer angreifen, „das Präveniere ſpielen", ins feindliche Land einfallen ... Das iſt ja auch nur eine Art, und zwar die ſchwerere, der Verteidigung:

Muß es ſein — komm zuvor, komm zuvor,
Im rückſichtsloſen Angriff liegt der Sieg."

ſagt der Dichter. — Doch das gehört nicht hierher: mir hatte der Kaiſer den Oberbefehl nicht übergeben, alſo bin ich auch an den taktiſchen Mißerfolgen unſchuldig — die Generäle ſollen ſehen, wie ſie ſich mit ihrem oberſten Kriegsherrn und wie mit ihrem eigenen Gewiſſen abfinden — wir Offiziere und Truppen haben unſere Pflicht gethan; es hieß ſich ſchlagen, und wir haben uns geſchlagen. Und das iſt ein eigenes Hochgefühl . . . Schon die Erwartung, ſchon dieſe Spannung, wenn man auf den Feind ſtößt und wenn es heißt: jetzt geht es los . . . Dieſes Bewußtſein, daß in dem Augenblicke ein Stück Weltgeſchichte ſich abſpielt — und dann der Stolz, die Freude am eigenen Mut — rechts und links der Tod, der große, geheimnisvolle, dem man männlich trotzt —"

„Ganz wie der arme Gottfried Teſſow", murmelte Friedrich für ſich . . . „nun ja — es iſt ja dieſelbe Schule —"

Konrad fuhr mit Eifer fort:

„Das Herz ſchlägt höher, die Pulſe fliegen, es erwacht — und das iſt die eigentliche Verzückung — es erwacht die Kampfluſt, es lodert die Wut — der Feindeshaß — zugleich die brennendſte Liebe für das bedrohte Vaterland, und das Voranſtürmen, das Dreinhauen wird zur Wonne. Man fühlt ſich in eine andere Welt verſetzt, als die, in der man aufgewachſen, eine Welt, in der alle die gewohnten Gefühle und Anſchauungen in ihr Gegenteil verwandelt worden ſind: das Leben wird zum Plunder, Töten wird zur Pflicht. Die Ehre, das Heldentum, die großartigſte Selbſt-

aufopferung ſind allein noch übrig, alle anderen Begriffe ſind in dem Gewirre untergegangen. Dazu der Pulverdampf, das Kampfgeſchrei . . . ich ſage euch, es iſt ein Zuſtand, der ſich mit nichts Anderem vergleichen läßt. Höchſtens kann einem dieſes ſelbe Feuer auf der Tiger- oder Löwenjagd durchlodern, wenn man der wildgewordenen Beſtie gegenüberſteht und —"

„Ja", unterbrach Friedrich, „der Kampf mit dem todbräuenden Feind, der heiße, ſehnende und ſtolze Wunſch, ihn zu überwinden, erfüllt mit einer eigenen Wolluſt — pardon, Tante Marie — wie ja alles, was das Leben erhält oder weitergibt, von der Natur durch Freudenlohn geſichert wird. So lange der Menſch von wilden — vier- und zweibeinigen — Angreifern bedroht war und ſich nur durch Erlegung derſelben das Leben friſten konnte, ward ihm der Kampf zur Wonne. Wenn uns Kulturmenſchen im Kriege mitunter noch dieſelbe Luſt durchrieſelt, ſo iſt dies eine angeerbte Reminiscenz. Und damit jetzt, wo es in Europa weder Wilde noch Raubtiere gibt, uns jene Wonne nicht ganz entgehe, haben wir uns künſtliche Angreifer geſchaffen. Da heißt es: Paßt auf: ihr habt blaue Röcke und die dort drüben haben rote Röcke; ſobald dreimal in die Hände geklatſcht wird, verwandeln ſich für euch die Rotröcke in Tiger, während für jene ihr Blauröcke zu wilden Beſtien werdet. Alſo Achtung: Eins, zwei, drei — Sturm geblaſen — Attake getrommelt — jetzt kann's losgehen — freßt euch auf! — Und haben ſich zehntauſend, oder

je nach dem gesteigerten Heeresstand, hunderttausend Kunsttiger unter gegenseitigem Kampfeswonne-Geheul bei Xdorf aufgefressen, so gibt das die „historisch“ zu werden bestimmte Xdorfer Schlacht; die Händeklatscher versammeln sich alsdann um einen grünen Kongreßtisch in Xstadt, regeln auf der Karte verschobene Grenzmarken, feilschen über Kontributionsbeträge, unterschreiben ein Papier, welches in die Geschichtsjahrbücher als der Xstädter Frieden eingetragen wird; klatschen abermals dreimal in die Hände und sagen den übriggebliebenen Rot- und Blaujacken: umarmt euch, Menschenbrüder!

* * *

In der Umgebung waren überall Preußen einquartiert, und jetzt sollte auch Grumitz an die Reihe kommen.

Obgleich der Waffenstillstand schon in Kraft und der Friede beinahe gesichert war, so hegte die Bevölkerung noch allgemein Angst und Mißtrauen. Die Idee, daß die Pickelhauben-Tiger sie zerreißen würden, wenn sie könnten, war den Leuten nicht so leicht wegzunehmen; die drei Handschläge von Nikolsburg hatten die Wirkung der drei Handschläge der Kriegserklärung noch nicht aufzuheben vermocht, und nicht ausgereicht, um dem Landvolk in den „Preußen“ wieder Menschenbrüder sehen zu machen. Der bloße Namen des gegnerischen Volkes bekommt zu Kriegszeiten eine ganze Schar von hassenswerten Nebenbedeutungen — ist

nicht mehr der Gattungsname einer augenblicklich bekriegten Nation, es wird ſynonym mit „Feind“ und faßt allen Abſcheu in ſich, den dieſes Wort ausdrückt.

So geſchah es, daß die Leute in der Gegend zitterten, wie vor einbrechenden Wölfen, wenn ein preußiſcher Quartiermeiſter daher kam, um Unterkunft für einen Truppenteil zu ſchaffen. Bei manchen äußerte ſich neben der Furcht auch der Haß. und dieſe wähnten, eine patriotiſche Pflicht zu erfüllen, wenn ſie einem Preußen 'was zu leide thaten — wenn ſie aus einem Verſteck heraus dem „Feind“ eine Flintenkugel ſandten. Es war dies öfters vorgekommen, und wenn man den Schuldigen faßte, wurde er ohne viel Umſtände hingerichtet. Dieſe Beiſpiele bewirkten, daß die Leute ihren Haß verbiſſen und die einquartierten Soldaten ohne Widerſtand aufnahmen. Dann gewahrten ſie zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, daß der „Feind“ eigentlich aus lauter gutmütigen, freundlichen und ehrlich zahlenden Mitmenſchen beſtand.

Eines Morgens — es war in den erſten Tagen des Auguſt — ſaß ich im Erker des Bibliothekzimmers und ſchaute durch die offenen Fenſter hinaus. Von hier hatte man einen weiten Fernblick über die Gegend. Mir war's, als ſähe ich von weitem einen Reitertrupp, der ſich auf der Landſtraße nach unſerer Richtung bewegte

„Preußiſche Einquartierung“, war mein erſter Gedanke. Ich ſetzte ein im Erker ſtehendes Fernrohr zurecht und ſchaute nach dem betreffenden Punkt. Richtig:

eine Gruppe von ungefähr zehn Reitern mit wehenden ſchwarz-weißen Fähnlein an den Lanzenſpitzen. Darunter ein Fußgeher — im Jagdanzug. Warum ging der ſo zwiſchen den Pferden? . . . Ein Gefangener? . . . Das Glas war nicht ſcharf genug — ich konnte nicht erkennen, ob der vermeintliche Gefangene nicht etwa einer unſerer Forſtbeamten war.

Doch es hieß, die Schloßbewohner von dem kommenden Verhängnis in Kenntnis ſetzen. Ich verließ eilig das Bibliothekzimmer, um meinen Vater und Tante Marie aufzuſuchen. Ich fand ſie beide im Salon:

„Die Preußen kommen, die Preußen kommen!“ meldete ich atemlos. Man iſt immer froh, eine wichtige Nachricht als erſter mitteilen zu können.

„Hol' ſie der Teufel,“ war meines Vaters wenig gaſtliche Äußerung, während Tante Marie das Richtige traf, indem ſie ſagte:

„Ich will ſogleich der Frau Walter Befehle zu den nötigen Vorbereitungen geben.“

„Und wo iſt Otto?“ fragte ich. „Den muß man benachrichtigen und ihn warnen, daß er nicht etwa ſeinen Preußenhaß leuchten laſſe . . . daß er mit den Gäſten nicht unhöflich ſei.“

„Otto iſt nicht zu Hauſe,“ antwortete mein Vater, „er iſt heute früh auf Rebhühner ausgegangen. Du hätteſt ihn ſehen ſollen, wie Schmuck ihm der Jagdanzug ſteht . . . das wird ein prächtiger Burſch — an dem hab' ich meine Freude.“

Indeſſen wurde es im Hauſe laut; man hörte haſtige Schritte und aufgeregte Stimmen.

„Sie kommen ſchon, die Windbeutel!“ ſeufzte mein Vater.

Die Thür wurde aufgeriſſen und Franz, der Kammerdiener, ſtürzte herein:

„Die Preußen, die Preußen!“ rief er in dem Tone wie man „Feuer, Feuer!“ ruft.

„Die werden uns nicht freſſen,“ bemerkte mein Vater mürriſch.

„Aber ſie bringen einen mit,“ fuhr der Mann mit zitternder Stimme fort, „einen Grumitzer — ich weiß nicht wer — der auf ſie geſchoſſen hat — und wer ſoll auf ſolches Pack nicht gern ſchießen? . . . aber der iſt verloren.“ —

Jetzt vernahm man den Laut von Pferdegetrampel mit Stimmengewirr vermengt. Wir traten auf den Flur und ſchauten durch die nach den Hof gehenden Fenſter. Soeben kamen die Ulanen hereingeritten und in ihrer Mitte — mit trotzigem, bleichem Geſicht — Otto, mein Bruder.

Der Vater ſtieß einen Schrei aus und eilte die Treppe hinab. Mir ſtand das Herz ſtill. Was da bevorſtand, war entſetzlich. Wenn Otto wirklich auf die preußiſchen Soldaten geſchoſſen hatte — und das ſah ihm ſehr ähnlich — . . . ich vermochte den Fall gar nicht auszudenken . . .

Dem Vater nachzugehen, fehlte mir der Mut. Troſt und Beiſtand in allen Kümmerniſſen ſuchte ich ſtets nur bei Friedrich. Alſo raffte ich mich auf, um mich

in Friedrichs Zimmer zu begeben. Ehe ich jedoch dahin gelangte, kam mein Vater wieder zurück, und Otto hinter ihm. An ihren Mienen sah ich, daß die Gefahr vorüber war.

Das Verhör hatte folgendes ergeben: der Schuß war zufällig losgegangen. Als die Ulanen herangeritten kamen, wollte Otto sie von der Nähe sehen; er lief querfeldein, stolperte, fiel am Straßengraben nieder und dabei entlud sich sein Gewehr. Im ersten Augenblick war die Aussage des jungen Jägers von den Leuten bezweifelt worden; sie nahmen ihn in ihre Mitte und brachten ihn als ihren Gefangenen in das Schloß. Als sich aber herausstellte, daß der Jüngling der Sohn des General Althaus und selber ein Militärzögling sei, ließen sie seine Rechtfertigung gelten. „Der Sohn eines Soldaten und selber angehender Soldat, wird auf gegnerische Soldaten wohl im ehrlichen Kampfe, nicht aber zur Zeit der Waffenruhe und nicht meuchlings schießen.“ Auf diese Worte meines Vaters hin, hatte der preußische Unteroffizier den jungen Menschen frei gegeben.

„Und bist Du wirklich unschuldig?“ fragte ich Otto „bei Deinem Preußenhaß würde es mich nicht wundern, wenn —“

Er schüttelte den Kopf:

„Ich werde hoffentlich im Leben noch genug Gelegenheit haben,“ antwortete er, „ein paar solchen draufzuschießen — aber nicht aus dem Hinterhalte — nicht, ohne auch meine Brust ihren Kugeln auszusetzen.“

„Brav, mein Junge!“ rief mein Vater, von dieſen Worten entzückt.

Ich konnte das Entzücken nicht teilen. Alle dieſe Phraſen, in welchen mit dem Leben — dem der anderen und dem eigenen — ſo geringſchätzig und prahleriſch herumgeworfen wird, haben mir einen widerlichen Klang. Doch war ich von Herzen froh, daß die Sache ſo abgelaufen. Wie entſetzlich wäre es doch für meinen armen Vater geweſen, wenn dieſe Leute den vermeintlichen Miſſethäter ohne weitere Umſtände gleich abgeſtraft hätten. Da würde der unſelige Krieg, von dem unſer Haus bisher verſchont geblieben, es doch noch ins Unglück geſtürzt haben . . .

Die betreffende Abteilung war richtig gekommen, Quartier zu machen. Schloß Grumitz war auserſehen, zwei Oberſte und ſechs Offiziere des preußiſchen Heeres zu beherbergen. Im Dorfe ſollte die Mannſchaft untergebracht werden. Zwei Mann wurden im Schloßhof als Wache aufgeſtellt.

Ein paar Stunden nach den Quartiermachern zogen die unfreiwilligen und ungeladenen Gäſte ſchon bei uns ein. Wir waren ſeit mehreren Tagen auf den Fall vorbereitet geweſen und Frau Walter hatte dafür geſorgt, daß alle Gaſtzimmer und -Betten bereit ſtanden. Auch der Koch hatte genügende Vorräte herbeigeſchafft und der Keller barg eine erkleckliche Anzahl voller Fäſſer und alten Flaſchen: den Herren Preußen ſollte es bei uns an nichts fehlen.

* * *

Als ſich an dieſem Tage die Schloßgeſellſchaft auf das Zeichen der Tiſchglocke im Salon verſammelte, bot dieſer ein glänzendes und lebensfrohes Bild. Die Herren — bis auf Miniſter „Allerdings“, welcher augenblicklich unſer Gaſt war — ſämtlich in Uniform; die Damen in Putz. Seit langer Zeit hatten wir uns zum erſten Mal wieder „aufgedonnert“; Lori namentlich — die kokette Lori — welche am ſelben Tag von Wien gekommen war, hatte auf die Nachricht hin, daß fremde Offiziere anweſend ſeien, ihre ſchönſte Toilette ausgepackt und ſich mit friſchen Roſen geſchmückt. Gewiß war es darauf abgeſehen, dem einen oder dem anderen Vertreter des feindlichen Heeres den Kopf zu verdrehen. Nun meinethalben mochte ſie ſämtliche preußiſche Bataillone erobern — aber Friedrich unbehelligt laſſen . . . Lilli, die glückliche Braut, trug ein lichtblaues Kleid; Roſa — wahrſcheinlich auch ſehr froh, wieder einmal jungen Kavalieren ſich zeigen zu können — war in roſa Mouſſeline gehüllt; nur ich in der Anſicht, daß Kriegszeit, auch wenn man niemanden zu betrauern hat, immer Trauerzeit ſei, hatte eine ſchwarze Toilette angelegt.

Ich erinnere mich noch an den eigentümlichen Eindruck, den es mir machte, als ich an jenem Tag den Salon, in welchem die übrigen ſchon verſammelt waren, betrat. Glanz, Heiterkeit, vornehmer Luxus — die geputzten Frauen, die ſchmucken Uniformen: welcher Kontraſt zu den noch vor ſo kurzer Zeit geſehenen Bildern von Jammer, Schmutz und Schrecken. Und die Glänzenden, Heiteren, Vornehmen ſelber ſind es

ja, welche freiwillig den Jammer in Scene ſetzen, welche nichts thun wollen, ihn abzuſchaffen, welche, im Gegenteil, ihn glorifizieren und mit ihren Goldborten und Sternen den Stolz bekunden, den ſie darein ſetzen, die Träger und Stützen des Jammerſyſtems zu ſein! . . .

Mein Eintritt unterbrach die in den verſchiedenen Gruppen geführte Unterhaltung, da mir nun unſere preußiſchen Gäſte ſämtlich vorgeſtellt werden mußten; — zumeiſt vornehm klingende Namen auf — „ow“ und auf „witz“; viele „von“ und ſogar ein Prinz — ein Heinrich, ich weiß nicht der wievielte, aus dem Hauſe Reuß.

Das alſo waren unſere Feinde: Vollendete Gentlemen mit den geſchliffenſten Geſellſchaftsformen. Nun freilich: das weiß man ja, wenn heutzutage mit einer benachbarten Nation Krieg geführt wird, ſo hat man es nicht mit Hunnen und Vandalen zu thun; aber doch: es wäre viel natürlicher, ſich den Feind als eine wilde Horde vorzuſtellen, und es gehört eine gewiſſe Anſtrengung dazu, ihn als ebenbürtigen Kulturbürger aufzufaſſen. „Gott, der du die Widerſacher derer, die dir vertrauen, durch die Kraft deiner Verteidigung zurückwirfſt, höre uns, die wir um deine Erbarmniſſe flehen, gnädig an, damit wir nach der unterdrückten Wut des Feindes dir in Ewigkeit danken können.“ So hatte allſonntäglich der Grumitzer Pfarrer gebetet. Wie mußte da die Gemeinde ſich den „wütenden Feind“ vorſtellen? Gewiß nicht ſo, wie dieſe höflichen Edelleute. die jetzt den anweſenden Damen den Arm boten,

um ſie zu Tiſche zu führen . . . Überdies hatte Gott diesmal das Gebet der Anderen erhört und unſere Wut unterdrückt — der ſchäumende, mordgierige Feind, der durch die Kraft der göttlichen Verteidigung (wir nannten es zwar Zündnadelgewehr) zurückgeworfen worden, das waren ja wir — O du heiliger Widerſinn! . . Das waren ſo ungefähr meine Gedanken, während wir an der mit Blumen und Fruchtſchalen reich geſchmückten Tafel uns in bunter Reihe niederließen. Auch das Silber war auf des Hausherrn Befehl aus dem Verſteck wieder hervor geholt. Ich ſaß zwiſchen einem ſtattlichen Oberſten auf — ow und einem ſchlanken Lieutenant auf — itz. Lilli ſelbſtverſtändlich an der Seite ihres Bräutigams; Roſa war von dem prinzlichen Heinrich zu Tiſch geführt worden, und der böſen Lori war es doch wieder gelungen, meinen Friedrich zum Nachbar zu haben. Nur zu! Eiferſüchtig würde ich doch nicht werden: — er war ja „mein“ Friedrich, am meinſten . . .

Es wurde ſehr viel und ſehr heiter geſprochen. Die „Preußen“ fühlten ſich offenbar höchſt vergnügt, nach den durchgemachten Strapazen und Entbehrungen wieder einmal an wohlbeſetzter Tafel und in guter Geſellſchaft zu feſten; und das Bewußtſein, daß der überſtandene Feldzug ein ſiegreicher geweſen, trug jedenfalls dazu bei, ihre Stimmung zu heben. Aber auch wir, die Beſiegten, ließen von Groll und Beſchämung nichts merken und bemühten uns, die möglichſt liebenswürdigen Hauswirte zu ſpielen. Meinem Vater mußte dies zwar — wie ich ſeine Geſinnung kannte —

einige Überwindung koſten, aber er führte ſeine Rolle mit muſterhafter Courtoiſie durch. Der niedergeſchlagenſte war Otto. Seinem in der letzten Zeit genährten Preußenhaß, ſeiner Sehnſucht, den Feind aus dem Land zu jagen, ging es ſichtlich gegen den Strich, dieſem ſelben Feind nun höflichſt Pfeffer und Salz hinüberreichen zu müſſen, ſtatt ihn mit dem Bajonett durchbohren zu dürfen. Dem Thema Krieg wurde im Geſpräch ſorgfältig ausgewichen; die Fremden wurden von uns behandelt, als wären ſie unſere Gegend zufällig beſuchende Vergnügungsreiſende, und ſie ſelbſt vermieden es noch ängſtlicher, auf die Sachlage — daß ſie nämlich als unſere Überwinder hier hauſten — anzuſpielen. Mein junger Lieutenant verſuchte ſogar recht angelegentlich, mir den Hof zu machen. Er ſchwor auf Ehre und auf Taille, daß es nirgends ſo gemütlich ſei, wie in Öſterreich, und daß daſelbſt (mit ſeitwärts abgeſchoſſenem Zündnadelblick) die reizendſten Frauen der Welt zu finden ſeien. Ich leugne nicht, daß ich mit dem ſchmucken Marsſohne auch ein wenig kokettierte; es geſchah, um der Lori Griesbach und ihrem Nachbar zu zeigen, daß ich gegebenen Falles mich einigermaßen rächen könnte . . . aber der da drüben blieb ebenſo ruhig — wie ich es im Grunde meines Herzens eigentlich auch war. Vernünftiger und zweckmäßiger wäre es jedenfalls geweſen, wenn mein „ſchneidiger“ Lieutenant ſeine mörderiſchen Augengeſchoſſe auf die ſchöne Lori gezielt hätte. Konrad und Lilli, in ihrer Eigenſchaft als Verlobte (ſolche Leute ſollte man eigentlich immer hinter Gitter ſetzen),

wechſelten ganz auffällig verliebte Blicke und flüſterten und ſtießen heimlich miteinander ihre Gläſer an und was dergleichen Salonturteltauben-Manöver mehr ſind. Und, wie mir ſchien, noch eine dritte Flirtation begann da ſich zu entſpinnen. Der deutſche Prinz nämlich — Heinrich der ſo und ſo vielte — unterhielt ſich auf das Angelegentlichſte mit meiner Schweſter Roſa und dabei malte ſich in ſeinen Zügen unverhohlene Bewunderung.

Nach aufgehobener Tafel begab man ſich in den Salon zurück, in welchem jetzt der angeſteckte Kronleuchter ein feſtliches Licht verbreitete.

Die Terraſſenthür ſtand offen. Draußen war die laue Sommernacht von mildem Mondlicht durchflutet. Ich trat hinaus. Das Nachtgeſtirn warf ſeine Strahlen auf die heuduftenden Raſenflächen des Parkes und ſpiegelte ſich ſilberfunkelnd auf dem im Hintergrunde ausgedehnten Teich . . . War das wirklich derſelbe Mond, welcher mir vor kurzer Zeit den an eine Kirchhofsmauer gelehnten, vom kreiſchendem Raubgevögel umkreiſten Leichenhaufen gezeigt hatte? Und waren das dieſelben Leute drinnen — eben öffnete ein preußiſcher Offizier den Flügel, um ein Mendelsſohnſches Lied ohne Worte vorzutragen — waren das dieſelben, die vor kurzem noch mit dem Säbel um ſich ſchlugen, um Menſchenſchädel zu ſpalten? ..

Nach einer Weile kamen auch Prinz Heinrich und Roſa heraus. Sie ſahen mich nicht in meiner dunklen Ecke und gingen an mir vorüber. Jetzt ſtanden ſie, an das Geländer gelehnt, nah, ſehr nah nebeneinander.

Ich glaube ſogar, der junge Preuße — der Feind — hielt die Hand meiner Schweſter in der ſeinen. Sie ſprachen leiſe, dennoch drang einiges von des Prinzen Rede zu mir herüber: „Holdſeliges Mädchen . . . plötzliche, ſieghafte Leidenſchaft . . . Sehnſucht nach häuslichem Glück . . . Würfel gefallen . . . aus Barmherzigkeit nicht ‚nein‘! . . . Flöße ich Ihnen denn Abſcheu ein?“ Roſa ſchüttelt verneinend den Kopf. Da führt er ihre Hand an ſeine Lippen und verſuchte, den Arm um ihre Mitte zu ſchlingen. Sie, die Wohlerzogene, entwindet ſich raſch.

Ach, mir wäre es beinah lieber geweſen, wenn mir der ſanfte Mondſtrahl da einen Liebeskuß beleuchtet hätte . . . Nach all den Bildern des Haſſes und des bitteren Jammers, die ich vor kurzem hatte ſchauen müſſen, wäre mir jetzt ein Bild von Liebe und ſüßer Luſt wie etwas Vergütung erſchienen. —

„Ach — Du biſt es, Martha!“

Jetzt war Roſa meiner gewahr geworden — zuerſt ſehr erſchrocken, daß Jemand dieſe Scene belauſcht, dann aber beruhigt, daß nur ich es war.

Im höchſten Grade verlegen und beſtürzt war jedoch der Prinz. Er trat an mich heran:

„Ich habe Ihrer Schweſter ſoeben meine Hand angeboten, gnädige Frau. Legen Sie gütigſt ein Wort für mich ein! Meine Handlungsweiſe wird Ihnen Beiden etwas raſch und kühn erſcheinen. Zu einer anderen Zeit würde ich wohl auch überlegter und beſcheidener vorgegangen ſein — aber in den letzten Wochen habe ich es mir angewöhnt, ſchnell und keck

voranzusprengen — da war kein Zögern und Zagen erlaubt . . . und was ich im Kriege geübt, das habe ich jetzt unwillkürlich in der Liebe wieder ausgeführt . . . Verzeihen Sie — und seien Sie mir gnädig. Sie schweigen, Komtesse? Verweigern Sie mir Ihre Hand?"

„Meine Schwester kann doch nicht auch so rasch über ihr Schicksal entscheiden," kam ich Rosa, welche tiefbewegt und abgewandten Hauptes dastand, zu Hilfe. „Ob unser Vater seine Einwilligung zur Heirat mit einem ‚Feinde' geben, ob Rosa die so plötzlich eingeflößte Neigung auch erwidern wird — wer kann das heute wissen?"

„Ich weiß es," antwortete sie und reichte dem jungen Manne beide Hände hin. Er aber riß sie stürmisch an sein Herz.

„O, ihr närrischen Kinder!" sagte ich und zog mich leise einige Schritte zurück, bis zur Saalthür, um zu wachen, daß — wenigstens in **diesem** Augenblick — Niemand herauskomme.

* * *

Am folgenden Tag ward die Verlobung gefeiert.

Mein Vater leistete keinen Widerstand. Ich hätte geglaubt, daß sein Preußenhaß es ihm unmöglich machen würde, einen der feindlichen Krieger und Sieger in seine Familie aufzunehmen; aber sei es, daß er die individuelle von der nationalen Frage gänzlich trennte — (ein gebräuchliches Vorgehen: „Ich hasse Jene als Nation, nicht als Individuen" hört man häufig be-

teuern, obſchon es keinen Sinn hat, ebenſowenig Sinn, als wollte Einer ſagen: „Ich haſſe den Wein als Getränk, aber jeden Tropfen verſchlucke ich gern“ — doch vernünftig braucht ja eine landläufige Phraſe nicht zu ſein — im Gegenteil) ſei es, daß der Ehrgeiz die Oberhand gewann und eine Verbindung mit dem fürſtlichen Hauſe Reuß ihm ſchmeichelte; ſei es endlich, daß die ſo romantiſch geäußerte, plötzliche Liebe der jungen Leute ihn rührte: kurz, er ſprach ein ziemlich bereitwilliges Ja. Weniger einverſtanden war Tante Marie. „Unmöglich!“ war ihr erſter Ausruf. „Der Prinz iſt ja lutheriſcher Konfeſſion.“ Aber ſchließlich tröſtete ſie ſich mit der Ausſicht, daß Roſa ihren Gatten wahrſcheinlich bekehren werde. Im Herzen Ottos grollte es am tiefſten. „Wie, wollt ihr,“ ſprach er, „wenn wieder Krieg ausbricht, daß ich meinen Schwager aus dem Lande verjage?“ Aber auch ihm wurde die famoſe Theorie von dem Unterſchiede zwiſchen Nation und Individuum erläutert und — zu meinem Staunen, denn ich habe ſie nie begriffen — er begriff ſie.

Wie ſchnell und leicht man doch unter freudigen Umſtänden das durchgemachte Elend vergißt! Zwei Liebespaare — oder, ich kann es kühnlich ſagen, drei, denn Friedrich und ich, die Vermählten, ſchwärmten nicht viel weniger fürcinander, als die Verlobten — alſo ſo viele Liebespaare in der kleinen Geſellſchaft, das ergab doch eine glückgehobene Stimmung. Schloß Grumitz war in den folgenden paar Tagen eine Stätte der Heiterkeit und Lebensluſt. Allmählich fühlte auch

ich die Schreckensbilder der vergangenen Wochen aus meinem Gedächtnis entweichen. Nicht ohne Gewissensbiß wurde ich gewahr, wie mein vor kurzer Zeit noch so brennender Mitschmerz in manchen Augenblicken ganz entschwand. — Von der Außenwelt klang wohl noch immer Trauriges herüber: die Klagen der Leute, die in dem Kriege Hab und Gut oder teure Häupter verloren; Nachrichten von drohenden Finanzkatastrophen, von ausbrechenden Seuchen: die Cholera, hieß es, habe sich unter den preußischen Mannschaften gezeigt — sogar in unserem Dorfe wurde ein Fall signalisiert — freilich ein zweifelhafter: „Es wird die Ruhr sein — die tritt ja jeden Sommer auf", tröstete man sich. Nur immer verjagen — die trüben Gedanken und die bösen Befürchtungen: „Es ist nichts" — „es ist vorbei" — „es wird nichts kommen" — das ist so leicht gedacht. Man braucht nur eine heftig schüttelnde Kopfbewegung zu machen und die unliebsamen Vorstellungen sind verscheucht . . .

„Hörst Du, Martha," sagte mir eines Tages die glückliche Braut, „dieser Krieg war freilich etwas Schauderhaftes, aber ich muß ihn doch noch segnen. Wäre ich ohne ihn so maßlos glücklich geworden, wie ich es jetzt bin? Hätte ich Heinrich jemals kennen gelernt? Und er — hätte er jemals eine so liebende Braut gefunden?"

„Nun gut, liebe Rosa, ich will gern diese Auffassung mit Dir teilen: — es mögen eure zwei beglückten Herzen gegen die vielen tausende gebrochenen in die Wagschale fallen . . ."

„Nicht nur um Einzelſchickſale handelt es ſich, Martha. Auch im Großen und Ganzen bringt der Krieg — für Jene, die ſiegen — einen großen Gewinn, alſo einem ganzen Volke. Man muß Heinrich darüber reden hören. Er ſagt, Preußen ſtehe jetzt groß da — in dem Heere herrſche allgemeiner Jubel und begeiſterte Dankbarkeit und Liebe zu den Feldherren, die es zum Siege geführt ... dadurch ward der deutſchen Geſittung, dem Handel, oder ſagte er dem deutſchen Wohlſtand — ich weiß nicht mehr genau ... die hiſtoriſche Miſſion ... kurz, man muß ihn reden hören."

„Warum ſpricht Dein Bräutigam nicht lieber von eurer Liebe, ſtatt von politiſchen und militäriſchen Dingen?"

„O wir ſprechen von Allem — und Alles, was er ſagt, klingt mir wie Muſik ... Ich fühle es ihm ſo gut nach, daß er ſtolz und ſelig iſt, dieſen Krieg für König und Vaterland mitgefochten —"

„Und ſich dabei als Beute ein ſo verliebtes Bräutchen geholt zu haben," ergänzte ich.

Dem Vater gefiel ſein künftiger Schwiegerſohn ſehr gut — und wem hätte der prächtige junge Menſch nicht gefallen ſollen? Er erteilte ihm jedoch ſeine Sympathie und ſeinen Segen unter allerlei Verwahrungen und Vorbehalt:

„Sie ſind mir als Menſch und Soldat und als Prinz in jeder Hinſicht ſchätzenswert, lieber Reuß" ſo ſagte er zu wiederholten Malen und in verſchiedenen Redewendungen, „aber als preußiſcher Offizier kann ich Sie natürlich nicht leiden und ich behalte mir — trotz

aller Familienverbindung — das Recht vor, nichts so sehr zu wünschen, als einen kommenden Krieg, in welchem Österreich die jetzige Überrumpelung tüchtig heimzahlt. Die politische Frage ist von der persönlichen ganz zu trennen. Mein Sohn wird einst — Gott walte — daß ich's erlebe — gegen das Land Preußen zu Felde ziehen; ich selbst, wenn ich nicht zu alt wäre und wenn mein Kaiser mich dazu beriefe, übernähme gleich ein Kommando, um Wilhelm I. und besonders, um Ihren arroganten Bismarck zu bekriegen. Dies verschlägt nicht, daß ich die militärischen Tugenden der preußischen Armee und die strategische Kunst ihrer Führer anerkenne und daß ich es ganz natürlich finden würde, wenn Sie im nächsten Feldzug, an der Spitze eines Bataillons, unsere Hauptstadt erstürmen wollten und das Haus anzünden ließen, in welchem Ihr Schwiegervater wohnt — kurz —"

„Kurz, die Konfusion der Gefühle ist eine heillose," unterbrach ich, einmal eine solche Rhapsodie — „die Widersprüche und Gegensätze verschlingen einander darin wie die Infusorien in einem faulenden Wassertropfen . . . So geht es immer, wenn widerstreitende Begriffe zusammengepfercht werden. Ein Ganzes hassen und seine Teile lieben; — als Mensch so und als Landesangehöriger so denken wollen — das geht nicht: entweder — oder. Da lobe ich mir den Botokudenhäuptling: der empfindet für die Anhänger eines anderen Stammes — von denen er nicht einmal weiß, daß sie „Individuen" sind — weiter nichts, als den Wunsch, sie zu skalpieren."

„Aber Martha, mein Kind, ſolche wilde Gefühle paſſen doch nicht zu dem geſitteten und humaner gewordenen Stand unſerer Kultur.“

„Sage lieber, der Staub unſerer Kultur paßt nicht zu der aus alten Zeiten uns überkommenen Wildheit. So lange dieſe — das heißt ſo lange der Kriegsgeiſt nicht abgeſchüttelt iſt, läßt ſich unſere vielgeprieſene „Humanität“ nicht vernünftig vertreten. Denn Du wirſt doch Deine eben gehaltene Rede, in welcher Du dem Prinzen Heinrich verſicherſt, daß Du ihn als Schwiegerſohn lieben und als Preußen haſſen willſt, als Menſchen hochſchätzen und als Oberlieutenant verabſcheuen, daß Du ihm gern Deinen väterlichen Segen gibſt und zugleich ihm das Recht einräumſt, gelegentlich auf Dich zu ſchießen — verzeih', lieber Vater, aber dieſe Rede wirſt Du doch nicht für vernünftig ausgeben?“

„Was ſagſt Du? Ich verſteh' kein Wort . . .“

Die beliebte Schwerhörigkeit hatte ſich wieder rechtzeitig eingeſtellt.

* * *

Nach wenigen Tagen wurde es wieder ſtill auf Grumitz. Unſere Einquartierung mußte abziehen und auch Konrad wurde zu ſeinem Regiment befohlen. Lori Griesbach und der Miniſter waren ſchon früher abgereiſt.

Die Hochzeit meiner beiden Schweſtern ward auf den Oktober verlegt. Beide ſollten am ſelben Tage in Grumitz getraut werden. Prinz Heinrich wollte den

Dienſt verlaſſen; jetzt nach dieſem glorreichen Feldzuge, in welchem er ſich Beförderung geholt, konnte er dies leicht thun, um ſich auf ſeinen Lorbeeren und ſeinen Beſitzungen auszuruhen.

Der Abſchied der zwei Liebespaare war ein ſchmerzlicher und glücklicher zugleich. Man verſprach, ſich täglich zu ſchreiben, und die ſichere Ausſicht auf das nahe Glück ließ das Scheideweh nicht recht aufkommen.

Sichere Ausſicht auf Glück? . . . Die gibt es eigentlich nie — doch zu Kriegszeiten am allerwenigſten. Da ſchwebt das Unglück ſo dicht wie Heuſchreckenſchwärme in der Luft; und die Chancen, auf einem Fleckchen zu ſtehen, welches von der niedergehenden Geißel verſchont bleibt, ſind gar geringe.

Freilich — der Krieg war aus. Das heißt, man hatte erklärt, daß der Frieden geſchloſſen ſei. Ein Wort genügt, die Schreckniſſe zu entfeſſeln, und da meint man wohl auch, ein Wort könne genügen, dieſelben ſogleich wieder aufzuheben — doch dies vermag kein Machtſpruch. Die Feindſeligkeiten werden eingeſtellt, aber die Feindſeligkeit dauert fort. Der Samen für künftige Kriege iſt geſtreut und die Frucht des eben beendigten Krieges entfaltet ſich weiter: Elend, Verwilderung, Seuchen. Ja, da half kein Leugnen und Nicht-dran-denken mehr: — die Cholera wütete im Lande.

Es war am Morgen des 8. Auguſt. Wir ſaßen Alle um den Frühſtückstiſch unter der Veranda und laſen unſere eben eingelaufenen Poſtſachen. Die zwei

Bräute fielen auf die an ſie gerichteten Liebesbriefe her — ich blätterte in den Zeitungen Aus Wien die Nachricht:

„Die Cholera-Sterbefälle mehren ſich bedenklich; nicht nur in den Militär- auch in den Civilſpitälern ſind ſchon viele Erkrankungen ſignaliſiert, die als echte cholera asiatica bezeichnet werden müſſen, und die energiſchſten Maßregeln werden allenthalben ergriffen, um der Verbreitung der Epidemie zu ſteuern.“

Ich wollte die Stelle laut vorleſen, als Tante Marie, welche den Brief einer Freundin aus einem Nachbarſchloſſe in Händen hielt, erſchreckt aufſchrie:

„Entſetzlich! Betti ſchreibt mir, daß in ihrem Hauſe zwei Perſonen an der Cholera geſtorben ſind und jetzt auch ihr Mann erkrankt ſei.“

„Excellenz, der Lehrer wünſcht zu ſprechen.“

„Hinter dem Diener trat auch ſchon der Gemeldete heran. Er ſah bleich und verſtört aus:

„Herr Graf, ich zeige ergebenſt an, daß ich die Schule ſchließen muß. Geſtern ſind zwei Kinder erkrankt und heute — geſtorben.

„Die Cholera?“ riefen wir.

„Ich denke wohl . . . wir müſſen's beim Namen nennen. Die ſogenannte „Ruhr“, welche unter den Soldaten, die hier einquartiert wurden, ausbrach und der ſchon zwanzig Mann erlegen ſind — es war die Cholera. Im Dorf herrſcht großer Schrecken, denn der Doktor, der aus der Stadt hierher gekommen, hat unverhohlen geſagt, daß die ſchreckliche Krankheit nunmehr zweifellos die hieſige Bevölkerung ergriffen hat.“

„Was iſt das?“ fragte ich aufhorchend — man hört läuten.“

„Das iſt das Sterbeglöcklein, Frau Baronin,“ antwortete der Schulmeiſter. „Es wird wohl wieder Jemand in den letzten Zügen liegen . . . Der Doktor hat erzählt, daß in der Stadt die Sterbeglocke gar nicht mehr aufhört zu klingen —“

Wir blickten einander alle in der Runde an — ſtumm und bleich. Hier war er alſo wieder — der Tod — und Jeder von uns ſah deſſen knöcherne Hand nach dem Haupte eines Teuern ausgeſtreckt.

„Fliehen wir!“ ſchlug Tante Marie vor.

„Fliehen, wohin?“ entgegnete der Lehrer. „Ringsum iſt ja das Übel ſchon verbreitet.“

„Weit, weit weg — über die Grenze —“

„Da wird wohl ein Cordon errichtet werden, über den man nicht hinauskann.“

„Das wäre ja entſetzlich! Man wird doch die Leute nicht hindern, ein verſeuchtes Land zu verlaſſen?“

„Gewiß — die geſunden Gegenden werden ſich gegen Einſchleppung verwahren.“

„Was thun, was thun?!“ Und Tante Marie rang die Hände.

„Den Willen Gottes abwarten,“ antwortete mein Vater mit einem tiefen Seufzer. „Du biſt doch ſonſt ſo beſtimmungsgläubig, Marie — ich verſtehe Deine Fluchtſehnſucht nicht. Eines jeden Menſchen Schickſal erreicht ihn, wo er immer ſei . . . Aber immerhin — mir wäre es auch lieber, wenn ihr Kinder abreiſen

würdet — und Du Otto, daß Du mir kein Obſt mehr anrührſt."

„Ich werde ſogleich an Breſſer telegraphieren," ſagte Friedrich, „daß er uns Desinfektionsmittel ſende" . . .

Was dann ſpäter folgte, ich kann es nicht mehr in ſeinen Einzelheiten erzählen, denn die Frühſtückstiſch-Epiſode war die letzte, die ich zu jener Zeit in die roten Hefte eingetragen. Nur aus dem Gedächtnis kann ich die Ereigniſſe der nächſten Tage berichten. Furcht und Bangen erfüllte uns Alle, Alle. Wer könnte zur Zeit der Epidemie nicht zittern, wenn man unter teuern Weſen lebt? Über dem lieben Haupte eines Jeden ſchwebt ja das Damoklesſchwert — und auch ſelber ſterben, ſo furchtbar und ſo unnütz ſterben — wem ſollte der Gedanke nicht Grauen einflößen? Der Mut beſteht höchſtens *darin*, nicht daran zu denken.

Fliehen? Dieſe Idee war mir auch gekommen — beſonders, meinen kleinen Rudolf in Sicherheit zu bringen . . .

Mein Vater, trotz allem Fatalismus, beſtand auf der Flucht der Anderen. Am kommenden Tage ſollte die ganze Familie fort. Nur er wollte bleiben, um ſeine Hausleute und die Einwohnerſchaft des Dorfes in der Gefahr nicht zu verlaſſen. Friedrich erklärte auf das Beſtimmteſte, auch bleiben zu wollen, und da war mein Entſchluß gleichfalls gefaßt: von des Gatten Seite würde ich freiwillig nimmer weichen.

Tante Marie mit den beiden Mädchen und mit Otto und Rudolf ſollten ſchleunigſt abreiſen. Wohin? — das war noch nicht beſtimmt — vorläufig nach

Ungarn, ſo weit wie möglich. Die Bräute widerſetzten ſich durchaus nicht, ſondern halfen emſig packen ... Sterben — wenn in naher Zukunft die Erfüllung heißer Liebesſehnſucht, das heißt verzehnfachte Lebenswonne winkt, das hieße ja zehnfach ſterben.

Die Koffer wurden in den Speiſeſaal gebracht, damit, unter der Beihilfe Aller, die Arbeit ſchneller von ſtatten gehe. Ich brachte einen Pack von Rudolfs Kleidern auf dem Arm herbei.

„Warum thut das nicht Deine Jungfer?“ fragte der Vater.

„Ich weiß nicht, wo die Netti ſteckt ... ich klingelte ihr ſchon mehrere Male und ſie kommt nicht ... So bediente ich mich lieber ſelber —“

„Du verdirbſt Deine Leute,“ ſagte mein Vater aufgebracht und er gab einem anweſenden Diener Befehl, das Mädchen überall zu ſuchen und augenblicklich hierher zu führen.

Nach einer Weile kam der Ausgeſandte zurück — mit verſtörter Miene.

„Die Netti liegt in ihrem Zimmer ... ſie iſt ... ſie hat ... ſie iſt ...“

„Kannſt Du nicht ſprechen?“ donnerte ihn mein Vater an. „Was iſt ſie —?“

„— Schon — ganz ſchwarz.“

Ein Schrei kam aus unſer Aller Munde. Und ſo war es denn da — das grauſe Geſpenſt — in unſerem Hauſe ſelber ...

„Was nun thun? Konnte man das unglückliche Mädchen hilflos ſterben laſſen? Aber, wer ſich ihr

nahte, holte ſich faſt ſicher den Tod — und nicht nur ſich — er gab ihn dann wieder den Anderen weiter — Ach, ſo ein Haus, in welches die Seuche eingezogen, das iſt, als wäre es von Räubern umzingelt oder als ſtände es in Flammen — überall, an allen Ecken und Enden — auf jedem Schritt und Tritt — grinſt der Tod. — —

„Hole augenblicklich den Arzt," befahl mein Vater zunächſt. „Und ihr, Kinder, beſchleunigt eure Abfahrt" . . .

„Der Herr Doktor iſt ſeit einer Stunde nach der Stadt zurückgefahren," antwortete der Diener auf meines Vaters Weiſung.

„Weh . . . mir wird übel!" kam es jetzt von Lilli, welche bis in die Lippen erbleichte und ſich an eine Seſſellehne anklammerte.

Wir ſprangen ihr bei:

„Was haſt Du? . . . Sei nicht thöricht . . . das iſt die Angſt . . ."

Aber es war nicht die Angſt, es war — kein Zweifel: wir mußten die Unglückliche auf ihr Zimmer bringen, wo ſie ſogleich von heftigen Erbrechungen und den übrigen Symptomen ergriffen wurde — es war an dieſem Tage der zweite Cholera-Fall im Schloſſe.

Entſetzlich war es anzuſehen, was die arme Schweſter litt. Und kein Doktor da! Friedrich war der Einzige, der, ſo gut es ging, das Amt eines Solchen verſah. Er ordnete das Nötige an: warme Umſchläge. Senfteig auf den Magen und an die Beine — Eisſtückchen — Champagner. Nichts half. Die für leichte Cholera-

anfälle ausreichenden Mittel, hier konnten ſie nicht retten. Wenigſtens gaben ſie der Kranken und den Umſtehenden den Troſt, daß etwas geſchah. Nachdem die Anfälle nachgelaſſen, kamen die Krämpfe an die Reihe — ein Zucken und Zerren der ganzen Geſtalt, daß die Knochen krachten. Die Unſelige wollte jammern: ſie konnte nicht, — denn die Stimme verſagte . . . die Haut wurde bläulich und kalt — der Atem ſtockte — —

Mein Vater rannte händeringend auf und nieder. Einmal ſtellte ich mich ihm in den Weg:

„Das iſt der Krieg, Vater!“ ſagte ich. „Willſt Du den Krieg nicht verfluchen?“

Er ſchüttelte mich ab und gab keine Antwort.

Nach zehn Stunden war Lilli tot. — Netti, das Stubenmädchen war ſchon früher geſtorben — allein auf ihrem Zimmer; wir Alle waren um Lilli beſchäftigt geweſen und von der Dienerſchaft hatte ſich Niemand in die Nähe der „ſchon ganz Schwarzen“ gewagt. . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Mittlerweile war Doktor Breſſer angekommen. Die telegraphiſch verlangten Medikamente brachte er ſelber. Ich hätte ihm die Hand küſſen mögen, als er unerwartet in unſere Mitte trat, um den alten Freunden ſeine aufopfernden Dienſte zu weihen. Er übernahm ſofort den Oberbefehl des Hauſes. Die zwei Leichen ließ er in eine entfernte Kammer ſchaffen, ſperrte die Zimmer ab, in welchen die Armen geſtorben und unterzog uns alle einer kräftigen desinfizierenden Prozedur.

Ein intenſiver Karbolgeruch erfüllte nunmehr alle Räume, und heute noch, wenn mir dieſer Geruch entgegenweht, ſteigen jene Cholera-Schreckenstage vor meinem Geiſte auf.

Die geplante Flucht mußte ein zweites Mal unterbleiben. Schon ſtand am Tage nach Lillis Tode der Wagen bereit, welcher Tante Marie, Roſa, Otto und meinen Kleinen fortführen ſollte, als der Kutſcher — von dem unſichtbaren Würger erfaßt, wieder vom Kutſchbock abſteigen mußte.

„Alſo will ich euch fahren," ſagte mein Vater, als ihm dieſe Nachricht gebracht wurde. „Schnell — iſt Alles bereit?" . . .

Roſa trat vor:

„Fahret," ſagte ſie — „ich muß bleiben . . ich . . . folge der Lilli — —"

Und ſie ſprach wahr. Bei Tagesanbruch wurde auch dieſe zweite junge Braut in die — Leichenkammer gebracht.

Natürlich war in dem Schrecken dieſes neuen Unglücksfalles die Abreiſe der Anderen nicht ausgeführt worden.

Mitten in meinem Schmerze, meiner tobenden Angſt, ergriff mich auch wieder der tiefſte Zorn gegen jene Rieſenthorheit, welche ſolches Übel freiwillig heraufbeſchwört. Mein Vater war, als ſie Roſas Leichnam hinausgetragen, in die Knie gefallen, den Kopf an die Mauer . . .

Ich trat hin und pakte ihn beim Arme:

„Vater," ſagte ich — „das iſt der Krieg."

Keine Antwort.

„Hörſt Du, Vater? — Jetzt oder nie: willſt Du jetzt den Krieg verfluchen?“

Er aber raffte ſich auf:

„Du erinnerſt mich daran . . . dieſes Unglück will mit Soldatenmut getragen werden . . . Nicht ich allein! das ganze Vaterland hat Blut- und Thränenopfer bringen müſſen —“

„Was hat denn dem Vaterland Dein und Deiner Brüder Leid gefrommt? Was frommen ihm die verlorenen Schlachten, was dieſe beiden geknickten Mädchenleben? — Vater — o thue mir die Liebe: fluche dem Krieg! Sieh her,“ ich zog ihn zum Fenſter hin — eben wurde auf einem Karren ein ſchwarzer Sarg in den Hof gerollt: „ſieh her — das iſt für unſere Lilli — und morgen ein gleicher für unſere Roſa . . . und übermorgen vielleicht ein dritter — und warum, warum?!“

„Weil Gott es ſo gewollt, mein Kind —“

„Gott — immer Gott! . . . Daß ſich doch alle Thorheit, alle Wildheit, alle Gewaltthätigkeit der Menſchen ſtets hinter dieſem Schilde birgt! Gottes Wille.“

„Läſtere nicht, Martha, jetzt läſt're nicht, da Gottes ſtrafende Hand ſo ſichtbar —“

Ein Diener kam hereingerannt:

„Ex'lenz — der Tiſchler will den Sarg nicht in die Kammer tragen, wo die Komteſſen liegen — und Niemand traut ſich hinein —“

„Auch Du nicht, Feigling?“

„Ich kann nicht allein —“

„So werde ich Dir helfen — ich will meine Tochter ſelber . . .“ Und er ſchritt zur Thür. „Zurück!“ ſchrie er mich an, da ich ihm folgen wollte. „Du darfſt nicht mit — Du darfſt mir nicht auch noch ſterben ... und denke an Dein Kind!“

Was thun? Ich ſchwankte . . . Das iſt das quälendſte in ſolchen Lagen; nicht einmal zu wiſſen, wo die Pflicht liegt. Leiſtet man den Kranken und den Toten die Liebesdienſte, zu welchem das Herz drängt, ſo ſchleppt man den Keim des Übels wieder weiter und bringt den anderen, den noch verſchonten, die Gefahr. Man wollte ſich opfern, weiß aber, daß man mit dieſem Wagnis auch andere hinzuopfern wagt.

Über ſolches Dilemma kann nur eines hinaushelfen: mit dem Leben abſchließen — nicht nur mit dem eigenen, ſondern auch mit demjenigen ſeiner Teuren — annehmen, daß alle zu Grunde gehen — und eins dem anderen, ſo lange es geht, in den Leidensſtunden beiſtehen. Rückſicht, Vorſicht — das alles muß aufhören: Zuſammen! — an Bord eines untergehenden Schiffes — Rettung gibt es keine — „halten wir uns umfangen, eng, recht eng aneinander — bis zum letzten Augenblick — und: ſchöne Welt, ade!“

Dieſe Reſignation war über uns alle gekommen; die Fluchtpläne hatte man aufgegeben; jeder ging an jedes Kranken und an jedes Toten Lager; ſogar Breſſer verſuchte nicht mehr, uns dieſes Verhalten — das einzig menſchliche — zu wehren. Seine Nähe, ſein

energiſches, raſtloſes Schalten gab uns das einzige Sicherheitsgefühl: wenigſtens war unſer ſinkendes Schiff nicht ohne Kapitän.

Ach, dieſe Cholerawoche in Grumitz! . . . Über zwanzig Jahre ſind ſeither vergangen, aber noch ſchaudert es mir durch Mark und Bein, wenn ich daran zurückdenke. Thränen, Wimmern, herzzerreißende Sterbeſcenen — der Karbolgeruch, das Knochenknarren der Krampfbefallenen, die ekelhaften Symptome, das unaufhörliche Geklingel des Totenglöckleins, die Begräbniſſe — nein: Verſcharrungen — denn in ſolchen Fällen gibt es keinerlei Trauerpomp; — die ganze Lebensordnung aufgegeben: keine Mahlzeiten — die Köchin war geſtorben — kein Schlafengehen des Nachts — hier und da ein ſtehend eingenommener Biſſen, und in den Morgenſtunden ein ſitzendes Einnicken. Draußen, wie eine Ironie der gleichgültigen Natur, das herrlichſte Sommerwetter, fröhlicher Amſelſchlag, üppiges Farbenglühen der Blumenbeete . . . Im Dorfe ununterbrochenes Sterben — die zurückgebliebenen Preußen alle tot. „Ich bin heute dem Totengräber begegnet," erzählte Franz der Kammerdiener, „wie er mit einem leeren Wagen vom Friedhof zurückfuhr. „Wieder ein paar hinausgeſchafft?" habe ich ihn gefragt. „Ja, wieder ſechs oder ſieben . . . alle Tag, ſo ein halb' Dutzend, manchmal auch mehr . . . es kommt auch vor, daß einer oder der andere im Wagen drin noch a biſſl muckſt — aber thut nix — nur 'nein in die Gruben mit die Preußen!"

Am folgenden Tage ſtarb der Unmenſch ſelber und

ein anderer mußte ſein Amt — zur Zeit das angeſtrengteſte im Ort — übernehmen. Die Poſt brachte nur trübes; von überall her Nachrichten über das Wüten der Seuche und Liebesbriefe — ewig unbeantwortet zu bleibende Liebesbriefe — von dem nichts ahnenden Prinzen Heinrich. An Konrad hatte ich, um ihn auf das fürchterliche vorzubereiten, eine Zeile geſchickt: „Lilli ſehr krank.“ Er konnte nicht augenblicklich kommen — der Dienſt hielt ihn zurück. Erſt am vierten Tage kam der Unſelige ins Haus geſtürzt:

„Lilli?“ rief er —„iſt es wahr?“ Unterwegs hatte er das Unglück erfahren.

Wir bejahten.

Er blieb unheimlich ſtill und thränenlos. „Ich habe ſie viele Jahre geliebt,“ ſprach er nur leiſe vor ſich hin. Dann laut:

„Wo liegt ſie? — Auf dem Friedhofe? . . . Ich will ſie beſuchen . . . lebt wohl . . . ſie erwartet mich . . .“

„Soll ich mitkommen?“ frug ihm jemand an.

„Nein, ich gehe lieber allein.“

„Er ging — und wir ſahen ihn nicht wieder. Am Grabe der Braut hat er ſich eine Kugel durch den Kopf gejagt.

So endete Konrad Graf Althaus, Oberſtlieutenant im 4. Huſarenregiment, im ſiebenundzwanzigſten Lebensjahre.

Zu einer andern Zeit hätte die Tragik dieſes Vorfalls viel erſchütternder gewirkt, aber jetzt: wie viele junge Offiziere hatte der Krieg unmittelbar weggerafft

— dieſen mittelbar. Und in dem Augenblick, als wir von der That erfuhren, war in unſerer Mitte ein neues Unglück ausgebrochen, das unſere ganze Herzensangſt in Anſpruch nahm: Otto — meines armen Vaters angebeteter, einziger Sohn — war von dem Würgeengel gepackt.

Die ganze Nacht und den folgenden Tag dauerte ſein Leiden — unter wechſelndem Hoffen und Verzagen — um ſieben Uhr Abends war alles vorbei.

Mein Vater warf ſich auf die Leiche mit einem ſo markerſchütternden Schrei, daß es das ganze Haus durchdröhnte. Wir hatten Mühe, ihn von dem Toten fortzureißen. Ach, und dieſer Schmerzensjammer, der jetzt folgte: heulende, brüllende, röchelnde Laute der Verzweiflung waren es, die der alte Mann ſtunden- und ſtundenlang ausſtieß . . . Sein Sohn, ſein Stolz, ſein Otto, ſein alles!

Auf dieſe Ausbrüche folgte plötzlich ſtarre, ſtumme Apathie. Dem Begräbnis ſeines Liebling hatte er nicht beiwohnen können. Er lag auf einem Sopha regungslos und — beinahe ſchien es — bewußtlos. Breſſer ordnete an, daß er entkleidet und zu Bett gebracht werde.

Nach einer Stunde ſchien er ſich zu beleben. Tante Marie, Friedrich und ich waren an ſeiner Seite. Er ſchaute eine Zeit lang mit fragendem Blick herum, dann ſetzte er ſich auf und verſuchte zu ſprechen. Doch brachte er kein Wort hervor und rang mit ſchmerzverzerrtem Geſicht nach Atem. Da

begann es ihn zu ſchütteln und zu werfen, als wäre er von jenen ſchauerlichen Krämpfen befallen, welche die letzten Symptome der Cholera ſind, und doch hatten ſich vorher keine der anderen Erſcheinungen bei ihm gezeigt. Endlich brachte er ein Wort hervor: „Martha“.

Ich fiel kniend an der Bettſeite nieder:

„Vater, mein teurer armer Vater! . . .“

Er erhob ſeine Hand über meinem Scheitel:

„Dein Wunſch“ . . . ſprach er mühſam — „ſei erfüllt . . . ich flu— ich verfluch—“

Er konnte nicht weiter reden und ſank in die Kiſſen zurück.

Mittlerweile war Breſſer herbeigekommen und gab auf unſer ängſtliches Fragen Beſcheid:

Ein Herzkrampf hatte meinen Vater getötet.

„Das Fürchterlichſte iſt,“ ſagte Tante Marie, nachdem wir ihn begraben, „daß er mit einem Fluch auf dem Lippen verſchied.“

„Laß das gut ſein, Tante,“ beruhigte ich ſie. „Wenn dieſer Fluch erſt von Aller — Aller Lippen fiele, ſo wäre das der Menſchheit größter Segen.

* * *

Das war die Cholerawoche von Grumitz! In einem Zeitraum von ſieben Tagen zehn Bewohner des Schloſſes dahingerafft: Mein Vater, Lilli, Roſa, Otto, meine Jungfer Netti, die Köchin, der Kutſcher und zwei Stalljungen. Im Dorfe ſtarben in derſelben Zeit über achtzig Perſonen.

Wenn man das ſo trocken herſagt, klingt es wie eine beachtenswerte ſtatiſtiſche Notiz; wenn es in einem erzählenden Buche ſteht — wie ein übertreibendes Phantaſieſpiel des Autors. Aber es iſt weder ſo trocken wie das Eine, noch ſo ſchauerromantiſch, wie das Andere, es iſt kalte, greifbare trauerreiche Wirklichkeit.

Nicht Grumitz allein war in unſerer Gegend ſo hart mitgenommen worden. Wer in den Annalen der nachbarlichen Ortſchaften und Schlöſſer, nachblättern will, könnte daſelbſt viele ähnliche Fälle von Maſſenunglück finden. Da iſt zum Beiſpiele — in der Nähe des Städtchens Horn — das Schloß Stockern. Von der Familie, die es bewohnte, ſind in der Zeit vom 9. bis 13. Auguſt 1866, gleichfalls nach Abmarſch der preußiſchen Einquartierung, vier Mitglieder — der zwanzigjährige Rudolf, deſſen Schweſtern Emilie und Bertha, Onkel Candid — und außerdem fünf Perſonen Dienerſchaft — der Seuche erlegen. Die jüngſte Tochter, Pauline von Engelshofen, blieb verſchont. Dieſelbe hat ſich in der Folge mit einem Baron Suttner vermählt — auch ſie erzählt heute noch mit Schaudern von der Cholerawoche in Stockern.

Es war damals eine ſolche Trauer- und Sterberesignation über mich gekommen, daß ich ſtündlich erwartete, der Tod — in deſſen Zeichen das Land ſeit zwei Monaten ſtand — werde nun mich ſelber und meine anderen Lieben dahinraffen. Mein Friedrich — mein Rudolf: ich beweinte ſie ſchon im voraus. — Bei alledem, mitten in meinem Harme, hatte ich doch ſüße Augenblicke. Das war, wenn ich an meines Gatten Bruſt gelehnt, von ihm liebend umſchlungen, mein Leid an ſeinem treuen Herzen ausweinen durfte. Wie ſanft er da — nicht Troſt-, aber Worte des Mitſchmerzes und der Liebe zu mir ſprach, es wurde mir dabei ſo warm und weit ums eigene Herz . . . Nein, die Welt iſt nicht ſo ſchlecht — mußte ich unwillkürlich denken — die Welt iſt nicht ganz Jammer und Grauſamkeit: es lebt in ihr das Mitleid und die Liebe . . . freilich erſt in einzelnen Seelen, nicht als allgültiges Geſetz und als obwaltender Normalzuſtand — aber doch vorhanden; und ſo wie dieſe Regungen uns zwei durchglühen, mit ihrer milden Rührung ſelbſt dieſe Schmerzenszeit verſüßend — ſo wie ſie noch in vielen anderen, ja in den meiſten Seelen wohnen, ſo werden ſie einſt zum Durchbruch gelangen und das allgemeine Verlangen der Menſchenfamilie beherrſchen: die Zukunft gehört der Güte.

— — — — — — — — — — — — — —

Wir verbrachten den Reſt des Sommers in der Nähe von Genf. Es war Doktor Breſſers Überredungskunſt doch gelungen, uns zur Flucht aus der verſeuchten Gegend zu bewegen Anfangs ſträubte ich

mich dagegen, die Gräber der Meinen so rasch zu verlassen und war überhaupt, wie gesagt, von solcher Todesergebung erfüllt, daß ich ganz apathisch geworden und jeden Fluchtversuch für unnütz hielt; — aber schließlich mußte Bresser dennoch siegen, als er mir vorhielt, daß es meine Mutterpflicht sei, den kleinen Rudolf so gut wie möglich der Gefahr zu entreißen.

Daß wir als Zufluchtsort die Schweiz gewählt, geschah auf Friedrichs Wunsch. Er wollte sich mit den Männern bekannt machen, welche das „Rote Kreuz“ ins Leben gerufen und an Ort und Stelle über den Verlauf der stattgehabten Konferenzen, so wie über die weiteren Ziele der Konvention sich unterrichten.

Seinen Abschied vom Militärdienst hatte Friedrich eingereicht, und vorläufig, bis zur Erledigung des Gesuches, einen halbjährigen Urlaub erhalten. Ich war nun reich geworden, sehr reich. Der Tod meines Vaters und meiner drei Geschwister hatte mich in den Besitz von Grumitz und des sämtlichen Familienvermögens gesetzt.

„Sieh her,“ sagte ich zu Friedrich, als mir vom Notar die Besitzdokumente übermittelt wurden. „Was würdest Du dazu sagen, wenn ich den stattgehabten Krieg nun preisen wollte, wegen dieses durch seine Folgen mir zugefallenen Vorteils?“

„Dann wärst Du meine Martha nicht! Doch — ich verstehe, was Du sagen willst. Der herzlose Egoismus, der sich über materiellen Gewinn zu freuen vermag, welcher aus dem Verderben Anderer sproßt —

dieſe Regung, die der Einzelne, wenn er wirklich niedrig genug iſt, ſie zu fühlen, doch ſorgfältig zu verbergen trachtet — zu der bekennen ſich ſtolz und offen Nationen und Dynaſtien: Tauſende ſind unter unſäglichem Leid zu Grunde gegangen — aber wir haben dadurch an Territorium, an Macht gewonnen: dem Himmel ſei Preis und Dank für den glücklichen Krieg."

Wir lebten ſehr ſtill und zurückgezogen in einer kleinen, am Ufer des Sees gelegenen Villa. Ich war von den durchgemachten Ereigniſſen ſo gedrückt, daß ich durchaus mit keinem fremden Menſchen Umgang haben wollte. Friedrich reſpektierte meine Trauer und verſuchte gar nicht, das banale Mittel „Zerſtreuung" dagegen vorzuſchlagen. Ich war es den Grumitzer Gräbern ſchuldig — das ſah mein zartfühlender Gatte wohl ein — ihnen eine Zeit lang in aller Stille nachzuweinen. Die der ſchönen Welt ſo raſch und grauſam Entriſſenen ſollten nicht auch noch der Erinnerungsſtätte, die ſie in meinem trauernden Herzen hatten, ebenſo raſch und kalt beraubt werden.

Friedrich ſelber ging oft in die Stadt, um dort den Zweck ſeines hieſigen Aufenthaltes, das Studium der Rote-Kreuz-Frage zu betreiben. Von den Ergebniſſen dieſes Studiums habe ich keine klare Erinnerung mehr; ich führte damals kein Tagebuch, und ſo iſt mir meiſt wieder entfallen, was mir Friedrich von ſeinen betreffenden Erfahrungen mitteilte. Nur eines Eindruckes erinnere ich mich deutlich, den mir die ganze Umgebung machte: die Ruhe, die Unbefangenheit, die heitere Geſchäftigkeit aller Leute, die ich zufällig ſah

— als lebte man mitten in friedlichſter, gemütlichſter Zeit. Faſt nirgens ein Echo von dem ſtattgehabten Krieg, höchſtens in anekdotiſchem Tone, wie wenn derſelbe ein intereſſantes Ereignis mehr abgegeben hätte — weiter nichts — das neben dem übrigen Europaklatſch vorteilhaft Geſprächsſtoff lieferte; — als hätte das grauſige Kanonendonnern auf den böhmiſchen Schlachtfeldern nichts Tragiſcheres an ſich, als eine neue Wagnerſche Oper. Das Ding gehörte nunmehr der Geſchichte an, hatte einige Landkarten-Umänderungen zur Folge — aber deſſen Schauerlichkeit war aus dem Bewußtſein geſchwunden — in das der Unbeteiligten vielleicht niemals gedrungen . . . vergeſſen, verſchmerzt, verwiſcht. Ebenſo die Zeitungen — ich las zumeiſt franzöſiſche Blätter: — alles Intereſſe auf die für 1867 ſich vorbereitende pariſer Weltausſtellung, auf die Hoffeſte in Compiègne, auf litterariſche Perſönlichkeiten (es tauchten ein paar neue vielbeſtrittene Talente auf: Flaubert, Zola), auf Theaterereigniſſe: eine neue Oper von Gounod — eine von Offenbach der Hortenſe Schneider zugedachte Glanzrolle u. dgl. gerichtet. Das kleine pikante Duell, welches die Preußen und Öſterreicher là-bas en Bohème ausgefochten, das war ſchon eine etwas verjährte Angelegenheit . . . O, was drei Monate zurückliegt oder dreißig Meilen entfernt iſt, was nicht im Bereich des Jetzt und des Hier ſich abſpielt, dort reichen die kurzen Fühlhörnchen des menſchlichen Herzens und des menſchlichen Gedächtniſſes nicht hin.

Gegen Mitte Oktober verließen wir die Schweiz.

Wir begaben uns nach Wien zurück, wo die Abwickelung der Verlassenschaftsangelegenheiten meine Anwesenheit erheischte. Nach Erledigung dieser Geschäfte beabsichtigten wir, uns auf längere Zeit in Paris niederzulassen. Friedrich führte im Sinn, der Idee der Friedensliga nach Kräften die Wege zu ebnen und er war der Ansicht, daß die bevorstehende Weltausstellung die beste Gelegenheit biete, einen Kongreß der Friedensfreunde zu veranstalten; auch hielt er Paris für den geeignetsten Ort, eine internationale Sache wirksam zu vertreten.

„Das Kriegshandwerk habe ich niedergelegt," sagte er, „und zwar habe ich das aus einer im Kriege selber gewonnenen Überzeugung gethan. Für diese Überzeugung nun will ich wirken. Ich trete in den Dienst der Friedensarmee. Freilich noch ein ganz kleines Heer, dessen Streiter keine andere Wehr und Waffen haben, als den Rechtsgedanken und die Menschenliebe. Doch Alles, was in der Folge groß geworden, hat klein und unscheinbar begonnen.

„Ach," seufzte ich dagegen, „es ist ein hoffnungsloses Beginnen. Was willst Du — Einzelner — erreichen, gegen jenes mächtige, jahrtausendalte, von Millionen Menschen verteidigte Bollwerk?"

„Erreichen? Ich? . . . Wahrlich, so unvernünftig bin ich nicht, zu hoffen, daß ich persönlich eine Umgestaltung herbeiführen werde. Ich sagte ja nur, daß ich in die Reihen der Friedensarmee eintreten wolle. Habe ich etwa, als ich im Kriegsheer stand, gehofft, daß ich das Vaterland retten, daß ich eine Provinz

erobern würde? Nein, der Einzelne kann nur dienen. Mehr noch; er muß dienen. Wer von einer Sache durchglüht ist, der kann nicht anders als für sie wirken, als für sie sein Leben einsetzen — wenn er auch weiß, wie wenig dieses Leben an und für sich zum Siege beitragen kann. Er dient, weil er muß: nicht nur der Staat — auch die eigene Überzeugung, wenn sie begeistert ist, legt eine Wehrpflicht auf."

„Du hast recht. Und wenn endlich Millionen Begeisterter dieser Wehrpflicht genügen, dann muß jenes von seinen Verteidigern verlassene, jahrtausendalte Bollwerk auch zusammenfallen."

Von Wien aus machte ich eine Pilgerfahrt nach Grumitz — dessen Herrin ich nun geworden. Doch ich betrat gar nicht das Schloß. Nur auf dem Friedhof legte ich vier Kränze nieder und fuhr wieder zurück.

Nachdem meine wichtigsten Geschäfte geordnet waren, schlug Friedrich eine kleine Reise nach Berlin vor, um der beklagenswerten Tante Kornelie einen Besuch zu machen. Ich willigte ein. Für die Dauer unserer Abwesenheit übergab ich meinen kleinen Sohn der Aufsicht Tante Mariens. Letztere war durch die Ereignisse der Grumitzer Cholerawoche unbeschreiblich niedergedrückt. Ihre ganze Liebe, ihr ganzes Lebensinteresse übertrug sie jetzt auf meinen kleinen Rudolf. Ich hoffte auch, daß es sie ein wenig zerstreuen und aufrichten werde, das Kind eine Zeit lang bei sich zu haben.

Am 1. November verließen wir Wien. In Prag unterbrachen wir unsere Reise, um zu übernachten.

Tags darauf, ſtatt die Reiſe nach Berlin fortzuſetzen, machten wir eine neue Pilgerfahrt.

„Allerſeelentag!“ ſagte ich, als mein Blick auf das Datum eines mit dem Frühſtück in unſer Hotelzimmer gebrachten Zeitungsblattes fiel.

„Allerſeelen“ — wiederholte Friedrich. „Wieviel arme Tote hier auf den nahen Schlachtfeldern, denen nicht einmal dieſer Gräber-Ehrentag zu gute kommt — weil ſie keine Gräber haben.. Wer wird ſie beſuchen?“

Ich ſah ihn eine Weile ſchweigend an. Dann halblaut:

Willſt Du?“

Er nickte. Wir hatten uns verſtanden, und eine Stunde ſpäter waren wir auf dem Weg nach Chlum und Königgrätz.

* * *

Welch ein Anblick!
Eine Elegie Tiedges kam mir in den Sinn:

„Welch ein Anblick! Hierher, Volksregierer!
Hier bei dem verwitternden Gebein
Schwöre, deinem Volk ein ſanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu ſein.

Hier ſchau' her, wenn dich nach Ruhme dürſtet,
Zähle dieſe Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernſte, der dein Haupt, entfürſtet,
In die Stille niederlegen wird.

Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in ſtarres Grauen;
Iſt es denn ſo lockend, ſich mit Trümmern
In die Weltgeſchichte einzubauen?“

Leider ja, es iſt verlockend, ſo lang die Weltgeſchichte — das heißt Diejenigen, welche ſie ſchreiben — die Heldenſtandbilder aus Kriegstrümmern aufbauen, ſo lang ſie den Titanen des Völkermordes Kränze reichen. Auf den Lorbeerkranz verzichten, dem Ruhme entſagen, wäre edel — meint der Dichter? Erſt werde das Ding, auf das zu verzichten ſo wohlthätig erſchiene, ſeines Nimbus entkleidet und kein Ehrgeiziger wird mehr darnach greifen.

Es dämmerte ſchon, als wir in Chlum ankamen und von da, Arm in Arm, in ſchweigendem Schauer, dem nahen Schlachtfelde zuſchritten. Es fiel ein mit ganz kleinen Schneeflocken gemiſchter Nebel und die kahlen Äſte der Bäume bogen ſich unter dem ſchrill klagenden Pfeifen eines kalten Novemberwindes. Maſſen von Gräbern und Maſſengräber rings umher. Aber ein Friedhof? Nein. Da hatte man keine müden Lebenspilger zur Ruhe friedlich hingebettet, da wurden mitten in ihrem jugendlichen Lebensfeuer, in ihrer vollſten Manneskraft ſtrotzende Zukunftsanwärter gewaltſam niedergeworfen und mit Grabeserde überſchaufelt. Verſchüttet, erſtickt, auf ewig ſtumm gemacht — alle die brechenden Herzen, die blutig zerfetzten Glieder, die bitterlich weinenden Augen — die wilden Verzweiflungsſchreie, die vergeblichen Gebete . . .

Einſam war es auf dieſem Kriegsacker nicht.

Viele, Viele hatte der Allerſeelentag hierhergebracht — aus Freundes- und aus Feindesland — welche gekommen waren, auf der Stätte niederzuknieen, wo ihr Liebſtes gefallen. Schon der Zug, mit dem wir gekommen, war mit anderen Trauernden gefüllt geweſen — und ſo hatte ich ſchon mehrere Stunden lang um mich jammern und klagen gehört. „Drei Söhne — drei Söhne . . . einer ſchöner und beſſer und lieber als der andere — habe ich bei Sadowa verloren!“ erzählte uns ein ganz gebrochen ausſehender alter Mann. Noch mehrere andere der Wagengenoſſen miſchten ihre Klagen dazu: um den Bruder, den Gatten, den Vater. — Aber von allen dieſen hat mir keiner ſolchen Eindruck gemacht, wie das thränenloſe, dumpfe „Drei Söhne, drei Söhne!“ des armen Alten.

Auf dem Felde ſelbſt ſah man von allen Seiten, auf allen Wegen ſchwarze Geſtalten, gehen, oder knieen — oder mühſam weiter ſchwanken, mitunter laut aufſchluchzend zuſammenbrechen. Es waren nur wenig Einzelgräber da, nur wenig inſchrifttragende Kreuze oder Steine. Wir bückten uns und entzifferten, ſo gut das Dämmerlicht es noch geſtattete, einige Namen.

Major von Reuß vom 2. preußiſchen Garderegiment.

„Vielleicht ein Verwandter vom Bräutigam unſerer armen Roſa,“ bemerkte ich.

Graf Grünne — Verwundet 3. Juli — geſtorben 5. Juli . . .

Was mag er in den zwei Tagen gelitten haben!... Ob das wohl ein Sohn des Grafen Grünne war, der

vor dem Krieg den bekannten Satz geäußert: „Mit naſſen Fetzen werden wir die Preußen verjagen?“ Ach wie wahnwitzig und frevleriſch, wie ſchrill mißtönig klingt doch jedes vor dem Kriege geſprochene Aufreizungswort, wenn man ſich's an ſolcher Stelle wiederholt! Worte: — weiter nichts — Prahlworte, Hohnworte, Drohworte — geſprochen, geſchrieben und gedruckt — die nur haben dieſes Feld beſtellt . . .

Wir gehen weiter. Überall mehr oder minder hohe, mehr oder minder breite Erdhügel . . auch da, wo der Boden nicht erhaben iſt, auch unter unſeren Füßen modern vielleicht Soldatenleichen — — —

Immer dichter rieſelt der Nebel:

„Friedrich — ſetze doch Deinen Hut auf: Du wirſt Dich erkälten.“

Friedrich aber blieb unbedeckt — und ich wiederholte meine Mahnung kein zweites Mal.

Unter den Leidtragenden, die hier umher wandelten, befanden ſich auch viele Offiziere und Soldaten; wahrſcheinlich ſolche, die den heißen Tag von Königgrätz ſelber mitgemacht und jetzt an die Stelle gepilgert waren, wo ihre gefallenen Kameraden ruhten.

Jetzt waren wir an den Platz gelangt, wo die meiſten Krieger — Freund und Feind nebeneinander — begraben lagen. Der Platz war — wie ein Kirchhof — umfriedigt. Hierher ſtrömte die größte Anzahl der Trauernden, den auf dieſer Stelle war es am wahrſcheinlichſten, daß die von ihnen Beweinten da begraben ſeien. An dieſer Umfriedigung knieten und

ſchluchzten die Beraubten, hier hingen ſie ihre Kränze und ihre Grablaternen auf.

Ein großer, ſchlanker Mann, von vornehmer jugendlicher Geſtalt, in einen Generalsmantel gehüllt, kam auf den Tumulus zu. Die Anderen wichen von der Stelle ehrerbietig zurück und ich hörte einige Stimmen flüſtern:

„Der Kaiſer . . .“

Ja, es war Franz Joſeph. Der Landesherr, der oberſte Kriegsherr war es, der da am Allerſeelentag gekommen war, für ſeine toten Landeskinder, für ſeine gefallenen Krieger ein ſtilles Gebet zu verrichten. Auch er ſtand unbedeckten, gebeugten Hauptes da, in ſchmerzerfüllter Ehrerbietung von der Majeſtät des Todes.

Lange, lange blieb er unbeweglich. — Ich konnte mein Auge nicht von ihm wenden. Was mochten für Gedanken durch ſeine Seele ziehen — was für Gefühle durch ſein Herz, welches doch — das wußte ich — ein gutes und ein weiches Herz war? Es überkam mich, als könnte ich ihm nachfühlen, als könnte ich gleichzeitig mit ihm die Gedanken denken, die ſeinen geſenkten Kopf durchkreuzten:

. . Ihr, meine armen Tapferen . . . geſtorben . . . und wofür? . . . Wir haben ja nicht geſiegt . . . mein Venedig! Verloren . . . ſo Vieles, ſo Vieles verloren . . . auch euer junges Leben . . . Und ihr habt es ſo opfermutig hergegeben . . . für mich . . . O könnte ich es euch zurückgeben! Ich, für mich, habe ja das Opfer nicht begehrt — für euch, für euer Land, ihr meine

Landeskinder, ſeid ihr in dieſen Krieg geführt worden ... Und nicht durch mich ... wenn es auch auf meinen Befehl geſchehen — hab' ich denn nicht befehlen müſſen? Nicht meinetwillen ſind die Unterthanen da — nein, ihretwillen bin ich auf den Thron berufen ... und jede Stunde wäre ich bereit, für meines Volkes Wohl zu ſterben ... O, hätte ich meinem Herzensdrang gefolgt und nimmer „ja" geſagt, wenn ſie Alle um mich herum riefen: „Krieg, Krieg!" ... Doch — konnte ich mich widerſetzen? Gott iſt mein Zeuge, ich konnte nicht ... Was mich drängte, was mich zwang — ich weiß es ſelbſt nicht mehr genau — nur ſo viel weiß ich — es war ein unwiderſtehlicher Druck von außen — von euch ſelber, ihr toten Soldaten ... O wie traurig, traurig traurig — was habt ihr nicht Alles gelitten und jetzt liegt ihr hier und auf anderen Wahlſtätten — von Kartätſchen und Säbelhieben, von Cholera und Typhus hingerafft ... O hätte ich „nein" ſagen können ... du haſt mich darum gebeten, Eliſabeth ... O hätte ich's geſagt! Der Gedanke iſt unerträglich, daß ... ach, es iſt eine elende, unvollkommene Welt ... zu viel, zu viel des Jammers! ...

Immer noch, während ich ſo für ihn dachte, haftete mein Auge an ſeinen Zügen, und jetzt — ja es war „zu viel, zu viel des Jammers" — jetzt bedeckte er ſein Geſicht mit beiden Händen und brach in heftiges Weinen aus.

So geſchehen am Allerſeelentag 1866 auf dem Totenfelde von Sadowa.

Fünftes Buch.

Friedenszeit.

Digitized by Google

Die Stadt Berlin fanden wir in hellem Jubel. Jeder Ladenſchwengel und jeder Eckenſteher trug ein gewiſſes Siegesbewußtſein zur Schau. „Wir haben die Andern drunter gekriegt“! das ſcheint doch eine ſehr erhebende und unter der ganzen Bevölkerung verteilbare Empfindung zu ſein. Dennoch, in den Familien, die wir aufſuchten, fanden wir ſo manche tiefniedergeſchlagene Leute, ſolche nämlich, welche einen unvergeßlichen Toten auf den deutſchen oder böhmiſchen Schlachtfeldern liegen hatten. Am meiſten fürchtete ich mich, Tante Kornelie wiederzuſehen Ich wußte, daß ihr herrlicher Sohn Gottfried ihr Abgott, ihr Alles geweſen, und ich konnte den Schmerz ermeſſen, der die arme beraubte Mutter jetzt erdrücken mußte — ich brauchte mir nur vorzuſtellen, daß mein Rudolf, wenn ich ihn großgezogen hätte . . . nein, den Gedanken wollte ich gar nicht ausdenken.

Unſer Beſuch war angeſagt. Mit Herzklopfen betrat ich Frau von Teſſows Wohnung. Schon im Vorzimmer bekundete ſich die im Hauſe herrſchende Trauer. Der Diener, der uns einließ, trug ſchwarze

Livree; im großen Empfangszimmer, deſſen Sitzmöbel mit Überzügen bedeckt waren, war kein Feuer angezündet und die Spiegel und Bilder an den Wänden waren ſämtlich mit Flor verhängt. Von hier wurde uns die Thüre nach Tante Korneliens Schlafzimmer geöffnet, wo ſie uns erwartete. Dasſelbe, ein ſehr großer, durch einen Vorhang — hinter welchem das Bett ſtand — geteilter Raum, diente Tante Kornelie jetzt als beſtändiger Aufenthalt; ſie verließ nie mehr das Haus, außer um allſonntäglich in den Dom zu gehen — und nur ſelten das Zimmer, nur täglich eine Stunde, welche ſie in Gottfrieds geweſenem Studierkabinett verbrachte. In dieſem war Alles auf derſelben Stelle ſtehen und liegen geblieben, wie er es am Tage ſeiner Abreiſe verlaſſen. Sie führte uns im Laufe unſeres Beſuches hinein und ließ uns einen Brief leſen, den er auf ſeine Mappe gelegt:

„Meine einzige, liebe Mutter! Ich weiß ja, meine Herzliebſte Du, daß Du nach meiner Abfahrt hierherkommen wirſt — und da ſollſt Du dieſes Blatt finden. Der perſönliche Abſchied iſt vorbei. Deſto mehr wird es Dich freuen und überraſchen, noch ein Zeichen zu entdecken, noch ein letztes Wort von mir zu hören, und zwar ein frohes, hoffnungsvolles. Sei guten Muts: ich komme wieder. Zwei ſo aneinander hängende Herzen, wie die unſeren, wird das Schickſal nicht auseinander reißen. Meine Beſtimmung iſt es, jetzt einen glücklichen Feldzug zu überſtehen, Sterne und Kreuze zu erringen — und dann: Dich zur ſechsfachen Großmutter machen. Ich

küſſe Deine Hand, ich küſſe Deine liebe ſanfte Stirn — o Du aller Mütterchen angebetetſtes.

Dein Gottfried.“

Als wir bei Tante Kornelie eintraten, war dieſelbe nicht allein. Ein Herr in langem, ſchwarzem Rocke, auf den erſten Blick als Paſtor erkenntlich, ſaß ihr gegenüber.

Die Tante erhob ſich und kam uns entgegen; der Paſtor ſtand gleichfalls von ſeinem Sitze auf, blieb aber im Hintergrunde ſtehen.

Was ich erwartet, geſchah: als ich die alte Frau umarmte, brachen wir beide, ſie und ich, in lautes Schluchzen aus. Auch Friedrich blieb nicht trockenen Auges, indem er die Trauernde an ſein Herz drückte. Geſprochen wurde in dieſer erſten Minute gar nichts. Was man ſich in ſolchen Augenblicken — beim erſten Wiederſehen nach einem ſchweren Unglücksfall — zu ſagen hat, das drücken Thränen vollſtändig aus . . .

Sie führte uns an ihren Sitzplatz zurück und wies uns nebenſtehende Seſſel an. Dann, nachdem ſie die Augen getrocknet:

„Mein Neffe, Oberſt Baron Tilling, — Herr Militäroberpfarrer und Konſiſtorialrat Mölſer,“ ſtellte ſie vor.

Stumme Verneigungen wurden gewechſelt.

„Mein Freund und geiſtlicher Berater,“ ergänzte ſie, „der es ſich angelegen ſein läßt, mich in meinem Schmerze aufzurichten —“

„Dem es aber leider noch nicht gelungen iſt, Ihnen

die richtige Ergebung, die richtige Freudigkeit des Kreuztragens beizubringen, geschätzte Freundin," sagte Jener. „Warum mußte ich eben einen neuerlichen, so mattherzigen Thränenerguß sehen?"

„Ach, verzeihen Sie mir! Als ich meinen Neffen und seine liebe junge Frau zum letzten Male sah, da war mein Gottfried —" Sie konnte nicht weiter reden.

„Da war Ihr Sohn noch auf dieser sündigen Welt, allen Versuchungen und Gefahren ausgesetzt, während er jetzt in den Schoß des Vaters eingegangen ist, nachdem er den rühmlichsten, seligsten Tod für König und Vaterland gefunden hat. „Sie, Herr Oberst," wandte er sich nun an meinen Mann, „die Sie mir eben auch als Soldat vorgestellt wurden, können mir helfen, dieser gebeugten Mutter den Trost zu geben, daß das Schicksal ihres Sohnes ein neidenswertes ist. Sie müssen es wissen, welche Todesfreudigkeit den tapfern Krieger beseelt — der Entschluß, sein Leben auf dem Altar des Vaterlandes zum Opfer zu bringen, verklärt ihm alles Scheideweh, und wenn er im Sturm der Schlacht, beim Donner der Geschütze sinkt, so erwartet er, zu der großen Armee versetzt zu werden und dabei zu sein, wenn der Herr der Heerschaaren droben Heerschau hält. Sie, Herr Oberst, sind unter Jenen zurückgekehrt, welchen die göttliche Vorsehung den gerechten Sieg verliehen —"

„Verzeihen Sie, Herr Konsistorialrat — ich habe in österreichischen Diensten gestanden —"

„O ich dachte . . . Ah so . . ." entgegnete der Andere ganz verwirrt . . . „Auch eine prächtige, tapfere

Armee, die österreichische.“ — Er stand auf. „Doch ich will nicht länger stören ... die Herrschaften wollen gewiß von Familienangelegenheiten sprechen ... Leben Sie wohl, gnädige Frau — in einigen Tagen will ich wieder kommen ... Bis dahin erheben Sie Ihre Gedanken zu dem Allerbarmer, ohne dessen Wille kein Haar von unserm Haupte fällt und welcher Jenen, die ihn lieben, alle Dinge zum Besten dienen läßt, auch Trübsal und Leid, auch Not und Tod. Ich empfehle mich ergebenst.“

Meine Tante schüttelte ihm die Hand:

„Hoffentlich sehe ich Sie bald? Recht bald, ich bitte —“

Er verneigte sich gegen uns Alle und wollte der Thüre zuschreiten.

Friedrich aber hielt ihn auf:

„Herr Konsistorialrat — dürfte ich eine Bitte an Sie richten?“

„Sprechen Sie, Herr Oberst.“

„Ich entnehme Ihren Reden, daß Sie ebensosehr von religiösen, wie von militärischem Geist durchdrungen sind. Da könnten Sie mir einen großen Gefallen erweisen —“

Ich horchte gespannt auf. Wo wollte Friedrich nur hinaus?

„Meine kleine Frau hier,“ fuhr er fort, „ist nämlich mit allerlei Skrupel und Zweifel erfüllt ... sie meint, daß vom christlichen Standpunkte aus der Krieg nicht recht zulässig sei. Ich weiß zwar das Gegenteil — denn nichts hält mehr zusammen als der

Prieſter- und der Soldatenſtand — aber mir fehlt die Beredſamkeit, dies meiner Frau klar zu machen. Würden Sie ſich nun herbeilaſſen, Herr Konſiſtorialrat, uns morgen oder übermorgen eine Stunde der Unterredung zu ſchenken, um —"

„O ſehr gern," unterbrach der Geiſtliche. „Wollen Sie mir Ihre Adreſſe? . . ." Friedrich gab ihm ſeine Karte und es wurde ſogleich Tag und Stunde des erbetenen Beſuches feſtgeſetzt.

Hierauf blieben wir mit der Tante allein.

„Gewährt Dir der Zuſpruch dieſes Freundes wirklich Troſt?" fragte ſie Friedrich.

„Troſt? Den gibt es für mich hinieden nicht mehr. Aber er ſpricht ſo viel und ſo ſchön von den Dingen, von welchen ich jetzt am liebſten höre — von Tod und Trauer, von Kreuz und Opfer und Entſagung . . . er ſchildert die Welt, die mein armer Gottfried verlaſſen mußte, und von welcher auch ich mich wegſehne, als ein ſolches Thal des Jammers, der Verderbnis, der Sünde, des zunehmenden Verfalles . . . und da erſcheint es mir denn weniger traurig, daß mein Kind abberufen worden. — Er iſt ja im Himmel und hier auf dieſer Erde —"

„Wal en oft Höllengewalten, das iſt wahr — das habe ich jetzt wieder in der Nähe geſehen," erwiderte Friedrich nachdenklich.

Hierauf wurde er von der armen Frau über die beiden Feldzüge ausgefragt, wovon er den einen mit — den andern gegen — Gottfried mitgemacht. Er mußte hundert Einzelheiten anführen und konnte dabei der

beraubten Mutter denſelben Troſt geben, den er einſt mir aus dem italieniſchen Kriege gebracht: nämlich, daß der Betrauerte eines raſchen und ſchmerzloſen Todes geſtorben ſei. Es war ein langer, trauriger Beſuch. Auch die ganzen Einzelheiten der ſchaurigen Cholerawoche habe ich da wiedererzählt und meine Erlebniſſe auf den böhmiſchen Schlachtfeldern. Eh' wir ſie verließen, führte uns Tante Kornelie noch in Gottfrieds Zimmer, wo ich beim Durchleſen des oben angeführten Briefes — von dem ich mir ſpäter eine Abſchrift erbat — von neuem bittere Thränen vergießen mußte.

* * *

„Jetzt erkläre mir," ſagte ich zu Friedrich, als wir unſeren vor Frau von Teſſow's Villa wartenden Wagen beſtiegen, „warum Du den Konſiſtorialrat —"

„Zu einer Konferenz mit Dir gebeten? Verſtehſt Du nicht? . . . Das ſoll mir als Studienmaterial dienen. Ich will wieder einmal hören — und diesmal notieren — mit welchen Argumenten die Prieſter den Völkermord verteidigen. Als Führerin des Streites habe ich Dich vorgeſchoben. Einer jungen Frau geziemt es beſſer, vom chriſtlichen Standpunkte aus Zweifel über die Berechtigung des Krieges zu hegen als einem ‚Herrn Oberſt' —"

„Du weißt aber, daß wir ſolche Zweifel nicht vom religiöſen, ſondern vom humanen Standpunkt —"

„Dieſen müſſen wir dem Herrn Konſiſtorialrat gegenüber gar nicht hervorkehren, ſonſt würde die Streit-

frage auf ein anderes Feld verlegt. Die Friedensbestrebungen der Freidenkenden leiden an keinem inneren Widerspruch, und gerade der Widerspruch, welcher zwischen den Satzungen der Christenliebe und den Geboten der Kriegsführung besteht, wollte ich von einem militärischen Oberpfarrer — d. h. also von einem Vertreter christlichen Soldatentums — erläutern hören.

Der Geistliche stellte sich pünktlich ein. Offenbar war ihm die Aussicht verlockend, eine belehrende und bekehrende Predigt vorbringen zu können. Ich hingegen blickte der Unterredung mit etwas peinlichen Gefühlen entgegen, denn es fiel mir darin eine unaufrichtige Rolle zu. — Aber zum Wohle der Sache, welcher Friedrich fortan seine Dienste geweiht, konnte ich mir schon einige Überwindung auferlegen und mich mit dem Satze trösten: Der Zweck heiligt die Mittel.

Nach den ersten Begrüßungen — wir saßen alle Drei auf niederen Lehnstühlen in der Nähe des Ofens — begann der Konsistorialrat also:

„Lassen Sie mich auf den Zweck meines Besuches eingehen, gnädige Frau. Es handelt sich darum, aus Ihrer Seele einige Skrupel zu bannen, welche nicht ohne scheinbare Berechtigung sind, welche aber leicht als Sophismen dargelegt werden können. Sie finden z. B, daß das Gebot Christi, man solle seine Feinde lieben und ferner der Satz: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen“ in Widerspruch zu den Pflichten des Soldaten stehen, der ja doch

bemächtigt ist, den Feind an Leib und Leben zu schädigen —"

„Allerdings, Herr Konsistorialrat, dieser Widerspruch scheint mir unlöslich. Es kommt auch noch das ausdrückliche Gebot des Dekalogs hinzu: „Du sollst nicht töten."

„Nun ja — auf der Oberfläche beurteilt, liegt hierin eine Schwierigkeit; aber wenn man in die Tiefe dringt, so schwinden die Zweifel. Was das fünfte Gebot anbelangt, so würde es richtiger heißen (und ist auch in der englischen Bibelausgabe so übertragen) „Du sollst nicht morden." Die Tötung zur Notwehr ist aber kein Mord. Und der Krieg ist ja doch nur die Notwehr im Großen. Wir können und müssen, der sanften Mahnung unseres Erlösers gemäß, die Feinde lieben; aber das soll nicht heißen, daß wir offenbares Unrecht und Gewaltthätigkeit nicht sollten abwehren dürfen."

„Dann kommt es also immer darauf hinaus, daß nur Verteidigungskriege gerecht seien, und ein Schwertstreich erst dann geführt werden darf, wenn der Feind ins Land fällt? Die gegnerische Nation aber geht von demselben Grundsatz aus — wie kann da überhaupt der Kampf beginnen? In dem letzten Krieg war es Ihre Armee, Herr Konsistorialrat, welche zuerst die Grenze überschritt und —"

„Wenn man den Feind abwehren will, meine Gnädige — wozu man das heiligste Recht hat, so ist es durchaus nicht nötig, die günstige Zeit zu versäumen und erst zu warten, bis er uns ins Land ge-

fallen, ſondern es muß unter Umſtänden dem Landesherrn frei ſtehen, dem Gewaltſamen, Ungerechten zuvorzukommen. Dabei befolgte er eben das geſchriebene Wort: Wer das Schwert nimmt, ſoll durch das Schwert umkommen. Er ſtellt ſich als Gottes Diener und Rächer über den Feind, indem er trachtet, Denjenigen, der gegen ihn das Schwert nimmt, durch das Schwert umkommen zu laſſen —"

„Da muß irgendwo ein Trugſchluß ſtecken," ſagte ich kopfſchüttelnd, „dieſe Gründe können doch unmöglich für beide Parteien gleich rechtfertigend ſein —"

„Was ferner den Skrupel betrifft," fuhr der Geiſtliche fort, ohne meine Einrede zu beachten, „daß der Krieg an und für ſich Gott mißfällig ſei, ſo fällt dieſer bei jedem bibelfeſten Chriſten weg, denn die heilige Schrift zeigt zur Genüge, daß der Herr dem Volke Iſrael ſelber befohlen hat, Kriege zu führen, um das gelobte Land zu erobern, und er verlieh ſeinem Volke Sieg und Segen dazu. 4. Moſe 21, 14 iſt die Rede von einem eigenen Buche der Kriege Jehovas. Und wie oft wird in den Pſalmen die Hülfe gerühmt, die Gott ſeinem Volke im Kriege angedeihen ließ. Kennen Sie nicht Salomos Spruch (22, 31):

Das Roß ſteht gerüſtet für den Tag der Schlacht,
Aber von dem Herrn kommt der Sieg.

Im 144. Pſalm dankt und lobt David den Herrn, ſeinen Hort, der „ſeine Hände lehrt ſtreiten und ſeine Fäuſte kriegen."

„So herrſcht denn der Widerſpruch zwiſchen dem alten und dem neuen Teſtament: der Gott der alten

Hebräer war ein kriegerischer, aber der sanfte Jesus verkündete die Botschaft des Friedens und lehrte Nächsten- und Feindesliebe."

„Auch im neuen Testament spricht Jesus im Gleichnis Lukas 14, 31 ohne jeglichen Tadel von einem König, der sich mit einem anderen König in den Krieg begeben will. Wie oft gebraucht auch der Apostel Paulus Bilder aus dem Kriegsleben. Er sagt (Römer 13, 4), daß die Obrigkeit das Schwert nicht umsonst trägt, sondern Gottes Diener und ein Rächer ist, über den, der Böses thut."

„Nun also — dann liegt in der heiligen Schrift selber der Widerspruch, den ich meine. Indem Sie mir zeigen, daß derselbe in der Bibel auch zu finden ist, räumen Sie ihn nicht weg."

„Da sieht man oberflächliche und zugleich anmaßende Urteilsweise, welche die eigene, schwache Vernunft über Gottes Wort erheben will. Widerspruch ist etwas Unvollkommenes, Ungöttliches; indem ich also nachweise, daß ein Ding in der Bibel vorkommt, ist der Beweis erbracht, daß es in sich — mag es der menschlichen Einsicht noch so unverständlich sein — keinen Widerspruch enthalten kann."

„Wenn nicht vielmehr durch das Vorhandensein des Widerspruchs der Nachweis geführt wäre, daß die betreffenden Stellen unmöglich göttlichen Ursprungs sind." Diese Antwort schwebte mir auf den Lippen, doch habe ich sie unterdrückt, um das Streitobjekt nicht gänzlich zu verrücken.

„Sehen Sie, Herr Konsistorialrat," mischte sich

jetzt Friedrich in das Gespräch; „noch viel kräftiger als Sie, hat ein Oberststückhauptmann im 17. Jahrhundert die Zulässigkeit der Kriegsgreuel durch Berufung auf die Bibel dargethan. Ich habe mir das Schriftstück aufgehoben und auch meiner Frau schon vorgelesen, sie wollte sich aber mit dem darin ausgesprochenen Geiste nicht befreunden. Ich gestehe, mir kommt das Ding auch etwas — stark vor . . . und ich möchte gern Ihre Ansicht darüber hören. Wenn Sie erlauben so bringe ich das Dokument.“ Er holte aus einem Schubfach ein Papier hervor, entfaltete es und las:

„Der Krieg ist von Gott selbst inventieret und den Menschen gelehret worden. Den ersten Soldaten setzte Gott ein mit einem zweischneidigen Schwert vor das Paradies, um dem ersten Rebellen, Adam, solches zu verbieten. Im Deuteronomium ist zu lesen, wie Gott sein Volk durch Moses zum Sieg encouragieren läßt und ihnen sogar seine Priester als Avantgarde gibt.

Das erste Stratagema ward der Stadt Hai beigebracht. In diesem Judenkrieg mußte die Sonne zwei ganze Tage aneinander am Firmament stehend leuchten, damit der Krieg und die Victori konnte persequieret und viele Tausende erschlagen und die Könige aufgehenkt werden.

Alle Kriegsgreuel sind vor Gott gebilligt, denn die ganze heilige Schrift ist voll davon und beweiset genugsam, daß der rechtmäßige Krieg von Gott selber inventieret, daß also ein jeder Mensch von gutem Gewissen in demselben dienen, leben und sterben kann. Seine Feinde mag er verbrennen oder versengen, schinden, niederstoßen oder in Stücke zerhauen — es ist Alles recht, mögen Andere daran judizieren was sie wollen; Gott hat in diesen Stücken nichts verboten, sondern die grausamsten Manieren, Menschen umzubringen, gebilliget.

Die Prophetin Deborah nagelte dem Kriegsobersten Sissara den Kopf am Erdboden an. Gideon, der von Gott verordnete

Führer des Volks, rächte ſich an den Oberſten zu Senhot, die ihm etwas Proviant verweigert hatten, ſoldatiſch; Galgen und Rad, Schwert und Feuer waren zu ſchlecht; ſie wurden mit Dornen gedroſchen und zerriſſen — gleichwohl war es recht vor den göttlichen Augen. Der königliche Prophet David, ein Mann nach dem Herzen Gottes, inventierte die grauſamſten Martern über die ſchon überwundenen Kinder Ammon zu Rabboth: er ließ ſie mit Säbeln zerſchneiden, mit eiſernen Wagen über ſie fahren, zerſchnitt ſie mit Meſſern, zog ſie herdurch wie man Ziegelſteine formieret, und alſo that er in allen Städten der Kinder Ammon, Ferner hat —"

„Das iſt greulich, das iſt abſcheulich!" unterbrach der Oberpfarrer. „Nur einem rohen Söldling aus der verwilderten Zeit des 30 jährigen Krieges ſieht es gleich, ſolche Beiſpiele aus der Bibel heranzuziehen, um darauf die Berechtigung der Grauſamkeit gegen den Feind zu ſtützen. Wir verkünden jetzt ganz andere Lehren: im Kriege darf weiter nichts erſtrebt werden, als die Unſchädlichmachung des Gegners — bis zum Tode — ohne böswillige Abſicht gegen das Leben eines Einzelnen. Tritt ſolche Abſicht, oder gar Mordluſt und Grauſamkeit gegen Wehrloſe ein, dann iſt das Töten im Kriege gerade ſo unmoraliſch und unzuläſſig wie im Frieden. Ja, in vergangenen Jahrhunderten, wo Landknechtsführer und fahrendes Volk den Krieg als Handwerk betrieben, da konnte der Oberſtſtückhauptmann ſolches ſchreiben; aber heutzutage wird nicht für Sold und Beute und nicht ohne zu wiſſen, gegen wen und warum, zu Felde gezogen, ſondern für die höchſten idealen Güter der Menſchheit — für Freiheit, Selbſtſtändigkeit, Nationalität — für Recht, Glaube, Ehre, Zucht und Sitte . . "

„Sie, Herr Konſiſtorialrat," warf ich ein, „ſind jedenfals ſanfter und menſchlicher als der Stückhauptmann; Sie haben daher aus der Bibel keine Belege für die Statthaftigkeit der Greuel — an welchem unſere mittelalterlichen Vorfahren und vermutlich noch mehr die alten Hebräer — ihre Luſt hatten — beizubringen; aber es iſt doch dasſelbe Buch und derſelbe Jehova, der nicht ſanfter geworden ſein kann, von dem aber Jeder nur ſo viel Beſtätigung ſich holt, als zu ſeiner Anſchauung paßt."

Auf dieſes hin erhielt ich eine kleine Strafpredigt über meinen Mangel an Ehrerbietung dem Worte Gottes gegenüber und über meinen Mangel an Urteil bei deſſen Auslegung.

Es gelang mir jedoch, das Geſpräch wieder auf unſer eigentliches Thema zurückzuleiten und jetzt erging ſich der Konſiſtorialrat in lange, diesmal ununterbrochen bleibende Ausführungen über den Zuſammenhang zwiſchen ſoldatiſchem und chriſtlichem Geiſte; er ſprach von der religiöſen Weihe, „die dem Fahneneid innewohnt, wenn die Standarten mit Muſikbegleitung feierlich in die Kirche getragen werden unter der Ehrenbedeckung zweier Offiziere mit gezogenem Degen; da tritt der Rekrut zum erſtenmale öffentlich mit Helm und Seitengewehr auf und zum erſtenmale folgt er der Fahne ſeines Truppenteils, die jetzt entfaltet iſt vor dem Altare des Herrn, zerfetzt wie ſie iſt und geſchmückt mit dem Ehrenzeichen der Schlachten, in der ſie getragen worden" ... Er ſprach von der allſonntäglichen kirchlichen Fürbitte: „Beſchütze das königliche Kriegs-

heer und alle treuen Diener des Königs und des Vaterlands. Lehre ſie, wie Chriſten ihres Eides gedenken und laß dann ihre Dienſte geſegnet ſein zu Deiner Ehre und des Vaterlands Beſten. „Gott mit uns," führte er weiter aus, „iſt ja auch die Inſchrift auf der Gürtelſchnalle, mit der der Infanteriſt ſein Seitengewehr ſich umgürtet, und dieſe Loſung ſoll ihm Zuverſicht geben. Iſt Gott mit uns — wer mag wider uns ſein? Da ſind auch die allgemeinen Landes-, Buß- und Bettage, die beim Beginn eines Krieges ausgeſchrieben werden, damit das Volk im Gebete des Herrn Hilfe erflehe, zugleich in der getroſten Hoffnung auf ſeinen Beiſtand und im Vertrauen auf den durch dieſen Beiſtand zu erlangenden glücklichen Ausgang. Welche Weihe liegt für den ausziehenden Krieger darin — wie mächtig hebt dies ſeine Kampfes- und ſeine Todesfreudigkeit! Er kann getroſt, wenn ihn ſein König ruft, in die Reihen der Kämpfer treten und auf Sieg und Segen für die gerechte Sache rechnen; Gott der Herr wird dieſelben unſerem Volke ebenſowenig entziehen, wie einſt ſeinem Volke Iſrael, wenn wir nur zu ihm betend die Arbeit des Kampfes thun. Der innige Zuſammenhang zwiſchen Gebet und Sieg zwiſchen Frömmigkeit und Tapferkeit ergiebt ſich leicht — denn was kann mehr Freudigkeit im Angeſicht des Todes gewähren, als die Zuverſicht, wenn im Schlachtgewühl die letzte Stunde ſchlägt, vor dem himmliſchen Richter Gnade zu finden? Treue und Glauben in Verbindung mit Mannhaftigkeit und Kriegstüchtigkeit gehören zu den älteſten Traditionen unſeres Volkes.

In dieſem Ton ging es noch lange fort: bald in öliger Milde, geſenkten Hauptes, mit ſanftem Tonfall von Liebe, Himmel, Demut, „Kindlein“, Heil und „köſtlichen Dingen“; — bald mit militäriſcher Kommandoſtimme, bei ſtolz in die Bruſt geworfener Haltung, von ſtrenger Sitte und ſtrammer Zucht — ſcharf und ſchneidig — Schwert und Wehr. Das Wort „Freude“ wurde nicht anders als in den Zuſammenſetzungen Todes-, Kampfes- und Sterbensfreudigkeit gebraucht. Vom feldprobſtlichen Standpunkt ſcheinen eben Töten und Getötetwerden als die vornehmſten Lebensfreuden zu gelten. Alles Übrige iſt erſchlaffende, ſündhafte Luſt. Auch Verſe wurden deklamiert. Zuerſt das Körnerſche:

Vater, du führe mich
Führ' mich zum Siege, führ' mich zum Tode!
Herr, ich erkenne deine Gebote.
Herr, wie du willſt, ſo führe mich,
Gott ich erkenne dich!

Dann das alte Volkslied aus dem 30 jährigen Kriege:

Kein ſel'grer Tod iſt in der Welt,
Als wie vom Feind erſchlagen,
Auf grüner Au', im freien Feld,
Darf nicht hören groß Wehklagen.
Im engen Bett, da einer allein
Muß an den Todesreih'n,
Hier aber find't er Geſellſchaft fein —
Fallen wie Kraut im Maien.

Ferner das Lenauſche Lied vom kriegsluſtigen Waffenſchmied:

Friede hat das Menſchenleben
Still verwahrloſt, ſanft verwüſtet,
Wie er ſeiner That ſich brüſtet,
Alles hängt voll Spinneweben . . .
Ha! nun fährt der Krieg dazwiſchen,
Klafft und gähnt auch manche Wunde.
Gähnt man ſelt'ner mit dem Munde.
Kampf und Tod die Welt erfriſchen.

Und ſchließlich noch das Wort Luthers:

„Sehe ich den Krieg an als ein Ding, das Weib, Kind, Haus, Hof, Gut und Ehre ſchützt und Frieden damit erhält und bewahrt, ſo iſt er eine gar köſtliche Sache."

„Nun ja — ſehe ich den Panther als eine Taube an, ſo iſt der Panther ein gar ſanftes Tierchen," bemerkte ich ungehört.

Gern hätte ich auch auf ſeine poetiſchen Ergüſſe die Verſe Bodenſtedts entgegnet:

Ihr mögt von Kriegs- und Heldenruhm
So viel und wie ihr wollt verkünden,
Nur ſchweigt von eurem Chriſtentum,
Gepredigt aus Kanonenſchlünden.
Bedürft ihr Proben eures Muts,
So ſchlagt euch wie die Heiden weiland,
Vergießt ſo viel ihr müßt des Bluts,
Nur redet nicht dabei vom Heiland,
Noch gläubig ſchlägt das Türkenheer
Die Schlacht zum Ruhme ſeines Allah.
Wir haben keinen Odin mehr,
Tot ſind die Götter der Walhalla.

Seid was ihr wollt, doch ganz und frei,
Auf dieser Seite wie auf jener,
Verhaßt ist mir die Heuchelei
Der kriegerischen Nazarener.

Aber unser „kriegerischer Nazarener“ sah nicht, was in meinem Geiste vorging; er ließ sich in seinem Redefluß nicht irre machen und als er sich empfahl, da hatte er das Bewußtsein, mich zweier Dinge überführt zu haben; daß der Krieg vom christlichen Standpunkte aus ein gerechtfertigter — und an und für sich eine köstliche Sache sei. Durch diesen rhetorischen Sieg seiner Berufspflicht nachgekommen zu sein und damit dem fremden Herrn Obersten einen beträchtlichen Dienst erwiesen zu haben, war ihm sichtlich sehr befriedigend, denn als er sich zum Gehen erhob und wir ihm unseren Dank für die bereitwillige Bemühung aussprachen, erwiderte er abwehrend:

„Es ist an mir, Ihnen zu danken, mir die Gelegenheit geboten zu haben, durch mein schwaches Wort, dessen ganze Wirksamkeit dem vielfach herangezogenen Worte Gottes zuzuschreiben ist, solche Zweifel zu verscheuchen, welche sowohl der Christin, als der Soldatenfrau nur quälend sein mußten. Der Friede sei mit Ihnen!“

„Ach!“ stöhnte ich, nachdem er sich entfernt hatte, „das war eine Qual!“

„Ja, das war es,“ bestätigte Friedrich. „Besonders unsere Unaufrichtigkeit war mir nicht behaglich — die falsche Voraussetzung nämlich, unter welcher

wir ihn zur Entfaltung ſeiner Beredſamkeit bewogen haben. Einen Augenblick drängte es mich, ihm zu ſagen: Halten Sie ein, hochwürdiger Herr, ich ſelber hege die gleichen Anſichten gegen den Krieg, wie meine Frau, und was Sie ſprechen, ſoll mir nur dazu dienen, die Schwäche Ihrer Argumente näher zu unterſuchen. Aber ich ſchwieg. Wozu eines redlichen Mannes Überzeugung — eine Überzeugung, die noch dazu die Grundlage ſeines Lebensberufes iſt — verletzen?"

„Überzeugung? — biſt Du deſſen ſicher? Glaubt er wirklich die Wahrheit zu ſprechen, oder bethört er ſeine Soldatengemeinde abſichtlich, wenn er ihr den ſicheren Sieg verſpricht, durch den Beiſtand eines Gottes, von dem er doch wiſſen muß, daß er von dem Feinde gerade ſo angerufen wird? Dieſe Berufungen auf „unſer Volk", auf „unſere", als die einzig gerechte Sache, die zugleich Gottes Sache iſt, die waren doch nur möglich zu einer Zeit, da ein Volk von allen übrigen Völkern abgeſchloſſen, ſich für das einzig Daſeinsberechtigte, das einzig Gottgeliebte hielt. Und dann dieſe Vertröſtungen auf den Himmel, um deſto leichter die Hingebung des irdiſchen Lebens zu erlangen, alle dieſe Ceremonien — Weihen, Eide, Geſänge — welche in der Bruſt des in den Krieg Befohlenen die ſo beliebte „Todesfreudigkeit" — mir graut vor dem Worte — erwecken ſollen, iſt das nicht —"

„Alles hat zwei Seiten, Martha," unterbrach Friedrich. „Weil wir den Krieg verwünſchen, erſcheint uns Alles, was ihn ſtützt und verſchönt, was ſeine Schrecken verſchleiert, haſſenswert."

„Ja, natürlich, denn dadurch wird das Gehaßte erhalten."

„Nicht dadurch allein . . . Alte Einrichtungen ſtehen mit tauſend Faſern feſtgewurzelt, und ſo lang ſie da waren, war's doch auch gut, daß diejenigen Gefühle und Gedanken beſtanden, durch die ſie verſchönt — durch die ſie nicht nur erträglich, ſondern ſogar beliebt gemacht wurden. Wie viel armen Teufeln half jene anerzogene „Todesfreudigkeit" über das Sterbensweh hinweg; wie viel fromme Seelen bauten vertrauensvoll auf die ihnen vom Prediger zugeſicherte Gotteshilfe: wie viel unſchuldige Eitelkeit und ſtolzes Ehrgefühl ward nicht durch jene Ceremonien geweckt, und befriedigt, wie viel Herzen ſchlugen nicht höher bei den Klängen jener Geſänge? Von allem Leid, das der Krieg über die Menſchen gebracht hat, iſt doch wenigſtens jenes Leid abzurechnen, welches wegzuſingen und wegzulügen den Kriegsbarden und den Feldgeiſtlichen gelungen iſt."

* * *

Wir wurden von Berlin ſehr plötzlich wieder abberufen. Eine Depeſche meldete mir, daß Tante Marie ſchwer erkrankt ſei und uns zu ſehen wünſche.

Ich fand die alte Frau von den Ärzten aufgegeben.

„Jetzt iſt die Reihe an mir," ſagte ſie. „Eigentlich gehe ich recht gern . . . Seit mein armer Bruder und ſeine drei Kinder hingerafft wurden, hat es mich

ohnehin auf dieſer Welt nicht mehr gefreut — von dieſem Schlag konnte ich mich nie mehr erholen ... Drüben werde ich die Anderen wiederfinden ... Konrad und Lilli ſind dort auch vereint .. es war ihnen nicht beſtimmt, auf Erden vereint zu werden ..

„Wäre zu rechter Zeit abgerüſtet worden —“ wollte ich zu widerſprechen beginnen, aber ich hielt mich zurück: mit dieſer Sterbenden konnte ich doch keinen Streit anheben und doch nicht an ihrer Lieblingstheorie „Beſtimmung“ zu rütteln verſuchen.

„Ein Troſt iſt mir,“ fuhr ſie fort, „daß wenigſtens Du glücklich zurückbleibſt, liebe Martha ... Dein Mann iſt aus zwei Feldzügen zurückgekehrt — die Cholera hat euch verſchont — es hat ſich deutlich erwieſen, daß ihr beſtimmt ſeid, miteinander alt zu werden .. Trachte nur, aus dem kleinen Rudolf einen guten Chriſten und einen guten Soldaten heranzuziehen, damit ſein Großvater noch da oben ſeine Freude an ihm haben möge“ ...

Auch darüber ſchwieg ich lieber, daß ich feſt entſchloſſen war, aus meinem Sohne keinen Soldaten zu machen.

„Ich werde unaufhörlich für euch beten ... damit ihr lange und zufrieden lebt. —“

Natürlich hob ich den Widerſpruch nicht auf, daß eine „unverrückbare Beſtimmung“ durch den Einfluß unaufhörlichen Betens zum Guten gelenkt werden ſolle, doch unterbrach ich die Arme, indem ich ſie bat, ſich mit Sprechen nicht anzuſtrengen und erzählte ihr, um ſie zu zerſtreuen, von unſeren ſchweizer und berliner

Erlebniſſen. Ich berichtete, daß wir auch mit Prinz Heinrich zuſammengekommen und daß derſelbe in ſeinem Schloßpark dem Andenken der ebenſo ſchnell gewonnenen als wiederverlorenen Braut ein Marmordenkmal aufrichten laſſe.

Nach drei Tagen, ergeben und gefaßt, mit den ſelbſtverlangten — andächtig empfangenen Sterbeſakramenten verſehen, entſchlief meine arme Tante Marie; — und ſo waren denn alle die Meinen, Alle, in deren Mitte ich aufgewachſen, von der Erde geſchieden . . .

In ihrem Teſtament war als Univerſalerbe ihres kleinen Vermögens mein Sohn Rudolf eingeſetzt und zum Vormund — Miniſter „Allerdings“ beſtellt.

Dieſer Umſtand brachte mich nun in häufige Berührung mit dieſem einſtigen Freunde meines Vaters. Er war auch ziemlich der Einzige, der unſer Haus beſuchte. Die tiefe Trauer, in welche mich die Grumitzer Unglückswoche verſetzt hatte, brachte es ſelbſtverſtändlich mit ſich, daß ich ganz zurückgezogen lebte. Unſer Plan, nach Paris zu überſiedeln, konnte erſt ausgeführt werden, wenn alle meine Geſchäfte in Ordnung gebracht waren, was jedenfalls noch einige Monate in Anſpruch nehmen mußte.

Unſer Freund, der Miniſter, welcher wie geſagt, beinahe unſeren einzigen Umgang bildete, hatte in der letzten Zeit ſeinen Abſchied genommen oder bekommen, — das habe ich nie ergründen können — kurz, er hatte ſich ins Privatleben zurückgezogen, liebte es aber noch immer, ſich mit Politik zu beſchäftigen. Er wußte ſtets das Geſpräch auf dieſes ſein Lieblingsthema zu lenken

und wir gaben ihm auch willig die Replik. Da ſich Friedrich jetzt ſo eifrig mit dem Studium des Völkerrechts befaßte, ſo war ihm jede Diskuſſion willkommen, welche dieſes Gebiet ſtreifte. Nach dem Speiſen (Herr von Allerdings — wir bezeichneten ihn unter uns immer mit dieſem Spitznamen — war zweimal wöchentlich bei uns zu Tiſch geladen) pflegten die beiden Herren ſich in ein langes politiſches Geſpräch zu vertiefen, wobei mein Mann es jedoch vermied, dieſes Geſpräch in die ihm ſo verhaßte Kannegießerei ausarten zu laſſen, ſondern bemüht war, dasſelbe auf verallgemeinernde Standpunkte zu lenken. Hierin konnte ihm „Allerdings“ allerdings nicht immer folgen, denn in ſeiner Eigenſchaft als eingewurzelter Diplomat und Büreaukrat hatte er ſich angewöhnt, die ſogenannte „praktiſche Politik“ oder „Realpolitik“ zu betreiben — ein Ding, welches ja nur auf die nächſtliegenden Sonderintereſſen gerichtet iſt und von den theoretiſchen Fragen der Geſellſchaftskunde nichts weiß.

Ich ſaß daneben, mit einer Handarbeit beſchäftigt und miſchte mich nicht in das Geſpräch, was dem Herrn Miniſter ganz natürlich ſchien, denn bekanntlich iſt für Frauen die Politik ja „viel zu hoch“; er war überzeugt, daß ich dabei an andere Dinge dachte, während ich — im Gegenteil — ſehr aufmerkſam zuhörte, da es meines Amtes war, mir ſo gut als möglich den Wortlaut dieſer Dialoge in das Gedächtnis zu prägen, um dieſelben hernach in die roten Hefte einzutragen. Friedrich machte von ſeinen Geſinnungen kein Hehl, obwohl er wußte, welche undankbare Rolle es iſt

gegen das allgemein Geltende ſich aufzulehnen und Ideen zu vertreten, ſo lange dieſelben noch in jenem Stadium ſind, wo ſie — wenn nicht als umſtürzleriſch verdammt — ſo doch als phantaſtiſch verlacht werden.

„Ich kann Ihnen heute eine intereſſante Nachricht mitteilen, lieber Tilling," ſagte der Miniſter eines Nachmittags mit wichtiger Miene. „Man geht in Regierungskreiſen, das heißt im Kriegsminiſterium, mit der Idee um, auch bei uns die allgemeine Wehrpflicht einzuführen."

„Wie? Dasſelbe Syſtem, welches vor dem Krieg bei uns ſo allgemein geſchmäht und verſpottet wurde? „Bewaffnete Schneidergeſellen" und ſo weiter?" . . .

„Allerdings hatten wir vor kurzer Zeit ein Vorurteil dagegen — aber es hat ſich bei den Preußen doch bewährt, das müſſen Sie zugeſtehen. Und eigentlich — vom moraliſchen Standpunkt — ſelbſt vom demokratiſchen und liberalen Standpunkt, für welchen Sie ja mitunter zu ſchwärmen ſcheinen — iſt es doch eine gerechte und erhebende Sache, wenn jeder Sohn des Vaterlandes, ohne Rückſicht auf Stand und Bildungsſtufe, die gleichen Pflichten zu erfüllen hat. Und vom ſtrategiſchen Standpunkt: hätte das kleine Preußen jemals ſiegen können, wenn es die Landwehr nicht gehabt hätte — und wäre dieſe bei uns ſchon eingeführt geweſen, wären wir jemals beſiegt worden?"

„Das heißt alſo, wenn wir ein größeres Material gehabt hätten, ſo hätte dem Feinde das ſeine nichts genützt. Ergo — wenn überall die Landwehr eingeführt wird, iſt ſie für Niemand mehr zum Vorteil.

Das Kriegsſchauſpiel wird mit mehr Figuren geſpielt, die Partie hängt aber doch wieder von dem Glück und der Geſchicklichkeit der Spieler ab. Ich ſetze den Fall alle europäiſchen Mächte führen die allgemeine Wehrpflicht ein, ſo bliebe das Machtverhältnis genau dasſelbe — der Unterſchied wäre nur der, daß, um zur Entſcheidung zu gelangen, ſtatt Hunderttauſende, Millionen hingeſchlachtet werden müßten.“

„Finden Sie es aber gerecht und billig, daß nur ein Teil der Bevölkerung ſich opfere, um die höchſten Güter der Andern zu verteidigen. und dieſe Anderen zumal wenn ſie reich ſind, ruhig zu Hauſe bleiben dürfen? Nein, nein — mit dem neuen Geſetz wird das aufhören. Da gibt es kein Loskaufen mehr — da muß jeder mitthun. Und gerade die Gebildeten, die Studenten, ſolche, die etwas gelernt haben, die geben intelligente und daher auch ſieghafte Elemente ab.“

„Bei dem Gegner ſind dieſelben Elemente vorhanden — alſo heben ſich die durch gebildete Unteroffiziere zu gewinnenden Vorteile. Dagegen bleibt — gleichfalls auf beiden Seiten — der Verluſt an unſchätzbarem geiſtigen Material, welches dem Lande dadurch entzogen wird, daß die Gebildetſten — diejenigen, welche durch Erfindungen, Kunſtwerke oder wiſſenſchaftliche Forſchungen die Kultur gefördert hätten — in Reih' und Glied als Zielſcheiben feindlicher Geſchütze aufgeſtellt werden.“

„Ach was — zu dem Erfindungmachen und Kunſtwerkproduzieren und Schädelknochen-Unterſuchungen —

Alles Dinge, welche die Machtstellung des Staates um kein Quentchen vergrößern —“

„Hm!“

„Wie?“

„Nichts, bitte, fahren Sie fort.“

„— dazu bleibt den Leuten noch immer Zeit. Sie brauchen ja nicht ihr ganzes Leben lang zu dienen — aber ein paar Jahre strammer Zucht, die thun sicherlich Allen gut und machen sie zur Ausübung ihrer übrigen Bürgerpflichten nur desto befähigter. Blutsteuer müssen wir nun einmal zahlen — also soll sie unter Allen gleich verteilt werden.“

„Wenn durch diese Verteilung auf den Einzelnen weniger käme, so hätte das etwas für sich. Das wäre aber nicht der Fall — die Blutsteuer würde da nicht verteilt, sondern vermehrt. Ich hoffe, das Projekt dringt nicht durch. Es ist unabsehbar, wohin das führte. Eine Macht wollte dann die andere an Heeresstärke überbieten und endlich gäbe es keine Armeen mehr, sondern nur bewaffnete Völker. Immer mehr Leute würden zum Dienst herangezogen, immer länger würde die Dauer der Dienstzeit, immer größer die Kriegssteuerkosten, die Bewaffnungskosten . . . Ohne miteinander zu fechten, würden sich die Nationen durch Kriegsbereitschaft alle selber zu grunde richten.“

„Aber lieber Tilling, Sie denken zu weit!“

„Man kann niemals zu weit denken. Alles was man unternimmt, muß man bis zu seinen letzten Konsequenzen — wenigstens soweit, als der Geist reicht, auszudenken wagen. Wir verglichen vorhin den Krieg

mit dem Schachſpiel — auch die Politik iſt ein ſolches, Excellenz, und das ſind gar ſchwache Spieler, welche nicht weiter denken als einen Zug, und ſich ſchon freuen, wenn ſie ſich ſo geſtellt haben, daß ſie einen Bauer bedrohen. Ich will den Gedanken, der ſich unabläſſig ſteigernden Wehrmacht und der Verallgemeinerung der Dienſtpflicht ſogar noch weiter ausſpinnen, bis zu der äußerſten Grenze — bis zu jener nämlich, wo das Maß übergeht. Wie dann, wenn, nachdem die größten Maſſen und die äußerſten Altersgrenzen erreicht ſind, es einer Nation einfiele, auch Regimenter von Frauen aufzuſtellen? Die Anderen müßten es nachahmen. Oder Kinderbataillone? Die Anderen müßten es nachahmen. Und in der Bewaffnung — in den Zerſtörungsmitteln — wo wäre da die Grenze? O dieſes wilde, blinde In-den-Abgrundrennen!“

„Beruhigen Sie ſich, lieber Tilling . . . Sie ſind ein rechter Phantaſt. Sagen Sie mir ein Mittel, den Krieg abzuſchaffen, ſo wäre es allerdings ganz gut. Nachdem aber das nicht möglich iſt, ſo muß doch jede Nation trachten, ſich darauf ſo gut als möglich vorzubereiten, um ſich in dem unausweichlichen Kampf ums Daſein (ſo heißt das Schlagwort des jetzt ſo modernen Darwin, nicht wahr?) die größte Gewinnchance zu ſichern.“

Wenn ich die Mittel, Kriege aufzuheben, vorſchlagen wollte, ſo würden Sie mich noch einen ärgeren Phantaſten ſchelten, einen ſentimentalen, von ‚Humanitätsſchwindel‘ (ſo heißt doch das beliebte Schlagwort der Kriegspartei?) angekränkelten Träumer!“ . . .

Allerdings könnte ich Ihnen nicht verhehlen, daß zur Erreichung eines solchen Ideals aller praktischer Untergrund fehlt. Man muß mit den vorhandenen Faktoren rechnen. Dazu gehören die menschlichen Leidenschaften, die Rivalitäten, die Verschiedenheit der Interessen, die Unmöglichkeit, sich über alle Fragen zu einigen —"

„Ist auch nicht nötig: wo die Zwistigkeiten beginnen, hat ein Schiedsgericht — nicht aber die Gewalt — zu entscheiden!"

„Einem Tribunal werden sich die souveränen Staaten, werden sich die Völker niemals fügen wollen."

„Die Völker? Die Potentaten und Diplomaten wollen es nicht. Aber das Volk? Man frage es nur, bei ihm ist der Friedenswunsch glühend und wahr, während die Friedensbeteuerungen, die von den Regierungen ausgehen, häufig Lüge, gleißnerische Lüge sind — oder wenigstens von den anderen Regierungen grundsätzlich als solche aufgefaßt werden. Das heißt ja eben ‚Diplomatie'. Und immer mehr und mehr werden die Völker nach Frieden rufen. Sollte die allgemeine Wehrpflicht sich verbreiten, so würde in demselben Maße die Kriegsabneigung zunehmen. Eine Klasse von für ihren Beruf begeisterter Soldaten ist noch denkbar: durch ihre Ausnahmestellung, die als eine Ehrenstellung gilt, die ihr für die damit verbundenen Opfer Ersatz geboten; aber wenn die Ausnahme aufhört, hört auch die Auszeichnung auf. Es schwindet die bewundernde Dankbarkeit, welche die Heimgebliebenen den zu ihrem Schutze Hinausgezogenen weihen — weil

es ja Heimgebliebene überhaupt keine mehr gibt. Die kriegsliebenden Gefühle, die dem Soldaten immer untergeschoben — und damit auch häufig erweckt werden, die werden dann seltener angefacht; denn wer sind diejenigen, die am heldenmütigsten thun, die am heftigsten von kriegerischen Großthaten und Gefahren schwärmen? Diejenigen, die davor schön sicher sind — die Professoren, die Politiker, die Bierhauskannegießer — der Chor der Greise, wie im ‚Faust'. Nach dem Verlust der Sicherheit wird dieser Chor verstummen. Ferner: wenn nicht nur jene dem Militärdienst sich widmen, die ihn lieben und loben, sondern auch alle jene zwangsweise dazu herangezogen werden, die ihn verabscheuen, so muß dieser Abscheu zur Geltung kommen. Dichter, Denker, Menschenfreunde, sanfte Leute, furchtsame Leute: alle diese werden von ihrem Standpunkte aus das aufgezwungene Handwerk verdammen!"

„Sie werden diese Gesinnung aber wohlweislich verschweigen, um nicht für feige zu gelten — um sich höheren Orts nicht der Ungnade auszusetzen."

„Schweigen? Nicht immer. So wie ich rede — obwohl ich selber lange geschwiegen habe — so werden die Anderen auch mit der Sprache herausrücken. Wenn die Gesinnung reift, wird sie zum Wort. Ich einzelner bin vierzig Jahre alt geworden, bis meine Überzeugung die Kraft gewann, sich im Ausdruck Luft zu machen. Und so wie ich zwei oder drei Jahrzehnte gebraucht — so werden die Massen vielleicht zwei oder

drei Generationen gebrauchen, aber reden werden ſie endlich doch."

* * *

Neujahr 67!

Wir feierten Sylveſter ganz allein, mein Friedrich und ich. Als es zwölf Uhr ſchlug:

„Erinnerſt Du Dich des Trinkſpruches," fragte ich ſeufzend, „den mein armer Vater voriges Jahr um dieſe Stunde ausgebracht? Ich wage es gar nicht, Dir jetzt Glück zu wünſchen — die Zukunft birgt mitunter ſo unerwartet Fürchterliches in ihrem Schoß und noch kein Menſch hat ſolches abzuwenden vermocht . . ."

„So benutzen wir die Jahreswende, Martha, um, ſtatt vorauszudenken, zurückzuſchauen, in das eben verfloſſene Jahr. Was haſt Du, meine arme, tapfere Frau da Alles leiden müſſen! So viele Deiner Lieben begraben . . . und jene Schreckenstage auf den böhmiſchen Schlachtfeldern —"

„Ich bedauere nicht, die dortigen Greuel geſehen zu haben — wenigſtens kann ich nunmehr mit der ganzen Kraft meiner Seele an Deinen Beſtrebungen teilnehmen."

„Wir müſſen Deinen — unſeren Rudolf dazu erziehen, dieſe Beſtrebungen weiter durchzuführen; in ſeiner Zeit wird vielleicht ein ſichtbares Ziel am Horizont aufſteigen — in unſerer ſchwerlich. — Wie die Leute auf den Straßen lärmen — die bejubeln doch wieder das neue Jahr, trotz der Leiden, welche ihnen

das — ebenſo eingejubelte — alte gebracht. O dieſe vergeßlichen Menſchen!“

Schilt ſie nicht zu ſehr ob dieſer Vergeßlichkeit, Friedrich. Mir fängt auch ſchon an, das vergangene Leid wie traumhaft aus dem Gedächtnis zu entflattern und was ich gegenwärtig empfinde, iſt das Glück der Gegenwart, das Glück, Dich zu haben, Einziger! Ich glaube auch — wir wollen zwar nicht von der Zukunft ſprechen — aber ich glaube, wir haben eine ſchöne Zukunft vor uns . . . Einig, liebend, ſelbſtändig, reich — wie viel herrliche Genüſſe kann uns das Leben noch bieten: wir werden reiſen, die Welt kennen lernen, die ſo ſchöne Welt . . . Schön, ſolange Frieden herrſcht, und der kann jetzt viele, viele Jahre ausdauern . . . Sollte doch wieder Krieg ausbrechen, ſo biſt Du nicht mehr daran beteiligt . . . auch Rudolf iſt nicht bedroht, da er nicht Soldat werden ſoll“ . . .

„Wenn aber, wie Miniſter Allerdings berichtet, jeder Menſch wehrpflichtig ſein wird —“

„Ach, Unſinn. — Was ich alſo ſagen wollte: wir reiſen, wir ziehen uns in Rudolf einen Muſtermenſchen auf, wir verfolgen unſer edles Ziel der Friedenspropaganda, und wir — wir lieben uns!“

„O Du mein holdes Weib!“ . . . Er zog mich an ſich und küßte mich auf den Mund. Es war das erſte Mal, nach all der Trennungs-, Schreckens- und Trauerzeit, daß ſich der milden Zärtlichkeit ſeiner Liebkoſungen wieder eine Flamme beimiſchte — eine Flamme, die mich mit ſüßer Glut umloderte. Vergeſſen war Krieg, Cholera, Allerſeelen in dieſer ſeligen Sylveſternacht

und — — unſer am 1. Oktober 1867 geborenes Töchterchen haben wir Sylvia getauft.

Der Faſching desſelben Jahres brachte wieder Bälle und Vergnügungen aller Art. Natürlich nicht für uns — meine Trauer hielt mich von allen ſolchen Dingen fern. Was mich aber wunderte, war, daß nicht die ganze Geſellſchaft ſolchen rauſchenden Treiben entſagte. Es mußte doch beinah in jeder Familie ein Verluſtfall vorgekommen ſein; aber, wie es ſcheint, man ſetzte ſich darüber hinaus. Zwar blieben einige Häuſer geſchloſſen, namentlich in der Ariſtokratie, aber an Tanzgelegenheiten fehlte es der Jugend nicht und natürlich waren die beliebteſten Tänzer Diejenigen, welche von den italieniſchen oder böhmiſchen Schlachtfeldern heimgekehrt; und am meiſten gefeiert wurden die Marineoffiziere — namentlich die Mitkämpfer bei Liſſa. In Tegethoff, den jugendlichen Admiral (wie nach dem Feldzug von Schleswig-Holſtein in den ſchönen General Gablenz) war die halbe Damenwelt verliebt. „Cuſtozza“ und „Liſſa“, das waren überhaupt die beiden Trümpfe, welche in jedem Geſpräch über den abgelaufenen Krieg ausgeſpielt wurden. Daneben Zündnadelgewehr und Landwehr — zwei Inſtitutionen, welche ſchleunigſt eingeführt werden ſollten und künftige Siege waren uns verbürgt. Siege — wann und gegen wen? Darüber ſprach man ſich nicht aus; aber der Revanchegedanke, der jede verlorene Partie — wenn es auch nur eine Kartenpartie iſt — zu begleiten pflegt, der ſchwebte über allen Kundgebungen der Politiker. Wenn wir auch ſelber nicht wieder gegen Preußen losziehen

würden, vielleicht würden es Andere auf ſich nehmen, uns zu rächen. Allem Anſchein nach wollte Frankreich mit unſeren Überwindern anbinden und da könnte ihnen ſo manches heimgezahlt werden — das Ding hatte in diplomatiſchen Kreiſen ſogar ſchon einen Namen: „La revanche de Sadowa“. So teilte uns Miniſter Allerdings befriedigt mit.

Es war zu Anfang des Frühjahrs, daß wieder ſo ein gewiſſer „ſchwarzer Punkt“ am Horizont aufſtieg — eine ſogenannte „Frage“. Auch die Nachrichten von franzöſiſchen Rüſtungen verſchafften den Konjektural-Politikern das ſo beliebte „Krieg in Sicht“. Die Frage hieß diesmal die Luxemburger.

Luxemburg? Was war denn das wieder ſo weltwichtiges? Da mußte ich erſt wieder Studien anſtellen, wie einſt über Schleswig-Holſtein. Mir war der Name eigentlich nur aus Suppés „Flotte Burſchen“ geläufig, worin bekanntlich ein „Graf von Luxemburg“ ſein ganzes Geld verputzt, putzt, putzt . . .“ Das Ergebnis meiner Forſchungen war folgendes:

Luxemburg gehörte nach den Verträgen von 1814 und 1816 (ah, da haben wir's: Verträge — da läßt ſich ſchon ein Völkerprozeß daraus ableiten — eine hübſche Einrichtung, dieſe Verträge) — gehörte laut Vertrag dem König der Niederlande und zugleich dem deutſchen Bunde. Preußen hatte in der Hauptſtadt das Beſatzungsrecht. Nun hatte aber Preußen im Juni 1866 ſeine Teilnahme am alten Bund gekündigt, wie ſollte es jetzt mit dem Beſatzungsrecht gehalten werden? Da war ſie, die Frage. Der prager Frieden

hatte ja ein neues System in Deutschland eingesetzt und mit diesem war die Zusammengehörigkeit mit Luxemburg aufgehoben — warum behielten dann die Preußen ihr Besatzungsrecht? „Allerdings“ — das war verwickelt und konnte am vorteilhaftesten und gerechtesten durch Abschlachtung neuer Hunderttausende geschlichtet werden — das muß doch jeder „einsichtige?“ Politiker zugeben. Dem holländischen Volke hat niemals etwas an dem Besitz des Großherzogtums gelegen; auch dem König Wilhelm III. lag nichts daran, und er hätte es gern für eine Summe in seine Privatkasse an Frankreich abgegeben. Da begannen nun geheime Verhandlungen zwischen dem König und dem französischen Kabinett. Recht so: Geheimnis ist ja der Kern aller Diplomatie. Die Völker dürfen von den Streitigkeiten nichts wissen — kommen diese erst zum Austrage, so haben sie das Recht, dafür zu bluten. Warum und wofür sie sich schlagen — das ist Nebensache.

Ende März erst macht der König die Nachricht offiziell und am selben Tage, als er sein Einverständnis nach Frankreich telegraphiert, wird der preußische Gesandte im Haag davon unterrichtet. Daraufhin beginnen Unterhandlungen mit Preußen. Dieses beruft sich auf die Garantie der Verträge von 1859, auf Grundlage deren das Königreich Holland bestand. Die öffentliche Meinung (wer ist das, die öffentliche Meinung? Wohl die Leitartikelschreiber?) in Preußen ist entrüstet, daß das alte deutsche Reichsland losgerissen werden soll; im norddeutschen Reichstag — am 1. April — werden über diesen Gegenstand feuerige Interpellationen gestellt.

Bismarck bleibt zwar über Luxemburg kalt, veranstaltet jedoch bei dieser Gelegenheit Rüstungen gegen Frankreich, was natürlich wieder französische Gegenrüstungen zur Folge hat. Ach, wie ich diese Melodie schon kenne! Damals zitterte ich sehr, daß ein neuer Brand in Europa ausbreche. An Schürern fehlte es nicht: in Paris Cassagnac und Emile de Girardin, in Berlin Menzel und Heinrich Leo. Ob denn solche Kriegshetzer nur eine entfernte Ahnung haben von der Riesenhaftigkeit ihres Verbrechertums? Ich glaube kaum. Um jene Zeit war es — ich habe das erst viele Jahre später erzählen gehört — daß Professor Simon dem Kronprinzen Friedrich von Preußen gegenüber über die schwebende Frage äußerte:

„Wenn Frankreich und Holland bereits abgeschlossen haben, so bedeutet das den Krieg."

Worauf der Kronprinz in heftiger Erregung und Bestürzung erwiderte:

„Sie haben den Krieg nicht gesehen . . . hätten Sie ihn gesehen, so würden Sie das Wort nicht so ruhig aussprechen . . . Ich habe ihn gesehen und ich sage Ihnen, es ist die größte Pflicht, wenn es irgend möglich ist, den Krieg zu vermeiden."

Und diesmal wurde er vermieden. In London trat eine Konferenz zusammen, welche am 11. Mai zu dem erwünschten friedlichen Resultate führte. Luxemburg ward als neutral erklärt und Preußen zog seine Truppen fort. Die Friedensfreunde atmeten auf, aber es gab Leute genug, welche sich über diese Wendung ärgerten. Nicht der Kaiser der Franzosen — dieser wünschte den Frieden — aber die französische „Kriegspartei". Auch in Deutschland erhoben sich Stimmen, welche das Ver-

halten Preußens verurteilten: „Aufopferung eines Bollwerks“, „Wie Furcht aussehende Nachgiebigkeit“ und dergleichen mehr. — Auch jede Privatperson, welche auf den Rechtsspruch des Gerichtes hin auf irgend einen Besitz verzichtet, zeigt solche Nachgiebigkeit — wäre es besser, sie beugte sich keinem Tribunal und schlüge mit den Fäusten drein? Was die Londoner Konferenz erreicht, das könnte in solchen strittigen Fragen immer erreicht werden, und den Staatenlenkern wäre jene Vermeidung immer möglich, die der nachmalige Friedrich III., Friedrich der Edle, die größte Pflicht genannt.

* * *

Im Mai begaben wir uns nach Paris, um die Ausstellung zu besuchen.

Ich hatte die Weltstadt noch nicht gesehen und war von der Pracht und dem Leben derselben ganz geblendet. Namentlich damals — das Kaiserreich stand auf seinem höchsten Glanzpunkte und sämtliche Kronenträger Europas hatten sich da zusammengefunden — namentlich damals bot Paris ein Bild fröhlichster und friedenssicherster Herrlichkeit. Nicht wie die Hauptstadt eines Landes, sondern wie die Hauptstadt der Internationalität erschien mir damals die — drei Jahre später von ihrem östlichen Nachbar bombardierte — Stadt. Alle Völker der Erde hatten sich in dem großen Champ de Mars-Palaste zu den friedlichen — einzig nützlichen, weil schaffenden und nicht zerstörenden —

Kampf des Wettbewerbs verſammelt; ſo viel Kunſtwerke und Gewerbewunder waren hier zuſammengetragen, daß ſich in jedem Beſchauer der Stolz regen mußte, in ſo vorgeſchrittener, immer noch weiteren Fortſchritt verſprechender Zeit zu leben: und neben dieſem Stolz mußte natürlich auch der Vorſatz entſtehen, den Gang ſolcher genußſpendenden Kulturentwickelung nicht mehr durch brutales Vernichtungswüten zu hemmen. Dieſe hier als Gäſte des Kaiſers und der Kaiſerin verſammelten Könige, Fürſten und Diplomaten konnten doch bei all' den ausgetauſchten Höflichkeiten, Freundlichkeiten, Glückwünſchen nicht daran denken, nächſtens mit ihren Gaſtgebern oder untereinander Todesgeſchoſſe zu tauſchen? . . . Nein: ich atmete auf. Dieſes ganze blendende Ausſtellungsfeſt ſchien mir die Bürgſchaft, daß jetzt eine Ära von langen, langen Friedensjahren begonnen. Höchſtens gegen einen Mongolenüberfall oder ſo etwas dergleichen konnten dieſe civiliſierten Leute noch das Schwert ziehen, aber gegeneinander? — das erlebten wir wohl nimmermehr. Was mich in dieſer Auffaſſung beſtärkte, war die Mitteilung, die mir über einen Lieblingsplan des Kaiſers gemacht wurde: allgemeine Abrüſtung. Ja, das ſtand bei Napoleon III. feſt — ich habe es aus dem Munde ſeiner nächſten Verwandten und Vertrauten —: bei nächſter paſſender Gelegenheit würde er ſämtlichen europäiſchen Regierungen den Vorſchlag unterbreiten, ihren Heeresſtand auf ein Minimum herabzuſetzen. Das ließ ſich hören — das war wohl eine vernünftigere Idee, als diejenige einer allgemeinen Heeresverſtärkung. Damit wäre die be-

kannte Forderung Kants erfüllt, welche in Paragraph 3 der „Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden“ also formuliert ist:

„Stehende Heere (miles perpetuus) sollen mit der Zeit ganz aufhören. Dieselben bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu scheinen, reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt (o prophetischer Weisenblick!) zu übertreffen, und indem durch die darauf gewendeten Kosten der Friede endlich noch drückender wird, als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursachen von Angriffskriegen, um diese Last los zu werden.“

Welche Regierung konnte einen Vorschlag, wie der Franzose ihn plante, ablehnen, ohne sich als eroberungssüchtig zu entlarven? Welches Volk würde gegen solche Ablehnung nicht revoltieren? Der Plan mußte gelingen.

Friedrich teilte meine Zuversicht nicht:

„Vor Allem bezweifle ich,“ sagte er, „daß Napoleon diesen Vorsatz auch aufrichtig hegt. Und wenn auch: der Druck der Kriegspartei würde ihn an der Ausführung hindern. Überhaupt werden die Throninhaber an der Bethätigung solcher, aus der Schablone fallender großer Willensmeinungen von ihrer Umgebung immer gehindert. Zweitens läßt sich einem lebenden Wesen nicht so „mir nichts, dir nichts“ befehlen, daß es aufhöre zu sein. Da setzt es sich zur Wehr.“

„Von welchem lebenden Wesen sprichst Du?“

„Von der Armee. Dieselbe ist ein Organismus und als solcher lebensentfaltungs- und selbsterhaltungskräftig. Gegenwärtig steht dieser Organismus gerade in seiner Blüte, und wie Du siehst — das allgemeine

Wehrsystem soll ja auch in anderen Ländern eingeführt werden — ist er eben im Begriffe, sich mächtig auszubreiten." —

„Und dennoch willst Du dagegen ankämpfen?"

„Ja, aber nicht, indem ich hintrete und ihm sage: Stirb, Ungeheuer! denn auf das hin würde mir besagter Organismus kaum den Gefallen erweisen, sich tot hinzustrecken. Sondern ich kämpfe dagegen, indem ich für ein anderes, noch ganz schwach aufkeimendes Lebensgebilde eintrete, welches, indem es an Kraft und Ausdehnung zunimmt, das andere verdrängen soll. Daß ich in solchen naturwissenschaftlichen Metaphern spreche — daran bist Du ursprünglich schuld, Martha. Du warst es, welche mich zuerst verleitete, die Werke der modernen Naturforscher zu studieren. Dadurch ist mir die Einsicht aufgegangen, daß auch die Erscheinungen des sozialen Lebens nur dann in ihrer Entstehung verstanden und in ihrem künftigen Verlauf vorausgesehen werden können, wenn man sie als unter dem Einfluß ewiger Gesetze stehend auffaßt. Davon haben die meisten Politiker und hohen Würdenträger keinen blauen Dunst — das löbliche Militär schon gar nicht. Vor einigen Jahren wäre es mir auch nicht in den Sinn gekommen."

Wir wohnten im Grand-Hôtel auf dem Boulevard des Capucines. Dasselbe war zumeist mit Engländern und Amerikanern gefüllt. Landsleute trafen wir nur wenige: der Österreicher ist nicht reiselustig. Wir suchten übrigens auch keinen Anschluß: meine Trauer war noch nicht abgelegt und wir hegten keinen Wunsch

nach geſelliger Unterhaltung. Meinen Sohn Rudolf hatte ich natürlich bei mir. Er war jetzt acht Jahre alt und ein wunderbar geſcheites Männchen. Wir hatten einen jungen Engländer aufgenommen, der bei dem Kleinen halb Hofmeiſter-, halb Kindermädchenſtelle vertrat. Zu unſeren langen Stationen im Ausſtellungspalaſt, ſowie auch unſeren zahlreichen Ausflügen in die Umgebung, konnten wir den Rudi doch nicht immer mitnehmen und die Zeit des Lernens war ja auch ſchon für ihn gekommen.

Neu — neu — neu war mir dieſe ganze hier erſchloſſene Welt! All' die von den vier Himmelsgegenden zuſammengekommenen Menſchen, von überall her die reichſten und vornehmſten; dieſe Feſte, dieſer Aufwand, dieſes Gewimmel . . . ich war förmlich betäubt davon. Aber ſo intereſſant und genußreich es mir auch war, dieſe überraſchenden und überwältigenden Eindrücke in mich aufzunehmen, ſo ſehnte ich mich im Stillen doch wieder aus dem Getöſe hinaus, nach irgend einem abgelegenen, friedlichen Plätzchen, wo ich mit Friedrich und meinem Kinde — meinen Kindern, ich ſah ja wieder Mutterfreuden entgegen — in ruhiger Zurückgezogenheit hätte leben können. Es iſt doch ſonderbar — ich finde es in den roten Heften öfters beſtätigt —, wie in der Abgeſchloſſenheit die Sehnſucht nach Ereigniſſen und Thaten, nach Erlebniſſen und Vergnügungen entſteht und mitten in dieſen wieder die Sehnſucht nach Einſamkeit und Ruhe.

Von der großen Welt hielten wir uns fern. Nur bei unſerem Geſandten Metternich hatten wir einen

Beſuch abgeſtattet und dabei erwähnt, daß wir unſerer Familientrauer wegen keine Einführung bei Hofe und in die Geſellſchaft wünſchten. Dagegen ſuchten wir die Bekanntſchaft einiger hervorragender politiſcher und litterariſcher Perſönlichkeiten; teils aus perſönlichem Intereſſe und zu geiſtiger Anregung, teils im Hinblick auf Friedrichs „Dienſt“. Trotz der geringen Hoffnungen, die er auf einen greifbaren Erfolg ſeiner Beſtrebungen hatte, verlor er dieſe niemals aus dem Auge, und er ſetzte ſich mit verſchiedenen einflußreichen Perſonen in Verkehr, von welchen er Förderung ſeiner Sache, oder mindeſtens Auskunft über deren Stand erhalten konnte. Wir haben uns damals ein eigenes Büchelchen angelegt — wir nannten es „Friedenspolitik“ — in welches ſämtliche, auf dieſen Gegenſtand bezügliche Urkunden, Notizen, Artikel u. ſ. w. abſchriftlich eingetragen wurden. Auch die Geſchichte der Friedensidee, ſoweit wir von derſelben Kenntnis erlangten, haben wir da zu Protokoll gebracht. Daneben die Ausſprüche verſchiedener Philoſophen, Dichter, Juriſten und Schriftſteller über „Krieg und Frieden“. Es war bald zu einem ſtattlichen Bändchen herangewachſen und im Lauf der Zeit — ich habe dieſe Buchführung bis auf den heutigen Tag fortgeſetzt — ſind ſogar mehrere Bändchen daraus geworden. Wenn man das mit den Bibliotheken vergleicht, die mit Werken ſtrategiſchen Inhalts gefüllt ſind, mit den ungezählten tauſenden von Bänden, welche Kriegsgeſchichte, Kriegsſtudium und Kriegsverherrlichung enthalten, mit den militärwiſſenſchaftlichen und militärtechniſchen Lehrbüchern und Leit-

fäden über Rekrutenabrichtung und Balliſtik, mit den Schlachtenchroniken und Generalſtabsberichten, Soldatenliedern und Kriegsgeſängen: ja dann freilich könnte einen der Vergleich mit den paar Heftchen Friedenslitteratur kleinmütig machen — vorausgeſetzt, daß man die Kraft und den Gehalt — namentlich den Zukunftsgehalt — eines Dinges nach deſſen Ausdehnung bemeſſen wollte. Wenn man aber bedenkt, daß eine Samenkapſel in ſich die virtuelle Möglichkeit birgt, einen Wald entſtehen zu machen, der ganze, über weite Felder ausgedehnte Unkrautmaſſen verdrängen wird; — und ferner bedenkt, daß die Idee im Reiche des Geiſtes dasſelbe iſt, was das Samenkorn in Reiche der Pflanzen — dann braucht man um die Zukunft einer Idee nicht beſorgt zu ſein, weil ſich bisher die Geſchichte ihrer Entfaltung in einem kleinen Heftchen aufzeichnen läßt.

Ich will hier einige Stellen anführen, wie ſie unſer Friedensprotokoll im Jahre 1867 aufwies. Auf der erſten Seite ſtand ein gedrängter hiſtoriſcher Überblick:

Vierhundert Jahre vor Chriſtus ſchrieb Ariſtophanes eine Komödie: „Der Frieden“, in welcher eine humanitäre Tendenz vertreten iſt.

Die griechiſche — ſpäter nach Rom verpflanzte — Philoſophie vertritt das Streben nach „menſchlicher Einheit“ — von Sokrates an, welcher ſich „Weltbürger“ nennt, bis zu Terenz, dem „nichts Menſchliches fremd“ und zu Cicero, der die „caritas generis humani“ als den höchſten Grad der Vollkommenheit hinſtellt.

Im erſten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung erſcheint Virgil und ſein berühmtes 4. Hirtengedicht, welches der Welt den ewigen

Frieden voraussagt, unter dem mythologischen Gewande des wiedererstandenen goldenen Zeitalters.

Im Mittelalter versuchten die Päpste öfters, sich als Schiedsrichter zwischen den Staaten einzusetzen, aber vergebens.

Im 15. Jahrhundert kam ein König auf die Idee, eine Friedensliga zu bilden. Es war dies Georg Podiebrad von Böhmen, der den Kämpfen von Kaiser und Papst ein Ende machen wollte: er wandte sich dieserhalb an Ludwig XI. von Frankreich, welcher auf diesen Vorschlag jedoch nicht einging.

Zum Schluß des 16. Jahrhunderts faßte König Heinrich IV. von Frankreich den Plan einer europäischen Staatenföderation Nachdem er sein Land von den Schrecken der Religionskriege befreit, wollte er für alle Zukunft die Duldung und den Frieden gesichert sehen. Er wollte die sechzehn Staaten, welche Europa bildeten (Rußland und die Türkei zählten noch zu Asien), in einen Bund vereint wissen. Jeder dieser sechzehn Staaten hätte zwei Abgeordnete zu einem „europäischen Reichstag" zu schicken gehabt; diesem aus 32 Mitgliedern bestehenden Reichstag wäre die Aufgabe zugefallen, den religiösen Frieden zu gewährleisten und alle internationalen Konflikte zu schlichten. Wenn nur jeder Staat sich verpflichtete, den Entschlüssen des Reichstags sich unterzuordnen, so war damit jedes Element eines zukünftigen europäischen Krieges verschwunden. Der König teilte diesen Plan seinem Minister Sully mit, der denselben begeistert aufnahm und sofort mit den anderen Staaten zu verhandeln begann. Schon war Elisabeth von England, schon der Papst und Holland und mehrere Andere gewonnen; nur das Haus österreich würde Widerstand geleistet haben, weil ihm territoriale Konzessionen abgefordert worden wären, in die es nicht gewilligt hätte. Ein Feldzug wäre nötig gewesen, um diesen Widerstand zu brechen. Die Hauptarmee hätte Frankreich gestellt, welches von vornherein auf jede Gebietserweiterung verzichtete: einziger Zweck es Feldzugs und einzige dem Hause Österreich aufzulegende Friedensbedingung wäre der Beitritt zum Staatenbund gewesen. Schon waren die Vorbereitungen getroffen und Heinrich IV. wollte sich selber an die Spitze des Heeres stellen, als er am

18. Mai 1610 — unter der Mordwaffe eines wahnſinnigen Mönches fiel.

Keiner von ſeinen Nachfolgern und kein ſonſtiger Souverän hat dieſen glorreichen Plan zur Erlangung des Völkerglückes wieder aufgenommen. Die Regenten und Politiker blieben dem alten Kriegsgeiſt treu; aber die Denker aller Länder ließen die Friedensidee nicht mehr fallen.

Im Jahre 1647 wird die Sekte der Quäker gebildet, deren Grundlage die Verdammung des Krieges bildet. Im ſelben Jahre veröffentlichte William Penn ſein Werk über den zukünftigen Frieden Europas, indem er ſich auf den Plan Heinrichts IV. ſtützt.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts erſcheint das berühmte Buch „La paix perpétuelle“ von dem Abbé de St. Pierre. Gleichzeitig entwickelt denſelben Plan ein Landgraf von Heſſen und Leibnitz ſchreibt einen günſtigen Kommentar dazu.

Voltaire macht den Ausſpruch: „Jeder europäiſche Krieg iſt ein Bürgerkrieg.“ Mirabeau, in der denkwürdigen Sitzung vom 25. Auguſt 1790, ſagt folgende Worte:

„Vielleicht iſt der Augenblick nicht mehr entfernt, da die Freiheit, als unumſchränkte Herrſcherin über beide Welten, den Wunſch der Philoſophen erfüllen wird: die Menſchheit von dem Verbrechen des Krieges zu befreien und den ewigen Frieden zu verkünden. Dann wird das Glück der Völker das einzige Ziel des Geſetzgebers ſein, der einzige Ruhm der Nationen.“

Im Jahre 1795 ſchreibt einer der größten Denker aller Zeit, Immanuel Kant, ſeine Abhandlung „Zum ewigen Frieden“ Der engliſche Publiziſt Bentham ſchließt ſich den immer zunehmenden Reihen der Friedensvertreter — Fourrier, Saint-Simon u. a. — mit Begeiſterung an; Beranger dichtet „Die heilige Allianz der Völker“; Lamartine „La Marseillaise de la Paix“. In Genf ſtiftete der Graf Cellon einen Friedensverein, in deſſen Namen er mit allen europäiſchen Herrſchern in propagandiſtiſche Korreſpondenz tritt. Aus Amerika, Maſſachuſetts, kommt der „gelehrte Grobſchmied“, Elihu Burritt, daher und ſtreut ſeine „Oliven-Blätter“ und ſein „Funken vom Amboß“ in Millionen

Exemplaren in die Welt und führt 1849 den Vorsitz in einer Versammlung der englischen Friedensfreunde. In dem Pariser Kongreß, welcher dem Krimkrieg ein Ende machte, hielt die Friedensidee ihren Einzug in die Diplomatie, indem dem Vertrage eine Klausel beigesetzt ward, welche bestimmt, daß die Mächte sich verpflichten, bei künftigen Konflikten sich vorangehenden Vermittlungen zu unterstellen. Diese Klausel enthält ein dem Prinzip des Schiedsgerichts dargebrachte Anerkennung, — befolgt wurde sie aber nicht.

Im Jahre 1863 schlug die französische Regierung den Mächten vor, einen Kongreß zu veranstalten, bei welchem die Grundlage zu allgemeiner Abrüstung und zu einverständlicher Verhütung künftiger Kriege gelegt werden sollte.

Recht spärlich die Eintragungen, die zu jener Zeit mein Protokoll füllten! Das ist später anders geworden. Sie beweisen aber, daß die Möglichkeit des Weltfriedens schon von altersher ins Auge gefaßt worden war. Nur vereinzelt, von großen Zwischenräumen getrennt, erhoben sich die Stimmen und verhallten — nicht nur unbeachtet, sondern zumeist auch ungehört. Mit allen Entdeckungen, allem Fortschritt, allem Wachstum geht's nicht anders:

Naht von ferne sich der Frühling,
Zwitschert's da und dort hervor,
Rückt er weiter in das Land ein,
Schmettert's laut im großen Chor.
So im weiten Kreis der Zeit
Flüstert's lang schon da und dort,
Kommt der richtige Moment
Stimmen Alle ein sofort.

(Märzrot)

* * *

Und wieder nahte meine schwere Stunde.

Aber diesmal wie so anders, als zu jener Zeit, da Friedrich mich verlassen mußte — um des Augustenburgers willen. Diesmal war er an meiner Seite, auf des Gatten richtigem Posten: durch seine Gegenwart, durch seinen Mitschmerz der Gattin Leiden mildernd. Das Gefühl, ihn da zu haben, war mir ein so beruhigendes und glückliches, daß ich darüber das physische Ungemach beinah vergaß.

Ein Mädchen! Das war unseres stillen Wunsches Erfüllung. Die Freuden, die man an einem Sohne hat, die würde uns ja der kleine Rudolf bieten; jetzt konnten wir dazu auch noch diejenigen Freuden erleben, welche so ein aufblühendes Töchterchen seinen Eltern verschafft. Daß sie ein Ausbund von Schönheit, von Anmut, von Holdseligkeit sein würde, unsere kleine Sylvia, daran zweifelten wir keinen Augenblick.

Wie wir beide nun über der Wiege dieses Kindes selber kindisch wurden, was für süße Albernheiten wir da sprachen und trieben, das will ich gar nicht versuchen zu erzählen. Andere als verliebte Eltern verständen es doch nicht, und alle solche sind wohl selber grad' so toll gewesen.

Wie das Glück doch selbstisch macht! Es folgte jetzt eine Zeit für uns, in der wir glücklich alles Andere — was nicht unser häuslicher Himmel war — gar zu sehr vergaßen. Die Schrecken der Cholerawoche nahmen in meinem Gedächtnis immer mehr die Gestalt eines entschwundenen bösen Traumes an, und auch Friedrichs Energie in Verfolgung seines Zieles

ließ einigermaßen nach. Es war aber auch entmutigend: überall, wo man mit jenen Ideen anklopfte — Achſelzucken, mitleidiges Lächeln, wo nicht gar Zurechtweiſung. Die Welt will, wie es ſcheint — nicht nur betrogen, ſondern auch unglücklich gemacht werden. So wie man ihr Vorſchläge unterbreiten will, das Elend und den Jammer fortzuſchaffen, ſo heißt das „Utopie, kindiſcher Traum“, und ſie will nichts hören.

Dennoch ließ Friedrich ſein Ziel nicht gänzlich aus den Augen. Er vertiefte ſich immer mehr in das Studium des Völkerrechts, ſetzte ſich in brieflichen Verkehr mit Bluntſchli und anderen Gelehrten dieſes Zweiges. Gleichzeitig — und zwar mit mir in Gemeinſchaft — betrieb er auch fleißig andere, namentlich naturwiſſenſchaftliche Studien. Er plante, über den Gegenſtand „Krieg und Frieden“ ein größeres Werk zu ſchreiben. Doch ehe er ſich an die Ausführung machte, wollte er durch lange und eingehende Forſchungen ſich dazu rüſten und ſchulen. „Ich bin zwar ein alter k. k. Oberſt,“ ſagte er, „und die meiſten meiner Alters- und Ranggenoſſen würden es verſchmähen, ſich mit Lernen abzugeben . . . man hält ſich gewöhnlich für unbändig geſcheit, wenn man ein ältlicher Mann in Amt und Würden iſt — ich ſelber vor einigen Jahren, hatte auch ſolchen Reſpekt vor meiner Perſon . . . Nachdem ſich mir aber plötzlich ein neuer Geſichtskreis aufgethan, nachdem ich einen Einblick in den modernen Geiſt gewann, da überkam mich das Bewußtſein meiner Unwiſſenheit . . . Nun ja, von alledem, was jetzt auf allen Gebieten an neuer Erkenntnis gewonnen worden,

davon hat man ja in meiner Jugend gar nichts — oder vielmehr das Gegenteil gelernt. Da muß ich jetzt — trotz der Silberfäden an den Schläfen — wieder von vorne anfangen."

Den Winter nach Sylvias Geburt verbrachten wir in aller Stille in Wien. Im folgenden Frühjahr bereiſten wir Italien. Weltkennenlernen gehörte ja auch zu unſerm neuen Lebensprogramm. Frei und reich waren wir, nichts hinderte uns, es auszuführen. Kleine Kinder ſind zwar auf Reiſen ein wenig läſtig, aber wenn man genügendes Perſonal von Bonnen und Wärterinnen mitführen kann, ſo läßt es ſich ſchon machen. Ich hatte eine alte Dienerin zu mir genommen, welche einſt meine und meiner Schweſter Kindsfrau geweſen, dann einen Wirtſchaftsbeamten geheiratet hatte und jetzt verwitwet war. Dieſe „Frau Anna" war meines vollſten Vertrauens würdig und in ihren Händen konnte ich meine kleine Sylvia mit voller Beruhigung zurücklaſſen, wenn wir — Friedrich und ich — auf mehrere Tage unſer Hauptquartier verließen, um Ausflüge zu machen. Ebenſogut war Rudolf bei Mr. Foſter, ſeinem Hofmeiſter aufgehoben. Doch geſchah es häufig, daß wir den achtjährigen kleinen Mann mit uns nahmen.

Schöne, ſchöne Zeiten! ... Schade, daß ich damals die roten Hefte ſo ſtark vernachläſſigte. Gerade da hätte ich ſo viel des Schönen, Intereſſanten und Heitern eintragen können: aber ich habe es unterlaſſen, und ſo ſind mir die Einzelheiten jener Jahre meiſt aus dem

Gedächtnis entſchwunden: nur in großen Zügen kann ich mir noch ein Bild davon zurückrufen.

In das „Friedensprotokoll“ fand ich Gelegenheit, eine erfreuliche Eintragung zu machen. Es war dies nämlich ein Zeitungsartikel, gezeichnet B. Desmoulins, worin der franzöſiſchen Regierung der Vorſchlag gemacht wird, ſich an die Spitze der europäiſchen Staaten zu ſtellen, indem ſie das Beiſpiel gäbe, abzurüſten.

„So wird ſich Frankreich das Bündnis und die aufrichtige Freundſchaft aller Staaten ſichern, welche dann aufhören würden, ſich vor Frankreich zu fürchten, deſſen Mithilfe ſie benötigten. So würde ſich allgemeine Entwaffnung von ſelber einſtellen, das Prinzip der Eroberung wäre auf immer aufgegeben und die Konföderation der Staaten würde ganz natürlich einen oberſten Gerichtshof internationaler Gerechtigkeit bilden, welcher im ſtande ſein wird, auf dem Weg des Schiedsrichteramtes alle Streitigkeiten zu ſchlichten, welche der Krieg niemals zu entſcheiden vermocht. Indem es ſo handelte, würde Frankreich die einzige reelle und einzige dauerhafte Kraft — nämlich das Recht — auf ſeine Seite gebracht, und dem Menſchengeſchlecht auf ruhmreiche Weiſe eine neue Ära eröffnet haben.“ (Opinion Nationale 25. Juli 1868.)

Beachtung hat dieſer Artikel natürlich wieder nicht gefunden.

Im Winter 1868 bis 1869 kehrten wir nach Paris zurück und diesmal — auch von dieſer Seite wollten wir das Leben kennen lernen — ſtürzten wir uns in die „große Welt“.

Es war ein etwas ermüdendes, aber für einige Zeit doch recht genußreiches Treiben. Wir hatten — um ein Zuhauſe zu haben — uns ein kleines möbliertes Hotel im Viertel der Champs Elisées gemietet, wo

wir unſeren zahlreichen Bekannten, bei denen wir täglich zu irgend welchen Feſten geladen waren, auch manchmal „revanche“ bieten konnten. Von unſerem Geſandten beim Tuilerienhofe eingeführt, waren wir für den ganzen Winter zu den Montagen der Kaiſerin vergeben; außerdem ſtanden uns die Häuſer ſämtlicher Botſchafter offen, ſo wie die Salons der Prinzeſſin Mathilde, der Herzogin von Mouchy, der Königin Iſabella von Spanien und ſo weiter. Auch viele litterariſche Größen lernten wir kennen — den größten freilich nicht, denn dieſer, ich meine, Viktor Hugo, lebte in der Verbannung; doch ſind wir Renan, Dumas, Vater und Sohn, Octave Feuillet, George Sand, Arſène Houſſaye und einigen Anderen begegnet. Bei dem Letztgenannten haben wir auch einen Maskenball mitgemacht. Wenn der Verfaſſer der „Grandes dames“ in ſeinem prachtvollen kleinen Hotel der Avenue Friedland eines ſeiner venetianiſchen Feſte gab, ſo war es Gewohnheit, daß daſelbſt die wirklich großen Damen unter dem Schutze der Maske ſich in der Nähe die „kleinen Damen“ — bekannte Schauſpielerinnen u. dgl. — beſahen, welche hier ihre Diamanten und ihren Witz funkeln ließen.

Wir waren auch ſehr fleißige Theaterbeſucher. Mindeſtens dreimal wöchentlich verbrachten wir die Abende entweder in der italieniſchen Oper, wo Adelina Patti — eben mit dem Marquis de Caux verlobt — die Zuhörerſchaft entzückte, oder im Théâtre Francais, oder auch in einem kleineren Boulevard-Theater, um Hortenſe Schneider als Großherzogin von Gerolſtein

oder andere Operetten- und Vaudeville-Berühmtheiten zu ſehen.

Es iſt doch ſonderbar, wie, wenn man in dieſen Wirbel des Glanzes und der Unterhaltungen geſtürzt iſt, wie einem dieſe kleine „große Welt“ plötzlich ſo ſchrecklich wichtig vorkommt und die darin waltenden Geſetze von Eleganz und „chic“ (damals hieß es noch „chic“ eine Art ganz ernſthaft genommener Pflichten auferlegen. Im Theater einen geringeren Platz einnehmen, als eine Proſceniumsloge: in den Bois mit einem Wagen ſich zeigen, deſſen Geſpann nicht tadellos wäre; auf den Hofball gehen, ohne eine von Worth „unterſchriebene“ 2000 Franks-Toillette zu tragen; ſich zu Tiſche ſetzen (Madame la baronne est servie...) auch wenn man keine Gäſte hat, ohne ſich von dem würdevoll amtierenden maître d'hotel und einigen Lakaien die feinſten Gerichte und edelſten Weine auftragen zu laſſen: — das wären alles arge Verſtöße ...

Wie leicht — wie leicht geſchieht es einem, wenn man von dem Räderwerk ſolcher Exiſtenz erfaßt worden, daß man alle ſeine Gedanken und Gefühle auf dieſes im Grunde gedanken- und gefühlloſe Treiben verwendet; daß man darüber vergißt, Anteil zu nehmen an dem Gang der wirklichen Welt draußen — ich meine das Univerſum — und an dem Beſtande der eigenen Welt da drinnen — ich meine das häusliche Glück. Mir wäre es vielleicht ſo ergangen — aber davor ſchützte mich Friedrich. Er war nicht der Mann dazu, ſich von dem Strudel der Pariſer „haute vie“

hinreißen und verſchlingen zu laſſen. Er vergaß über der Welt, in der wir uns bewegten, weder das Universum, noch unſeren Herd. Ein paar Vormittagsſtunden blieben uns nach wie vor der Lektüre und der Familie geweiht, und ſo brachten wir das größte Kunſtſtück fertig, neben dem Vergnügen auch das Glück zu pflegen.

Für uns Öſterreicher hegte man in Paris viel Sympathie. Oft wurde in politiſchen Geſprächen auf eine „Revanche de Sadowa“ angeſpielt, ſo gewiß als müßte die uns vor zwei Jahren geſchehene Unbill wieder gut gemacht werden. Als ob ſich überhaupt derlei wieder gut machen ließe! Wenn Schläge nicht anders zu tilgen ſind, als wieder durch Schläge — dann kann das Ding ja niemals aufhören. Gerade meinem Mann und mir, weil dieſer beim Militär geweſen und den böhmiſchen Feldzug mitgemacht, gerade uns glaubten die Leute nichts Angenehmeres und Höflicheres ſagen zu können, als eine hoffnungsvolle Anſpielung auf die bevorſtehende Sadowa-Rache, welche bereits als ein geſchichtliches, das „europäiſche Gleichgewicht“ ſicherndes und durch politiſch-diplomatiſche Vorkehrungen geſichertes Ereignis behandelt wurde. Eine bei nächſter Gelegenheit den „Preußen“ zu gebende Schlappe war eine völkerpädagogiſche Notwendigkeit. Die Sache würde nicht tragiſch ausfallen . . . nur ſo etwas den Übermut gewiſſer Leute dämpfen. Vielleicht genügte zu dieſem Zwecke auch ſchon dieſe an der Wand hängende Peitſche: ſollte der Übermütige etwa kecke Anwandlungen bekommen, ſo war er ja gewarnt, daß ſie

auf ihn herunterſauſen werde — die Revanche de Sadowa.

Wir lehnten natürlich ſolche Tröſtungen entſchieden ab. Altes Unglück wird durch neues Unglück nicht verwiſcht, ebenſowenig als altes Unrecht durch neues Unrecht getilgt werden kann. Wir verſicherten, daß wir keinen anderen Wunſch hegten, als den nunmehrigen Frieden nicht mehr gebrochen zu ſehen.

Dasſelbe war — ſo behauptete er wenigſtens — auch der Wunſch Napoleons III. Wir verkehrten ſo viel mit Perſonen, welche dem Kaiſer ganz nahe ſtanden, daß wir genügend Gelegenheit hatten, deſſen politiſche Geſinnungen, wie er ſie in vertraulichen Ausſprüchen laut werden ließ, kennen zu lernen. Nicht nur, daß er den momentanen Frieden wünſchte, er hegte den Plan, den Mächten allgemeine Abrüſtung vorzuſchlagen. Aber um dieſes auszuführen, fühlte er ſich augenblicklich nicht ſicher genug im Innern des Landes. Eine große Unzufriedenheit kochte und gährte unter der Bevölkerung, und in der nächſten Nähe des Thrones gab es eine Partei, welche darzuſtellen bemüht war, daß dieſer Thron nicht anders zu feſtigen wäre, als durch einen auswärtigen glücklichen Krieg: ſo eine kleine Triumphpromenade am Rhein, und der Glanz und Beſtand der napoleoniſchen Dynaſtie wäre geſichert. „Il faut faire grand" meinten dieſe Ratgeber. Daß der Krieg, welcher im vorigen Jahre über die Luxemburger Frage in Ausſicht ſtand, vereitelt worden, war jenen ſehr unlieb: die beiderſeitigen Rüſtungen waren ſchon ſo ſchön gediehen, und jetzt

wäre das Ding überstanden . . . Aber auf die Länge sei ein Kampf zwischen Frankreich und Preußen doch unvermeidlich . . . Unaufhörlich ward in dieser Richtung weitergehetzt. Doch nur ein schwaches Echo drang von solchen Dingen zu uns. Dergleichen ist ja man gewöhnt, in den Zeitungen anschlagen zu hören — so regelmäßig, wie die Brandung an der Küste. Dabei braucht man noch nicht an den Sturm zu denken; man lauscht ganz ruhig der Musikkapelle, die am Strande ihre lustigen Weisen spielt — die Brandung giebt nur einen leisen, unbeachteten Grundbaß dazu ab.

* * *

Das glänzende, von Vergnügungsmühen überbürdete Treiben erreichte seinen Höhepunkt in den Frühlingsmonaten. Da kamen noch die langen Bois-Fahrten in offenem Wagen, die verschiedenen Gemäldeausstellungen, Gartenfeste, Pferderennen, Picknick-Ausflüge hinzu — und bei alledem nicht weniger Theater, nicht weniger Visiten, nicht weniger große Diners und Soiréen, als mitten im Winter. Wir begannen schon stark, uns nach Ruhe zu sehnen. Diese Art Leben hat eigentlich nur dann den wahren Reiz, wenn Koketterie- und Liebschaftsgeschichten damit verbunden sind. Mädchen, welche eine Partie suchen, Frauen, die sich den Hof machen lassen und Männer, die Abenteuer wünschen — für solche bietet jedes neue Fest, bei welchem man den Gegenstand seiner Träume begegnen kann, ein lebhaftes Interesse — aber Friedrich

und ich? . . . Daß ich meinem Gatten unwandelbar treu war, daß ich mit keinem Blick einem anderen geſtattete, ſich mir mit verwegenen Hoffnungen zu nahen — das erzähle ich ohne jeglichen Tugendſtolz. Es iſt doch ganz ſelbſtverſtändlich. Ob ich unter anderen Verhältniſſen auch all den Verlockungen widerſtanden hätte, denen in ſolchem Vergnügungswirbel hübſche junge Frauen ausgeſetzt ſind — das kann ich ja nicht wiſſen; wenn man aber eine ſo tiefe und ſo vollbeglückte Liebe im Herzen trägt, wie ich ſie für meinen Friedrich empfand, da iſt man doch gegen alle Gefahr gepanzert. Und was ihn anbelangt: war er mir treu? Ich kann nur ſo viel ſagen: ich hab' es nie bezweifelt.

Als der Sommer ins Land gezogen kam, der „grand-prix" vorüber war und die verſchiedenen Mitglieder der Geſellſchaft Paris zu verlaſſen begannen — die einen nach Trouville und Dieppe, nach Biarritz und Vichy, die Anderen nach Baden-Baden, die Dritten auf ihre Schlöſſer — Prinzeſſin Mathilde nach St. Gratien, der Hof nach Compiègne — da wurden wir mit Aufforderungen, das gleiche Reiſeziel zu wählen und mit Einladungen nach den Landſitzen beſtürmt; aber wir waren durchaus nicht geſonnen, die eben durchgemachte Luxus- und Vergnügungscampagne des Winters auch noch ins Sommerliche zu übertragen. Nach Grumitz wollte ich vor der Hand nicht zurückkehren: ich fürchtete zu ſehr das Wiedererwachen der ſchmerzlichen Erinnerungen; auch hätten wir dort — der vielen Verwandten und Nachbarſchaften wegen —

nicht die gewünſchte Einſamkeit gefunden. So wählten wir denn abermals als Aufenthaltsort einen ſtillen Winkel der Schweiz. Wir verſprachen unſeren pariſer Freunden im nächſten Winter wiederzukommen, und traten vergnügt, wie ferienreiſende Schüler, unſere Sommerfahrt an.

Was nun folgte, war wirklich eine Erholungszeit. Lange Spaziergänge, lange Leſeſtunden, lange Spielſtunden mit den Kindern und keine Eintragungen in die roten Hefte — letzteres ein Zeichen von Sorgloſigkeit und Seelenruhe.

Auch Europa ſchien damals ſo ziemlich ſorgenlos und ruhig zu ſein. Wenigſtens ſah man nirgends „ſchwarze Punkte“. Selbſt von der berühmten Revanche de Sadowa hörte man nichts mehr verlauten. Den größten Verdruß, den ich damals empfand, der war mir durch die ſeit einem Jahr bei uns in Öſterreich eingeführte allgemeine Wehrpflicht bereitet. Daß mein Rudolf einſt werde Soldat ſein müſſen — das konnte ich nicht faſſen. Und da phantaſieren die Leute von Freiheit!

„Ein Jahr „Freiwilliger“ — tröſtete mich Friedrich — „das iſt nicht viel.“

Ich ſchüttelte den Kopf:

„Und wäre es nur ein Tag! Keinen Menſchen ſollte man zwingen können, ein beſtimmtes Amt, das er vielleicht haßt, auch nur einen Tag zu bekleiden, denn an dieſem Tag muß er das Gegenteil von dem, was er fühlt zur Schau tragen, muß beſchwören, das mit Freuden zu thun, was er verabſcheut — kurz, er

muß lügen — und meinen Sohn wollte ich vor Allem zur Wahrhaftigkeit erziehen."

„Dann hätte er um ein paar hundert Jahre ſpäter geboren werden müſſen, Liebſte!" erwiderte Friedrich. „Ganz wahr kann nur ein ganz freier Mann ſein: und mit dieſen Beiden — Wahrheit und Freiheit — iſt's noch ſchlecht beſtellt in unſeren Tagen, das wird mir — je mehr ich mich in mein Studium vertiefe — deſto klarer."

Jetzt, in unſerer Weltabgeſchiedenheit, hatte Friedrich zu ſeinen Arbeiten doppelte Muße und er oblag denſelben mit wahrem Feuereifer. So glücklich und zufrieden wir in der Einſamkeit lebten, ſo blieben wir doch bei dem Entſchluſſe, den folgenden Winter wieder in Paris zu verbringen. Diesmal aber nicht in der Abſicht, uns zu beluſtigen, ſondern um für unſere Lebensaufgabe einigermaßen praktiſch zu wirken. Dabei hegten wir zwar nicht die Zuverſicht, etwas zu erreichen — aber wenn einem auch nur die Möglichkeit des Schattens einer Chance geboten ſcheint, für eine Sache, die man als die edelſte Sache der Welt erkannt hat, etwas leiſten zu können, ſo empfindet man es als unabweisliche Pflicht, dieſe Chance zu verſuchen. Wir hatten nämlich, wenn wir in unſeren traulichen Geſprächen die pariſer Erinnerungen rekapitulierten, auch jenes Planes des Kaiſers Napoleon gedacht, der uns durch die Mitteilungen ſeiner Vertrauten zu Ohren gekommen — des Planes, den Mächten Abrüſtung vorzuſchlagen. Daran knüpften wir unſere Hoffnungen und unſere Projekte. Friedrichs Forſchungen hatten ihm die Memoiren Sullys in die Hände geſpielt, in

welchen der Friedensplan Heinrichs IV. mit allen Einzelheiten verzeichnet ſtand. Davon wollten wir dem Kaiſer der Franzoſen eine Abſchrift zukommen laſſen; zugleich würden wir verſuchen, durch unſere Verbindungen in Öſterreich und Preußen dieſe beiden Regierungen auf die Vorſchläge der franzöſiſchen Regierung vorzubereiten; ich konnte dies durch Miniſter Allerdings bewerkſtelligen, und Friedrich beſaß in Berlin einen Verwandten, der in einflußreicher politiſcher Stellung und bei Hofe ſehr gut angeſchrieben war.

Im Dezember, als wir nach Paris überſiedeln wollten, wurden wir jedoch daran gehindert. Unſer Schatz — unſere kleine Sylvia erkrankte. Das waren bange Stunden!... Natürlich traten da Napoleon III. und Heinrich IV. in den Hintergrund: unſer Kind im Sterben!

Aber es ſtarb nicht. Nach zwei Wochen war alle Gefahr vorbei. Nur unterſagte uns der Arzt, mit der Kleinen während der ärgſten Winterkälte zu reiſen. Wir verſchoben demnach unſere Abfahrt auf den Monat März.

Dieſe Krankheit und dieſe Geneſung — die Gefahr und die Rettung —, wie hatten die unſere Herzen erſchüttert und dieſelben — ich hätte dies nicht mehr für möglich gehalten — einander wieder näher gebracht! Gemeinſchaftliches Zittern vor einem gräßlichen Unglück, welches man beſonders wegen der Verzweiflung des andern fürchtet, und gemeinſchaftlich geweinte Freudenthränen, wenn dieſes Unglück abgewendet, das vermag gar mächtig zwei Seelen in eine zu verſchmelzen.

Sechstes Buch.

1870/71.

Vorahnungen? Die gibt es nicht. Paris hätte ſonſt, als wir an einem ſonnigen Nachmittag des März 1870 dort anlangten, mir keinen ſo heiteren, luſtverſprechenden Eindruck machen können. Man weiß es heute, was damals in kürzeſter Friſt derſelben Stadt für Schreckniſſe bevorſtanden — aber mich beſchlich nicht das mindeſte trübe Vorgefühl.

Wir hatten ſchon im Voraus — durch den Agenten John Arthur — dasſelbe kleine Palais gemietet, welches wir im letzten Jahre bewohnt, und an der Einfahrt desſelben erwartete uns auch unſer vorjähriger maître d'hotel. Als wir, um zu unſerer Wohnung zu gelangen, über die elyſäiſchen Felder fuhren — es war eben die Bois-Stunde — da begegneten wir mehreren unſerer alten Bekannten und tauſchten fröhliche Wiederſehensgrüße. Die vielen kleinen Veilchenkarren, welche um dieſe Jahreszeit in den Straßen von Paris herumgerollt werden, füllen die Luft mit tauſend Frühlingsverſprechungen; die Sonnenſtrahlen funkelten und ſpielten regenbogenfarbig in den Springbrunnen des Rundplatzes und hefteten kleine Fünkchen an die Wagenlaternen und das Pferdegeſchirr der zahlreichen Gefährte. Unter Anderen fuhr auch die ſchöne Kaiſerin

in einem à la Daumont beſpannten Wagen an uns vorbei und winkte, mich erkennend, einen Gruß mit der Hand.

Es gibt ſo einzelne Bilder und Scenen, die ſich in das Gedächtnis einphotographieren und -phonographieren, ſamt den ſie begleitenden Empfindungen und einigen gleichzeitig geſprochenen Worten. „Schön iſt doch dieſes Paris!“ rief damals Friedrich aus, — und meine Empfindung war ein kindiſches „Sichfreuen“ auf den kommenden Aufenthalt. Hätte ich gewußt, was mir, was dieſer ganzen, in Glanz und Heiterkeit getauchten Stadt bevorſtand — — —

Diesmal vermieden wir es, uns, wie im verfloſſenen Jahre, in den Strudel weltlicher Vergnügungen zu werfen. Wir erklärten, keine Balleinladungen annehmen zu wollen und hielten uns von den großen Empfängen fern. Auch das Theater beſuchten wir nicht mehr ſo häufig — nur wenn irgend ein Stück beſonderes Aufſehen machte — und ſo kam es, daß wir die meiſten Abende allein oder in Geſellſchaft weniger Freunde, in unſerem Heim verbrachten.

Was unſere Pläne in Bezug auf des Kaiſers Abrüſtungsidee betraf, ſo kamen wir eigentlich ſchlecht damit an. Napoleon III. hatte zwar ſeine Idee nicht ganz aufgegeben, aber der jetzige Moment — hieß es — ſei zu deren Ausführung durchaus ungeeignet. In der Umgebung des Thrones war man ſich bewußt, daß dieſer Thron nicht auf gar feſten Füßen ſtand; eine große Unzufriedenheit kochte und gährte im Volk.

und um dieſe niederzuhalten, wurden alle Polizei- und Cenſurmaßregeln verſchärft — was nur um ſo größere Unzufriedenheit zur Folge hatte. Das einzige, ſo ſagten gewiſſe Leute, was der Dynaſtie neuen Glanz und Beſtand geben könnte, wäre ein glücklicher Feldzug . . . Dazu lag freilich keine nahe Ausſicht vor, aber von Abrüſtung ſprechen, wäre ganz und gar gefehlt; dadurch würde ja der ganze Nimbus der Bonaparte zerſtört, welcher ja auf dem Ruhmeserbe des großen Napoleon beruhte. Außerdem war uns auch auf unſere Anfragen aus Preußen und Öſterreich kein ermunternder Beſcheid geworden. Man war da in die Ära der Vergrößerung der Wehrmacht (das Wort: „Armee“ begann aus der Mode zu kommen) getreten und da fiele das Wort Abrüſtung als grober Mißton hinein. Im Gegenteil, um die Segnungen des Friedens zu erhalten, mußte man die „Wehrkraft“ nur recht ſteigern — den Franzoſen war nicht zu trauen . . . den Ruſſen auch nicht . . . den Italienern ſchon gar nicht; die fielen gleich über Trieſt und Trient her, wenn ſich Gelegenheit dazu böte — kurz, nur ſchön fleißig das Landwehrſyſtem pflegen.

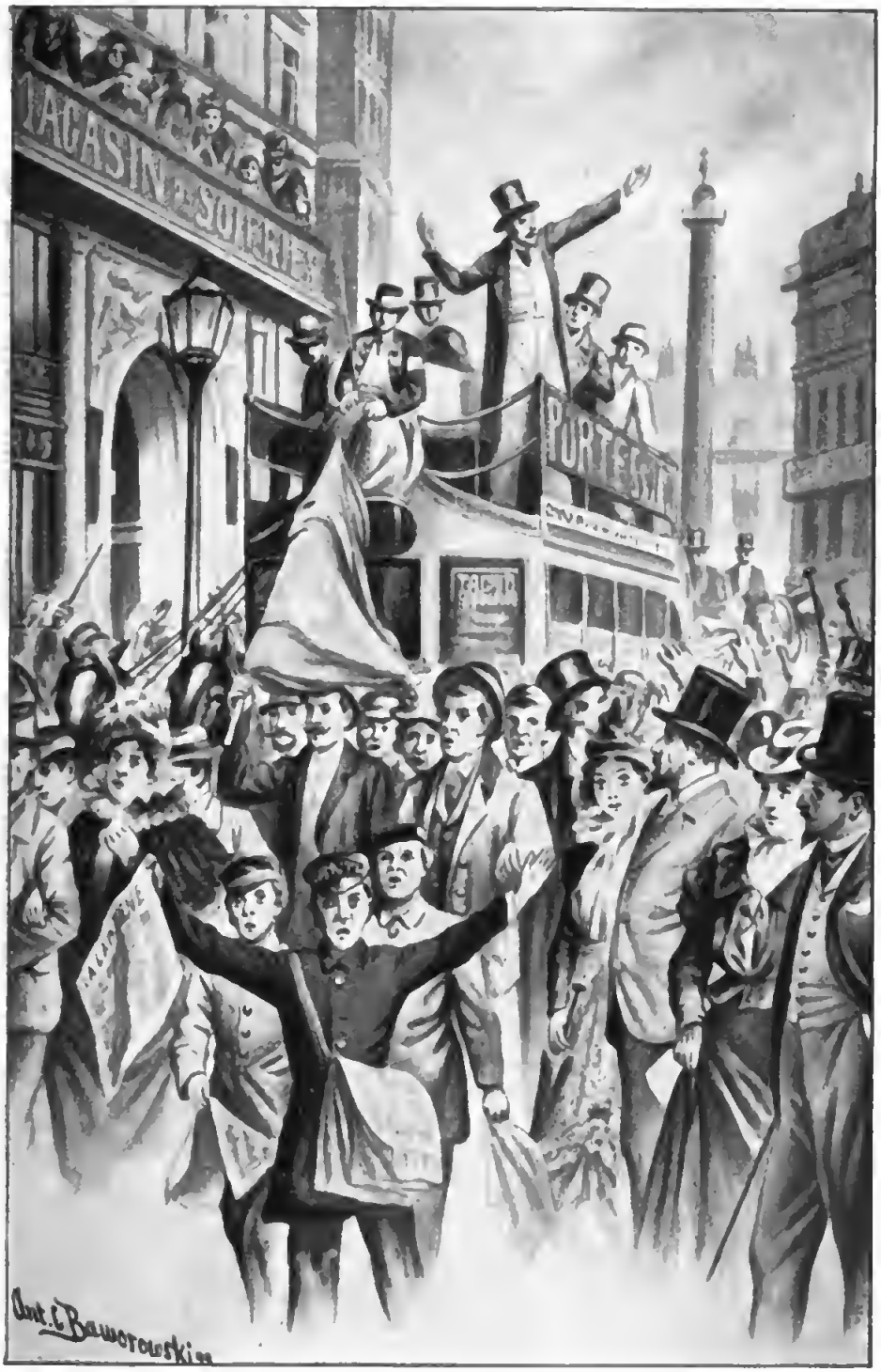
„Die Zeit iſt nicht reif,“ ſagte Friedrich, wenn wir ſolche Mitteilungen erhielten. „Und die Hoffnung, daß ich in Perſon das Reifen der Zeit beſchleunigen könne oder gar die erſehnten Früchte daran ſprießen ſehe — die muß ich vernünftiger Weiſe wohl aufgeben . . . Was ich beitragen kann, iſt gar winzig. Aber von der Stunde an, da ich dieſes Winzige als meine Pflicht

erkannt, iſt es mir doch zum Größten geworden — alſo harre ich aus."

Wenn auch vorläufig das Entwaffnungsprojekt ins Waſſer gefallen war, eine Beruhigung hatte ich doch: es war kein Krieg in Sicht. Die bei Hofe und auch in der Bevölkerung vorhandene Kriegspartei, welche da meinte, daß die „Dynaſtie in Blut aufgefriſcht" werden ſollte und daß dem Lande wieder ein Portiönchen Ruhm erwachſen müſſe, die mußte auf Angriffspläne und auf den verlockenden „kleinen Feldzug um die Rheingrenze" verzichten. Denn Frankreich beſaß keine Verbündeten; im Lande herrſchte große Trockenheit, Futtermangel war vorauszuſehen, man mußte die Militärpferde verkaufen, nirgends eine ſchwebende „Frage", das Rekrutenkontingent ward vom geſetzgebenden Körper herabgeſetzt, kurz — ſo erklärte bei dieſer Gelegenheit von der Tribüne herab Ollivier: der Friede Europas iſt geſichert.

Geſichert. Ich freute mich über dieſes Wort. In allen Zeitungen ward es wiederholt und viele Tauſende freuten ſich mit mir. Was kann es denn für die meiſten Menſchen beſſeres geben, als geſicherten Frieden?

Wie viel dieſe Sicherheit aber wert war, die da am 30. Juni 1870 von einem Staatsmann verkündet worden, das wiſſen wir heute Alle. Und das hätten wir auch ſchon damals wiſſen können, daß derlei ſtaatsmänniſche Verſicherungen — welchen das Publikum immer wieder mit gleich naivem Vertrauen lauſcht — doch keine, gar keine Bürgſchaft enthalten. Die euro-



Digitized by Google

päiſche Lage weiſt keine „ſchwebende Frage“ auf, darum iſt der Friede geſichert: — welche ſchwache Logik! Die Fragen können ja jeden Augenblick herangeſchwebt kommen; — erſt wenn man für dieſen Fall ein anderes Mittel in Bereitſchaft hielte, als den Krieg, erſt dann wäre man gegen den Krieg geſichert.

* * *

Wieder zerſtreute ſich die pariſer Geſellſchaft nach allen Windrichtungen. Wir aber blieben — Geſchäfte halber — zurück. Es hatte ſich uns nämlich ein außerordentlich vorteilhafter Ankauf geboten. Durch die plötzliche Abreiſe eines Amerikaners war ein kleines erſt halbvollendetes Hotel in der Avenue de l'Impératrice feil geworden, und zwar um einen Preis, der nicht viel mehr betrug, als die zur Ausſchmückung und Einrichtung des Objektes bereits verwendete Summe. Da wir nun einmal die Abſicht hatten, auch in Zukunft einige Monate des Jahres in Paris zu verbringen und da der betreffende Kauf zugleich ein vortreffliches Geſchäft war, ſo ſchloſſen wir den Handel ab. Die Fertigſtellung wollten wir ſelber überwachen und zu dieſem Behuf blieben wir in Paris. Die Ausſchmückung eines eigenen Neſtes iſt zudem eine ſo genußreiche Arbeit, daß wir dafür die Unannehmlichkeit, den Sommer in der Stadt zu bleiben, gern auf uns nahmen.

Übrigens blieb uns auch in geſelliger Beziehung noch Anſprache genug. Das Schloß der Prinzeſſin

Mathilde, St. Gratien, ferner Schloß Mouchy, dann Baron Rothschilds Besitzung, Ferrières und noch mehrere andere Sommersitze unserer Bekannten lagen in der Nähe von Paris, und ein- oder zweimal wöchentlich statteten wir bald da, bald dort einen Besuch ab.

Es war, ich erinnere mich, im Salon der Prinzessin Mathilde, daß ich zum erstenmale von der „Frage" hörte, die zur „schwebenden" werden sollte.

Die Gesellschaft saß — nach dem Gabelfrühstück — auf der Terrasse, mit dem Ausblick nach dem Park. Wer Alles da war? Dessen kann ich mich nicht mehr entsinnen — nur zwei der anwesenden Persönlichkeiten sind mir im Gedächtnis geblieben; Taine und Renan. Die geistvolle Herrin von St. Gratien liebte es, sich mit litterarischen und wissenschaftlichen Größen zu umgeben.

Die Unterhaltung war eine sehr rege und ich kann mich erinnern, daß es meist Renan war, der das Wort führte, geistsprühend und witzig. Wie man unglaublich häßlich sein kann und dabei doch unglaublichen Zauber ausüben, davon ist der Verfasser des Leben Jesu ein merkwürdiges Beispiel.

Jetzt fiel das Gespräch auch auf Politik. Für den spanischen Thron werde ein Kandidat gesucht ... Ein Prinz von Hohenzollern solle die Krone erhalten ... Ich hatte kaum hingehorcht, denn was konnte es mir, was konnte es Allen hier Gleichgültigeres geben, als der spanische Königsthron und Derjenige, der darauf zu sitzen käme? Doch da sagte Jemand:

„Ein Hohenzoller? Das wird Frankreich nicht dulden.“

Das Wort ſchnitt mir in die Seele, denn was heißt dieſes „nicht dulden“? Wenn das im Namen eines Landes geſagt wird, ſo ſieht man im Geiſte die dieſes Land perſonifizierende Rieſenjungfrauen-Statue mit trotzig zurückgeworfenem Kopfe und mit der Hand am Schwertesknauf.

Doch es wurde bald wieder auf ein anderes Geſprächsthema übergegangen. Wie folgenſchwer dieſe ſpaniſche Thronfrage noch werden ſollte, das ahnte unter uns noch Niemand. Ich auch nicht, natürlich. Mir war nur das anmaßende „das wird Frankreich nicht dulden“ als ein Mißton im Gedächtnis haften geblieben und damit zugleich die ganze umgebende Scenerie.

Von nun an ſollte die ſpaniſche Thronfrage immer lauter und aufdringlicher werden. Täglich wurde der Raum größer, den ſie in den Zeitungen und in den Salongeſprächen einnahm und ich weiß, daß ſie mich in hohem Grade langweilte; dieſe Hohenzollern-Kandidatur: man konnte bald gar nichts Anderes hören. Und mit einer Entrüſtung wurde davon geſprochen, als könnte Frankreich nichts Beleidigenderes widerfahren; die Meiſten durchſchauten es als eine von Preußen ausgehende Provokation zum Kriege. Es iſt doch klar — hieß es — Frankreich konnte die Sache nicht dulden; wenn alſo die Hohenzollern darauf beſtehen, ſo iſt das die reine Herausforderung. Das verſtand ich nicht. Übrigens war ich ohne Sorge.

Wir erhielten Briefe aus Berlin, worin uns von wohlunterrichteter Seite mitgeteilt wurde, daß man bei Hofe nicht den mindeſten Wert darauf lege, daß die ſpaniſche Krone einem Hohenzollern zufalle. Wir beſchäftigten uns demnach weit mehr mit unſerem Hausbau, als mit der Politik.

Aber allmählich wurden wir doch aufmerkſam. So wie vor dem Sturm ein gewiſſes Blätterraſcheln durch den Wald geht, ſo raſchelt es vor dem Krieg von gewiſſen Stimmen durch das Volk. „Nous aurons la guerre — nous aurons la guerre!“ das tönte durch die pariſer Luft. Da erfaßte mich unſägliches Bangen. Nicht um die Meinen — denn wir Öſterreicher waren ja vorläufig aus dem Spiele; im Gegenteil: uns ſollte ja möglicherweiſe „Satisfaktion“ geboten werden — die bekannte Sadowa-Rache. Aber wir hatten es verlernt, den Krieg vom nationalen Standpunkt aus zu betrachten, und was er vom menſchlichen, vom edelmenſchlichen iſt — das weiß man ja. Das drücken folgende Worte aus, die ich einſt aus dem Munde Guy de Maupaſſants gehört:

„Quand je songe seulement à ce mot „la guerre“ — il me vient un effarement, comme si l'on me parlait de sorcellerie, d'inquisition, d'une chose lointaine, finie, abominable, contre nature.“ . . .

Als die Nachricht eintraf, daß Prim dem Prinzen Leopold die Krone angetragen, hielt der Herzog von Grammont im Parlament eine mit großem Beifall aufgenommene Rede, ungefähr nachſtehenden Inhalts:

„Wir miſchen uns nicht in fremde Angelegenheiten, aber — wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nach-

barſtaates uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem ſie einen ihrer Prinzen auf den Thron Carls V. ſetzt, zu unſerem Schaden das beſtehende Gleichgewicht der Kräfte von Europa (O dieſes Gleichgewicht — welcher kriegsdurſtige Heuchler hat dieſe hohle Phraſe erfunden?) ſtöre und die Intereſſen, die Ehre Frankreichs in Gefahr bringe."

Ich kenne ein Märchen von George Sand, genannt Gribouille. Dieſer Gribouille hat die Eigenheit, wenn Regen droht, ſich aus Furcht vor dem Naßwerden in den Fluß zu ſtürzen. Wenn ich höre, daß der Krieg angetragen wird, um drohenden Gefahren vorzubeugen, ſo muß ich immer an Gribouille denken. Wohl hätte ein ganzer Hohenzollernſtamm ſich auf Carls V. und noch auf verſchiedene andere Throne ſetzen können, ohne Frankreichs Intereſſen und Frankreichs Ehre nur den tauſendſten Teil von dem Schaden zuzufügen, der ihnen aus dem klugen „Das können wir nicht dulden" erwachſen iſt."

„Dieſer Fall," fuhr der Redner fort, „wir hegen die feſte Zuverſicht, wird nicht eintreten. Wir rechnen in dieſer Beziehung auf die Weisheit des deutſchen und auf die Freundſchaft des ſpaniſchen Volkes. Sollte es anders kommen — dann, meine Herren, werden wir wiſſen, ſtark durch Ihre Unterſtützung und die der Nation, unſere Pflicht ohne Schwanken und ohne Schwäche zu thun. (Stürmiſches Bravo.)

Von da ab beginnt die Kriegshetze in der Preſſe. Beſonders iſt es Girardin, welcher ſeine Landsleute nicht genug anfeuern kann, die unerhörte Kühnheit, welche in dieſer Thronkandidatur liege, gehörig zu züchtigen. Es wäre gegen alle Würde Frankreichs, wenn es da nicht ſein Veto einlegte . . . freilich,

Preußen wird nicht nachgeben, denn es iſt ihm daran gelegen, dem Wahnſinnigen, den Krieg heraufzubeſchwören. Durch ſeine Erfolge von 1866 berauſcht, glaubt es, jetzt auch über den Rhein ſeine Sieges- und Raubeszüge machen zu dürfen — aber da ſind wir da, Gott ſei Dank, ſolche Gelüſte den übermütigen Spitzhelmen zu vertreiben . . . In dieſem Tone geht es fort. Napoleon III. zwar, wie wir durch ihm naheſtehende Perſonen erfahren, wünſcht nach wie vor die Erhaltung des Friedens; aber in ſeiner Umgebung finden die Meiſten, daß ein Krieg jetzt unvermeidlich, ſei, daß — da man im Volke ohnehin mit der Regierung unzufrieden — das Beſte, was man thun könne, um ſich den Reſpekt des ruhmſüchtigen Landes zu ſichern, ein glücklicher Krieg wäre: „il faut faire grand“.

Nun wird in der Runde bei anderen europäiſchen Kabinetten über die Angelegenheit angefragt. Jedes erklärt, daß es den Frieden wünſche. In Deutſchland wird ein aus Volkskreiſen ſtammendes Manifeſt veröffentlicht, welches unter Anderen auch von Liebknecht unterzeichnet iſt, worin es heißt: „der bloße Gedanke an einen deutſch-franzöſiſchen Krieg ſei ein Verbrechen.“ Bei dieſer Gelegenheit erfahre ich und kann es in mein Friedensprotokoll eintragen: „daß eine große Verbindung mit hunderttauſenden von Mitgliedern exiſtiert, welche die Abſchaffung aller Vorurteile des Standes und der Nation zum Programmpunkt erhoben hat.“

Benedetti erhält die Miſſion, den König von

Preußen aufzufordern, daß dieſer dem Prinzen Leopold die Annahme der Krone verbiete. König Wilhelm befand ſich augenblicklich zur Kur in Ems — Benedetti begibt ſich dahin und erhält am 9. Juli eine Audienz.

Wie wird der Ausgang ſein? Ich erwarte die Nachricht mit Zittern.

Die Antwort des Königs lautet einfach: daß er einem volljährigen Prinzen nichts verbieten könne.

Dieſe Antwort verſetzte die Kriegspartei in triumphierende Freude: „Alſo man will es darauf ankommen laſſen? . . . Man will uns bis aufs Äußerſte reizen? Das Haupt des Hauſes ſollte einem Mitglied desſelben nichts verbieten und gebieten können? Lächerlich! Das iſt offenbar abgemachtes Komplott: die Hohenzollern wollen ſich in Spanien feſtſetzen und dann von Oſten und Süden unſer Land überfallen. Und das ſollten wir abwarten? Die Demütigung ſollten wir uns gefallen laſſen, daß man unſeren Proteſt nicht beachtet? Nimmermehr: wir wiſſen, was die Ehre, was der Patriotismus uns gebeut“ . . .

Immer lauter und lauter, immer unheimlicher raſcheln die Sturmesvorboten. Da, am 12. Juli kommt eine Botſchaft, die mich mit Entzücken erfüllt: Don Saluſto Olozaga zeigt offiziell der franzöſiſchen Regierung an, daß Prinz Leopold von Hohenzollern, um keinen Vorwand zu einem Krieg zu bieten, auf die Annahme der angebotenen Krone verzichtet.

Nun Gottlob: die ganze „Frage“ war ja damit einfach weggeräumt. Die Nachricht wird um 12 Uhr

Mittags in der Kammer mitgeteilt und Ollivier erklärt, daß dies das Ende des Streites sei. Am selben Tag wurden jedoch (offenbar die Ausführung früherer Befehle) Truppen und Material nach Metz dirigiert und in derselben Sitzung macht Clement Duvernois folgende Interpellation:

„Was haben wir für Bürgschaften, daß Preußen nicht wieder ähnliche Verwickelungen heraufbeschwört, wie diese spanische Kronkandidatur? Dem muß vorgebeugt werden."

Schon wieder regt sich Gribouille: Es könnte — vielleicht — einmal — ein leiser Regen uns naß zu machen — drohen: also schnell in den Fluß gesprungen: — und abermals wird Benedetti nach Ems geschickt, diesmal den König von Preußen aufzufordern, daß er dem Prinzen Leopold ein- für allemal und für alle Zukunft verbiete, auf die Kandidatur zurückzukommen. Kann wohl auf solches Vorschreiben-wollen einer Handlung, zu welcher der Aufgeforderte nicht einmal befugt ist, etwas Anderes erfolgen als ungeduldiges Achselzucken! Das mußten Diejenigen doch wissen, welche die Anforderung stellten.

Am 15. Juli wieder eine denkwürdige Sitzung. Ollivier verlangt einen Kredit von fünfhundert Millionen für den Krieg. Thiers stimmt dagegen. Ollivier entgegnet: er nehme die Verantwortung vor der Geschichte auf sich. Der König von Preußen habe sich geweigert, den französischen Botschafter zu empfangen und dies durch eine Note der Regierung angezeigt. Die Linke verlangt diese Note zu sehen. Die Majorität

verbietet tumultuariſch und durch Abſtimmung die Vorzeigung des (wahrſcheinlich gar nicht exiſtierenden) Dokuments. Dieſe Majorität bewilligt Alles, was die Regierung für den Krieg fordert. Solche patriotiſche Opferwilligkeit, die da ohne Zaudern das Verderben bewilligt, wird natürlich wieder mit den bereitliegenden Phraſenclichés gehörig bewundert.

16. Juli. England macht Verſuche, den Krieg zu hindern. Vergebens . . . Ja, gäbe es eingeſetzte Schiedsgerichte — wie leicht und einfach wäre da ein ſo geringfügiger Konflikt gehoben.

19. Juli. Der franzöſiſche Geſchäftsträger in Berlin überreicht der preußiſchen Regierung die Kriegserklärung.

Kriegserklärung. Die vier Silben ſprechen ſich ganz gelaſſen aus. Was iſt's auch weiter? Der Beginn einer äußer-politiſchen Aktion, und ſo nebenbei eine halbe Million Todesurteile.

Auch dieſes Aktenſtück habe ich in die roten Hefte eingetragen. Es lautete:

„Die Regierung Sr. Majeſtät des Kaiſers der Franzoſen konnte den Plan, einen preußiſchen Prinzen auf den ſpaniſchen Thron zu erheben, nur als ein Unternehmen gegen die territoriale Sicherheit Frankreichs betrachten und hat ſich daher genötigt geſehen, von Sr. Majeſtät dem Könige von Preußen die Verſicherung zu verlangen, daß eine ähnliche Kombination mit ſeiner Zuſtimmung nicht wieder vorkommen werde. Da Se. Majeſtät dieſe Zuſicherung verweigert und im Gegenteil unſerem Geſandten erklärt hat, er gedenke ſich für dieſes Vorkommnis die Möglichkeit vorzubehalten, die Umſtände zu befragen, ſo hat die kaiſerliche Regierung in dieſer Erklärung des Königs einen Hintergedanken erkennen müſſen, welcher für Frankreich und für

das europäiſche Gleichgewicht (da haben wir's ſchon wieder, das berühmte Gleichgewicht: „Seht dieſes Wandbrett mit den koſtbaren Schalen darauf — es ſchwankt — die Schalen könnten herunterfallen — alſo ſchlagen wir hinein . . .) bedrohlich iſt. Dieſe Erklärung hat einen noch ſchwereren Charakter erhalten durch die Mitteilung, welche dem Kabinett gemacht wurde, von der Weigerung, den Geſandten des Kaiſers zu empfangen und mit ihm neue Auseinanderſetzungen einzuleiten (alſo durch ſolche Dinge: mehr oder minder freundlichen Verkehr zwiſchen Regenten und Diplomaten, wird das Schickſal der Völker beſtimmt . . .). Infolgedeſſen hat die franzöſiſche Regierung es für ihre Pflicht (!) gehalten, ohne Verzug an die Verteidigung (ja, ja, Verteidigung — niemals Angriff) ihrer verletzten Würde, ihrer verletzten Intereſſen zu denken, und entſchloſſen, zu dieſem Zwecke alle Maßregeln zu ergreifen, welche von der ihr geſchaffenen Lage geboten werden, betrachtet ſie ſich von jetzt an als im Zuſtand des Krieges mit Preußen."

Zuſtand des Krieges . . . Bedenkt Derjenige, der auf dem grünen Tuch ſeines Schreibtiſches dieſes Wort zu Papier bringt, daß er ſeine Feder in Flammen getaucht hat, in blutige Thränen, in Seuchengift? . . .

Alſo wegen eines für einen vakanten Thron geſuchten Königs und infolge einer zwiſchen zwei Monarchen gepflogenen Unterhandlung war diesmal der Sturm entfeſſelt? Sollte Kant doch recht haben mit ſeinem erſten Definitivartikel zum ewigen Frieden:

„Die bürgerliche Verfaſſung in jedem Staate ſoll republikaniſch ſein?"

Allerdings fielen durch Verwirklichung dieſes Artikels manche Kriegsurſachen weg, denn die Geſchichte zeigt, wie viele Feldzüge dynaſtiſcher Fragen willen unternommen wurden, und alle Einſetzung monarchiſcher

Gewalt beruht ja nur auf glücklicher Kriegführerſchaft; indeſſen: auch Republiken ſind kriegeriſch. Der Geiſt iſt es, der alte, wilde, der in den Völkern — ſeien ſie nun in dieſer oder jener Form regiert — Haß und Raufluſt und Siegesehrgeiz anfacht.

Ich erinnere mich, welch eine ganz eigentümliche Stimme mich ſelber in jener Zeit erfaßte, da der deutſch-franzöſiſche Krieg ſich vorbereitete und dann losbrach. Dieſe Gewitterſchwüle vorher, dieſes gewaltige Sturmwehen nach der Erklärung . . . Die ganze Bevölkerung war in Fieber, und wer kann ſolcher Epidemie ſich entziehen? Natürlich — nach altem Brauch — wurde der Beginn des Feldzuges ſchon als Siegeszug betrachtet, das iſt ja ſo patriotiſche Pflicht. „A Berlin — à Berlin!“ jubelte es durch die Straßen und von den Imperialen der Omnibuſſe herab; die Marſeillaiſe an allen Ecken und Enden: Le jour de gloire est arrivè! in jeder Theatervorſtellung mußte die erſte Schauſpielerin oder Sängerin — in der Oper war es Marie Saß — im Jeanne d' Arc Koſtüm vor die Rampe treten und fahnenſchwingend dieſes Kampflied ſingen, welches vom Publikum ſtehend angehört und bisweilen mitgeſungen wurde. Auch wir haben das eines Abends mit angeſehen, Friedrich und ich, und auch wir mußten von unſeren Sitzen uns erheben. „Mußten“ nicht aus äußerem Zwang, wir hätten uns ja in den Hintergrund der Loge zurückziehen können — ſondern mußten, weil wir elektriſiert waren.

„Siehſt Du, Martha,“ erklärte mir Friedrich, „ſolcher Funke, der da von Einem zum Anderen ſpringt

und dieſe ganze Menge in einem vereinten und erhöhten Herzſchlag erheben macht — das iſt Liebe —“

„Meinſt Du? es iſt doch ein haſſendes Lied:

„Daß ihr unreines Blut
Unſere Furchen tränke — —“

„Thut nichts: vereinigter Haß iſt auch eine Form von Liebe. Wo ſich Zwei oder Mehrere in einem gemeinſamen Gefühl zuſammenthun, da lieben ſie einander. Laß nur einmal einen höheren Begriff, als den der Nation, nämlich den der Menſchheit und der Menſchlichkeit, als gemeinſames Ideal aufgefaßt werden, dann —“

„Ach wann wird das ſein?“ ſeufzte ich.

„Wann? Das iſt ſehr relativ. Im Verhältnis zu unſerer Exiſtenzdauer — nie; im Verhältnis zu derjenigen unſeres Geſchlechtes — morgen.“

* * *

Wenn ein Krieg ausgebrochen iſt, ſo ſpalten ſich alle Anhänger der neutralen Staaten in zwei Lager; die Einen nehmen für dieſen, die Anderen für jenen Teil Partei; es iſt da wie eine große ſchwebende Wette, bei der Jeder mithält.

Wir Beide, Friedrich und ich, mit wem ſollten wir ſympathiſieren, wem den Sieg wünſchen? Als Öſterreicher waren wir „patriotiſch“ vollkommen berechtigt, unſere Überwinder aus dem vorigen Kriege diesmal als Überwundene ſehen zu wollen. Ferner iſt es auch naturgemäß, daß man Jenen, in deren Mitte

man lebt, von deren Gefühlen man unwillkürlich angesteckt wird, die größere Sympathie zuwendet — und wir waren ja von Franzosen umgeben. Dennoch: Friedrich war preußischer Abkunft, und waren nicht auch mir die Deutschen, deren Sprache ja die meine ist, stammverwandter als ihre Gegner? Außerdem war die Kriegserklärung nicht von den Franzosen aus so nichtigem Grunde — nein, nicht Grunde, Vorwande — ausgegangen, mußten wir daher nicht einsehen, daß die Sache der Preußen die gerechte war, daß diese nur als Verteidiger und dem Zwang gehorchend, in den Kampf zogen? Und war die Einmütigkeit nicht erhebend, mit welcher die vor kurzem noch sich befehdenden Deutschen sich jetzt zusammenscharten? Sehr richtig hatte König Wilhelm in seiner Thronrede vom 19. Juli gesagt:

„Das deutsche und das französische Volk, beide die Segnungen christlicher Gesittung und steigenden Wohlstandes gleichmäßig genießend, waren zu einem heilsameren Wettkampfe berufen, als zu dem blutigen der Waffen. Doch die Machthaber Frankreichs haben es verstanden, das wohlberechtigte aber reizbare Selbstgefühl unseres großen Nachbarvolks durch berechnete Mißleitung für persönliche Interessen und Leidenschaften auszubeuten —“

Kaiser Napoleon erließ seinerseits folgende Proklamation:

„Angesichts der anmaßenden Ansprüche Preußens haben wir Einsprache gethan. Diese ist verspottet worden. Vorgänge*)

*) Diese Vorgänge wurden 18 Jahre später wie folgt beurteilt. In seinem Werk über den Feldzug von 1870 schreibt General Boulanger: Après avoir obtenu une satisfaction

folgten, welche Verachtung für uns zeigten. Unſer Land iſt dadurch tief aufgeregt und augenblicklich erſchallt das Kriegsgeſchrei von einem Ende Frankreichs zum andern. Es bleibt uns nichts mehr übrig, als unſere Geſchicke dem Loſe, welches die Waffen werfen, zu überlaſſen. Wir bekriegen nicht Deutſchland, deſſen Unabhängigkeit wir achten. Wir haben die beſten Wünſche dafür, daß die Völker, welche das große deutſche Volkstum ausmachen, frei über ihre Geſchicke verfügen. Was uns betrifft, ſo verlangen wir die Aufrichtung eines Standes der Dinge, welcher unſere Sicherheit verbürge und unſere Zukunft ſicher ſtelle. Wir wollen einen dauerhaften Frieden erlangen, begründet auf die wahren Intereſſen der Völker; wir wollen, daß dieſer elende Zuſtand aufhöre, bei dem alle Nationen ihre Hilfsquellen aufwenden, um ſich gegenſeitig zu bewaffnen."

Welche Lektion, welche gewaltige Lektion ſpricht aus dieſem Schriftſtück, wenn man es mit den folgenden Ereigniſſen zuſammenhält! Alſo um Sicherheit, um dauernden Frieden zu erlangen, wurde dieſer Feldzug von Frankreich unternommen? Und was iſt daraus

---

légitime, nous avons voulu imposer une humiliation au roi de Prusse; nous en sommes venus à prendre une attitude diplomatique agressive, presque inconsciente. La renonciation formelle du Prince Leopold de Hohenzollern nous etait acquise, nous avions en outre l'assentiment du roi de Prusse á cette renonciation. La réparation était suffisante car elle demeurait sur le domaine respectif des interêts de la France, des droits de le France et des obligations du chef de la famille Hohenzollern. Nous devions nous en tenir là. Notre gouvernement poussa plus loin. Il voulut un engage ment catégorique du roi Guillaume pour l'avenir. En portant si haut ses prétentions il deplaçait l'objet et le terrain du litige. Ilen taisait une provocation directe au souverain de le Prusse.

entſtanden? — „L'année terrible“ und dauernde — noch immer dauernde — Feindſchaft. Nein, nein: — mit Kohle läßt ſich nicht weiß färben, mit asa foetida nicht Wohlgeruch verbreiten und mit Krieg nicht Frieden ſichern. Dieſer „elende Zuſtand“, auf den Napoleon anſpielte, wie hat der ſeither ſich noch verſchlimmert! Es war dem Kaiſer Ernſt, voller Ernſt mit dem Plane, eine europäiſche Abrüſtung anzubahnen, ich habe es durch ſeine nächſten Verwandten mit Beſtimmtheit erfahren, aber die Kriegspartei hat ihn gedrängt, gezwungen — und er gab nach ... Dennoch konnte er ſich nicht enthalten, in der Kriegsproklamation ſelber ſeine Lieblingsidee anklingen zu laſſen. Es ſollte deren Verwirklichung nur hinausgeſchoben ſein. „Nach dem Feldzug — nach dem Siege ...“ ſagte er ſich zum Troſt. Es iſt anders gekommen.

Auf welcher Seite alſo unſere Sympathien ſtanden? Wenn man dazu gelangt, den Krieg an und für ſich zu verabſcheuen, wie das bei Friedrich und mir der Fall war, ſo kann das echte, naive „Paſſionieren“ für den Ausgang eines Feldzuges nicht mehr eintreten; die einzige Empfindung iſt eben die: Hätte er nur nie begonnen — dieſer Feldzug — und wäre er nur ſchon aus!

Ich glaubte nicht, daß der gegenwärtige Krieg lange dauern und bedeutende Folgen haben werde. Zwei oder drei gewonnene Schlachten hier oder dort und man würde ſicherlich parlamentieren und dem Ding ein Ende machen. Um was ſchlug man ſich denn eigentlich? Um gar nichts. Das Ganze war mehr

eine Art Waffenpromenade, von den Franzoſen aus ritterlicher Abenteuerluſt, von den Deutſchen aus tapferer Verteidigungspflicht unternommen; ein paar getauſchte Säbelhiebe und die Gegner würden ſich wieder die Hände reichen . . . Thörin, die ich war! Als ob die Folgen eines Krieges im Verhältnis zu den Urſachen ſeines Entſtehens blieben. Der Verlauf iſt es, der die Folgen beſtimmt.

Gern hätten wir Paris verlaſſen, denn der ganze von der Bevölkerung gezeigte Enthuſiasmus berührte uns höchſt peinlich. Aber der Weg nach Oſten war nunmehr verſperrt; auch hielt uns der Bau unſeres Hauſes zurück — kurz: wir blieben. Geſelligen Umgang hatten wir beinahe keinen mehr. Alles was nur konnte, hatte Paris geflohen und unter den obwaltenden Umſtänden dachte auch unter den Zurückgebliebenen keiner daran, Einladungen auszuteilen. Nur einige unſerer Bekannten aus litterariſchen Kreiſen, die noch anweſend waren, ſuchten wir öfters auf. Gerade in dieſer Phaſe des beginnenden Krieges war es Friedrich intereſſant, die betreffenden Urteile und Anſichten der hervorragenden Geiſter kennen zu lernen. Da war ein ganz junger Schriftſteller der ſpäter zu ſolcher Berühmtheit gelangte Guy de Maupaſſant, von deſſen Äußerungen, die mir aus der Seele geſprochen waren, ich einige in die roten Hefte eintrug:

„Der Krieg — wenn ich nur an dieſes Wort denke, ſo überkommt mich ein Grauen, als ſpräche man mir von Hexen, von Inquiſition — von einem entfernten, überwundenen, abſcheulichen, naturwidrigen Dinge. Der Krieg — ſich ſchlagen!

Erwürgen, niedermetzeln! Und wir beſitzen heute — zu unſerer Zeit mit unſerer Kultur, mit dem ſo ausgedehnten Wiſſen, auf ſo hoher Stufe der Entwickelung, auf der wir angelangt zu ſein glauben — wir beſitzen Schulen, wo man lernt zu töten — auf recht große Entfernung zu töten, eine recht große Anzahl auf einmal.

. . . Das Wunderbare iſt, daß die Völker ſich dagegen nicht erheben, daß die ganze Geſellſchaft nicht revoltiert bei dem bloßen Worte Krieg.

Jeder, der regiert, iſt ebenſo verpflichtet, den Krieg zu vermeiden, wie ein Schiffskapitän verpflichtet iſt, den Schiffbruch zu vermeiden. Wenn ein Kapitän ſein Schiff verloren hat, wird er vor ein Gericht geſtellt und verurteilt, falls man erkennt, daß er ſich Nachläſſigkeit zu ſchulden kommen ließ. Warum wird die Regierung nach jedem erklärten Kriege nicht gerichtet? Wenn die Völker das verſtänden, wenn ſie ſich weigerten, ohne Grund ſich töten zu laſſen — dann wäre es mit dem Kriege aus."

Und Erneſte Renan ließ ſich alſo vernehmen:

„Iſt es nicht herzzerreißend, zu denken, daß Alles, was wir Männer der Wiſſenſchaft in fünfzig Jahren aufzubauen beſtrebt waren, mit einem Schlage zuſammengeſtürzt iſt: die Sympathien zwiſchen Volk und Volk, das gegenſeitige Verſtändnis, das fruchtbare Zuſammenarbeiten. Wie tötet ein ſolcher Krieg die Wahrheitsliebe! Welche Lüge, welche Verleumdung des einen Volkes wird nun nicht aufs Neue in den nächſten fünfzig Jahren von dem anderen mit Begierde geglaubt werden und ſie für unabſehbare Zeiten voneinander trennen! Welche Verzögerung des europäiſchen Fortſchrittes! In hundert Jahren werden wir nicht wieder aufrichten können, was dieſe Menſchen an einem Tage heruntergeriſſen haben."

Ich hatte auch Gelegenheit einen Brief zu leſen, den Guſtave Flaubert in jenen erſten Julitagen, als eben der Krieg ausgebrochen war, an George Sand geſchrieben hat. Hier iſt er:

„Ich bin verzweifelt über die Dummheit meiner Landsleute. Die unverbeſſerliche Barbarei der Menſchheit erfüllt mich mit tiefer Trauer. Dieſer Enthuſiasmus, der von keiner Idee beſeelt iſt, macht, daß ich ſterben möchte, um ihn nicht mehr zu ſehen. Der gute Franzoſe will ſich ſchlagen: 1) weil er ſich durch Preußen herausgefordert glaubt: 2) weil der natürliche Zuſtand des Menſchen die Wildheit iſt; 3) weil der Krieg ein myſtiſches Element in ſich hat, das die Menſchen fortreißt Sind wir wieder zu den Raſſenkämpfen gekommen? Ich fürchte es . . . Die ſchrecklichen Schlachten, die ſich vorbereiten, haben nicht einmal einen Vorwand für ſich. Es iſt die Luſt, ſich zu ſchlagen, um ſich zu ſchlagen. Ich beklage die geſprengten Brücken und Tunnels. Alle dieſe menſchliche Arbeit, die verloren geht! Sie haben geſehen, daß ein Herr in der Kammer die Plünderung des Großherzogstums Baden vorgeſchlagen hat. Ach, daß ich nicht bei den Beduinen ſein kann!“

„Ach,“ rief ich, als ich dieſen Brief zu Ende geleſen, „daß wir nicht fünfhundert Jahre ſpäter geboren ſind — das wäre noch beſſer als die Beduinen.“

„So lange werden die Menſchen nicht mehr brauchen, um vernünftig zu werden,“ entgegnete Friedrich zuverſichtlich.

Das wäre jetzt das Stadium der Proklamationen und der Armeebefehle.

Immer wieder die alte Leier und immer wieder das zu Beifall und Begeiſterung hingeriſſene Publikum. Über die in den Manifeſten verbürgten Siege wird gejubelt, als wären dieſelben bereits erfochten.

Am 28. Juli erließ Napoleon III. vom Hauptquartier in Metz folgende Urkunde. Auch dieſe habe ich eingetragen — nicht etwa aus geteilter Bewunde-

rung — ſondern aus Zorn über das ewig gleiche hohle Phraſenwerk.

„Wir verteidigen Ehre und Boden des Vaterlandes. Wir werden ſiegen. Nichts iſt zu viel für die ausharrenden Anſtrengungen der Soldaten Afrikas, der Krim, Chinas, Italiens und Mexikos. Noch einmal werdet ihr beweiſen, was eine franzöſiſche Armee vermag, die von Vaterlandsliebe durchglüht iſt. Welchen Weg immer wir außerhalb unſerer Grenzen einſchlagen, wir finden dort die ruhmreichen Spuren unſerer Väter. Wir werden uns ihrer würdig zeigen. Von unſeren Erfolgen hängt das Schickſal der Freiheit und der Civiliſation ab. Soldaten — thue Jeder ſeine Pflicht und der Gott der Schlachten wird mit uns ſein.“

„Le Dieu des armées“ durfte natürlich nicht fehlen. Daß die Führer beſiegter Heere ſchon hundertmal dasſelbe geſprochen, das hindert die Anderen nicht, bei jedem neuen Feldzug wieder dasſelbe zu ſprechen, und damit dasſelbe Vertrauen zu wecken. Gibt es etwas kürzeres und ſchwächeres als das Gedächtnis der Völker?

Am 31. Juli verläßt König Wilhelm Berlin und erläßt nachſtehendes Manifeſt;

„Indem ich heute zur Armee gehe, um mit ihr für die Ehre und für die Erhaltung unſerer höchſten Güter zu kämpfen, erlaſſe ich eine Amneſtie für politiſche Verbrecher. Mein Volk weiß mit mir, daß Friedensbruch und Feindſchaft nicht auf unſerer Seite waren. Aber herausgefordert, ſind wir entſchloſſen, gleich unſeren Vätern und in feſter Zuverſicht auf Gott den Kampf zu beſtehen zur Errettung des Vaterlandes.“

Notwehr, Notwehr: das iſt die einzig ſtatthafte Art des Tötens; daher rufen beide Gegner: „Ich wehre mich.“ Iſt das nicht Widerſinn? — Nicht ſo ganz — denn über Beiden waltet eine dritte Macht,

die Macht des überkommenen alten Kriegsgeiſtes. — Nur gegen den ſich zu wehren, ſollten alle ſich verbünden . . .

Neben den obigen Manifeſten finde ich in meinen roten Heften eine Eintragung, mit dem ſonderbaren Titel überſchrieben:

„Hätte Ollivier die Tochter Meyerbeers geheiratet, wäre da der Krieg ausgebrochen?“

Die Sache verhielt ſich ſo. Unter unſeren pariſer Bekannten befand ſich auch der Litterat Alexander Weill, und dieſer war es, der obige Frage aufwarf, indem er uns Nachſtehendes erzählte:

„Meyerbeer ſuchte einen talentvollen Mann für ſeine zweite Tochter und ſeine Wahl fiel auf meinen Freund Emile Ollivier. Ollivier iſt Witwer. Er hat in erſter Ehe die Tochter Liſzts geheiratet, die der berühmte Pianiſt von der Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) hatte, mit der er lange Zeit im ehelichen Verhältnis lebte. Dieſe Ehe war ſehr glücklich und Ollivier hatte den Ruf eines tugendhaften Ehemannes. Er beſaß kein Vermögen, aber als Redner und Staatsmann war er ſchon berühmt. Meyerbeer wollte ihn perſönlich kennen lernen und zu dieſem Zwecke gab ich — es war im April des Jahres 1864 — einen großen Ball, dem die meiſten Celebritäten der Kunſt und der Wiſſenſchaft beiwohnten und wo natürlich Ollivier, der von mir von der Abſicht Meyerbeers unterrichtet war, die erſte Rolle ſpielte. Er gefiel Meyerbeer. Die Sache war nicht leicht in Gang zu bringen. Meyerbeer kannte die unabhängige Originalität ſeiner zweiten

Tochter, die nie einen anderen Gatten als den ihrer freien Wahl ehelichen würde. Es wurde verabredet, daß Ollivier nach Baden komme, um dort dem Mädchen zufällig vorgestellt zu werden, als Meyerbeer plötzlich vierzehn Tage nach diesem Ball starb. Ollivier war es — erinnern Sie sich? — der ihm im Nordbahnhof eine Trauer- und Lobrede hielt. Nun behaupte ich, ja, ich bin dessen sicher: hätte Ollivier die Tochter Meyerbeers geheiratet, der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland wäre nicht ausgebrochen! Hier meine plausiblen Beweise. Vorerst hätte Meyerbeer, der das Kaisertum bis zur Verachtung haßte, nie seinem Tochtermann erlaubt, Minister des Kaisers zu werden. Man weiß, daß, wenn Ollivier der Kammer gedroht hätte, eher seine Demission zu geben, als den Krieg zu erklären, dieselbe Kammer nie den Krieg erklärt hätte. Der gegenwärtige Krieg ist das Werk dreier intimer Stuben- und Geheimminister der Kaiserin, mit Namen: Jerome David, Paul de Cassagnac und Duc de Grammont. Die Kaiserin, von dem Papste aufgereizt, dessen religiöse Puppe sie ist, wollte diesen Krieg, an dessen Sieg sie nicht zweifelte, um die Nachfolge ihres Sohnes zu sichern. Sie sagte; „C'est ma guerre à moi et à mon fils!“ und die drei obengenannten päpstlichen „Anabaptisten“ waren ihre geheimen Werkzeuge, um den Kaiser, der keinen Krieg wollte, und die Kammer durch falsche und verhehlte Depeschen aus Deutschland zum Krieg zu zwingen!“

„Das nennt man Diplomatie!“ unterbrach ich schaudernd.

„Hören Sie weiter," fuhr Alexander Weill fort. „Den 15. Juli ſagte mir Ollivier, den ich auf der place de la concorde antraf: ‚Der Friede iſt geſichert — eher gäbe ich meine Demiſſion.' Woher nun kam es, daß derſelbe Mann einige Tage ſpäter, ſtatt ſeine Demiſſion zu geben, den Krieg ſelbſt d'un coeur léger, wie er in der Kammer ſagte, erklärte?"

„Leichten Herzens!" rief ich mit neuem Schauer.

„Hier liegt ein Geheimnis, das ich aufklären kann. Der Kaiſer, für den das Geld nie einen anderen Wert hat, als um Liebe und Freundſchaft ſich zu erkaufen — er glaubt, wie Jugurtha in Rom, ganz Frankreich wäre feil, die Männer wie die Weiber — hat die Gewohnheit, wenn er einen Miniſter annimmt, der nicht reich iſt, ihn durch ein Geſchenk von einer Million Franken näher an ſich zu feſſeln. Daru allein, der mir dieſes Geheimnis entdeckte, lehnte dieſes Geſchenk ab: timeo Danaos et dona ferentes. Und er allein, nicht gebunden, gab ſeine Demiſſion. So lange der Kaiſer zauderte, erklärte ſich Ollivier, mit der goldenen Kette an ſeinen Meiſter gefeſſelt, neutral — eher für den Frieden. Sobald aber der Kaiſer von ſeiner Frau und den drei ultramontanen Anabaptiſten überrumpelt ward, erklärte ſich auch Ollivier für den Krieg und entſeelte ſich lebendig mit ‚leichtem Herzen' und — voller Taſche."*)

* * *

*) Briefe hervorragender Männer an Alexander Weill. (Zürich, Verlagsmagazin.)

„O Monsieur, o Madame — welches Glück, welche große Nachricht!“ Mit dieſen Worten ſtürzten eines Tages Friedrichs Kammerdiener und hinter ihm der Koch in unſer Zimmer. Es war am Tage von Wörth.

„Was gibt's?“

„An der Börſe iſt eine Depeſche angeſchlagen: wir haben geſiegt. Die Armee des Königs von Preußen iſt ſo gut wie vernichtet ... Die Stadt ſchmückt ſich mit dreifarbigen Fahnen — es ſoll heute Abend illuminiert werden.“

Im Laufe des Nachmittags ſtellt ſich jedoch heraus, daß die Nachricht eine falſche — ein Börſenmanöver — war. Ollivier hält von ſeinem Balkon aus eine Anſprache an die Menge.

Nun — deſto beſſer. Wenigſtens würde man nicht beleuchten müſſen. Dieſe Freudenkundgebungen anläßlich „vernichteter Armeen“ — d. h. anläßlich zahlloſer zerriſſener Leben und gebrochener Herzen — das hätte in mir auch wieder den Flaubertſchen Wunſch erweckt: „Ach wär' ich doch bei den Beduinen!“

Am 7. Auguſt Unglücksbotſchaft. Der Kaiſer eilt aus St. Cloud nach dem Kriegsſchauplatz. Der Feind iſt ins Land gedrungen. Die Blätter können ihrer Entrüſtung über die „Invaſion“ nicht heftig genug Ausdruck geben. Der Ruf „à Berlin!“ — däuchte mir — bedeutete doch auch beabſichtigten Einfall — doch daran war nichts entrüſtendes; — daß aber die öſtlichen Barbaren in das ſchöne, gottgeliebte Frank-

reich einzufallen ſich unterſtanden: das war ſchier Wildheit, Frevel — dem mußte raſch geſteuert werden.

Der interimiſtiſche Kriegsminiſter erläßt ein Dekret, daß alle rüſtigen Bürger von dreißig bis vierzig Jahren, welche der Nationalgarde noch nicht angehören, derſelben ſofort einverleibt werden müſſen. Es bildet ſich ein Miniſterium der Landesverteidigung. Die bewilligte Kriegsanleihe von fünfhundert wird auf tauſend Millionen erhöht. Ganz herzerfriſchend iſt es, wie opferfähig die Leute über das Geld und das Leben der Anderen ſtets verfügen. Eine kleine finanzielle Unannehmlichkeit macht ſich dem Publikum zwar ſogleich fühlbar: wenn man Banknoten wechſeln will, muß man dem Wechsler zehn Prozent zahlen — es iſt nicht ſo viel Gold vorhanden, als die Bank von Frankreich Noten ausgeben darf.

Und jetzt, deutſcherſeits Sieg auf Sieg . . .

Die Phyſiognomie der Stadt Paris und ihrer Einwohner verändert ſich. Statt der ſtolzen, prahleriſchen kampfesfrohen Laune tritt Beſtürzung und grimmiger Zorn ein. Immer mehr verbreitet ſich das Gefühl, daß eine Vandalenhorde über das Land niedergegangen — etwas Schreckhaftes, Unerhörtes, wie etwa eine Heuſchreckenwolke oder ſonſt eine Naturplage. Daß ſie mit ihrer Kriegserklärung dieſe Plage ſelber heraufbeſchworen, daß ſie dieſelbe für unerläßlich hielten, — damit ja nicht etwa ein Hohenzollern in ferner Zukunft auf die Idee kommen könne, um den ſpaniſchen Thron zu werben — das hatten ſie vergeſſen. Über den Feind kommen entſetzliche Märchen in Umlauf. „Die Ulanen,

die Ulanen“: das hat einen phantaſtiſch-dämoniſchen Klang, beinahe als hieße es „das wilde Heer“. In der Einbildung der Leute nimmt dieſe Truppengattung ein teufliſches Weſen an. Wo immer von der deutſchen Kavallerie ein kühner Streich ausgeführt wird, wird er den Ulanen zugeſchrieben — eine Art Halbmenſchen, ohne Sold, darauf angewieſen, von Beute zu leben. Neben den Schauergerüchten entſtehen aber auch wieder Triumphgerüchte. Das Erfolgvorlügen gehört mit zu den Chauviniſtenpflichten. Natürlich: der Mut muß aufrecht erhalten werden. Das Gebot der Wahrhaftigkeit — wie ſo viele andere Sittengebote — verliert ſeine Gültigkeit im Kriege. Aus der Zeitung Le Volontaire diktierte mir Friedrich folgende Stelle für meine roten Hefte:

Bis zum 16. Auguſt haben die Deutſchen ſchon 144000 Mann verloren, der Reſt iſt dem Verhungern nahe. Aus Deutſchland ziehen die letzten Reſerven herbei. „la landwehr et la landſturm“; alte Männer von 60 Jahren mit Feuerſteingewehren, an der rechten Seite eine ungeheure Tabaksdoſe, an der linken eine noch größere Schnapsflaſche, im Munde eine lange thönene Pfeife; keuchend unter der Laſt des Torniſters, auf welchem die Kaffeemühle und in welchem der Fliederthee nicht fehlen darf, ziehen ſie huſtend und ſich ſchneuzend vom rechten an das linke Rheinufer, Diejenigen verfluchend, welche ſie den Umarmungen ihrer Enkel entriſſen haben, um ſie dem ſicheren Tode entgegen zu führen.“ — „Was die deutſcherſeits gebrachten Siegesnachrichten anbelangt — ſo ſind dies die bekannten preußiſchen Lügen.“

Am 20. Auguſt verkündet Graf Palikao in der Kammer, daß drei gegen Bazaine vereinte Armeekorps in die Steinbrüche von Jaumont geworfen wurden. (Sehr gut! Sehr gut!) Zwar weiß niemand, was das

für Steinbrüche seien, und wo selbe gelegen sind; und wie sich die drei Armeekorps darin verhalten, das macht sich auch niemand klar; aber von Mund zu Mund geht die frohe Botschaft: „Sie wissen schon?... In den Steinbrüchen ...“ — „Ja, ja, von Jaumont.“ Keiner äußert einen Zweifel oder eine Frage; es ist, als ob Alle aus der Gegend von Jaumont gebürtig wären und die armeeverschlingenden Steinbrüche so gut kennten, wie ihre Tasche. Um diese Zeit tauchte auch das Gerücht auf, der König von Preußen sei aus Verzweiflung über den Zustand seines Heeres verrückt geworden.

Man hört nur noch Ungeheuerlichkeiten. Die Aufregung, das Fieber der Bevölkerung nimmt stündlich zu. Der Krieg „là-bas“ hat aufgehört, als Waffenspaziergang betrachtet zu werden; man fühlt, daß die losgelassenen Gewalten jetzt Furchtbares über die Welt bringen — es ist nur noch von vernichteten Heeren, von wahnsinnigen Führern, von teuflischen Horden, von Kampf bis aufs Messer die Rede. Ich höre es donnern und grollen — was sich da erhebt, ist der Sturm der Wut und der Verzweiflung. Der Kampf um Bazeilles bei Sedan wird geschildert, als wären dort von den Bayern die unmenschlichsten Greuel verübt worden.

„Glaubst Du das,“ fragte ich Friedrich, „glaubst Du das von den gutmütigen Bayern?“

„Es mag ja sein. Ob Bayer oder Turko, ob Deutscher, Franzose oder Indianer: der sich seines Lebens wehrende und zum töten ausholende Krieger

hat allemal aufgehört „menſchlich zu“ ſein. Was in ihm geweckt und gewaltſam aufgeſtachelt worden, iſt ja eben die Beſtie.

* * *

Metz gefallen . . . So lautete an jenem Tage die zwar noch verfrühte aber einige Zeit ſpäter doch zur Wahrheit gewordene Nachricht, die in der Stadt wie ein einziger großer Schreckensſchrei widerhallte.

Mir iſt die Nachricht von der Einnahme einer Feſtung eher eine Erleichterung bringende Botſchaft; denn ich denke: das gibt doch eine Entſcheidung. Und darnach nur — daß die blutige Partie aus ſei — nur danach geht mein Sehnen. Aber nein: nichts iſt noch entſchieden — es ſind ja noch mehr Feſtungen da. Nach einer Niederlage heißt es nur, ſich aufraffen und doppelt kräftig entgegenhauen — das Glück der Waffen kann ja wechſeln. Ja wohl, bald dort, bald hier kann der Vorteil ſein; wäre dabei nur nicht auf beiden Seiten der ſichere Jammer, der ſichere Tod.

Trochu fühlt ſich veranlaßt, den Mut der Bevölkerung durch eine neue Proklamation zu heben und beruft ſich darin auf einen alten Wahlſpruch der Bretagne: „Mit Gottes Hilfe für das Vaterland.“ Das klingt mir nicht eben neu — ich muß ähnlichem ſchon in anderen Proklamationen begegnet ſein. Es verfehlt eben ſeine Wirkung nicht: die Leute ſind begeiſtert. Jetzt heißt es, Paris in eine Feſtung umwandeln.

Paris Feſtung? Ich kann den Gedanken nicht faſſen. Die Stadt, welche Victor Hugo „la ville-

lumière“ genannt, welche der Anziehungspunkt der ganzen civiliſierten, reichen, Kunſt- und Lebensgenuß ſuchenden Welt iſt, der Ausgangspunkt des Glanzes, der Mode, des Geiſtes — dieſe Stadt will ſich nun „befeſtigen“, das heißt ſich zum Zielpunkt feindlicher Angriffe, zur Scheibe der Beſchießung machen, ſich allem Verkehr abſchließen und ſich der Gefahr ausſetzen in Brand geſchoſſen oder ausgehungert zu werden? Und das thun dieſe Leute „de gaité de coeur“, mit Opfermut, mit Freudeneifer, als gelte es die Vollbringung des nützlichſten, edelſten Werkes? Mit fieberhafter Haſt wird an die Arbeit geſchritten. Es müſſen Wälle für Aufſtellung von Mannſchaften gebaut werden und Schießſcharten eingeſchnitten; ferner vor den Thoren Gräben ausgehoben, Zugbrücken angelegt, Deckwerke neu errichtet, Kanäle überbrückt und mit Bruſtwehren angeſchüttet, Pulvermagazine gebaut, und auf der Seine eine Flotille von Kanonenbooten aufgeſtellt werden. Welches Fieber von Thätigkeit, welcher Aufwand von Anſtrengung und Fleiß; welche rieſige Koſten von Arbeit und Geld! Wie das Alles, für Werke der Gemeinnützigkeit verwendet, erfreulich und erhebend wäre — aber für den Zweck der Schadenzufügung, der Vernichtung — welche nicht einmal Selbſtzweck, ſondern ſtrategiſcher Schachzug iſt — es iſt unfaßlich!

Um einer vorausſichtlich langen Belagerung widerſtehen zu können, verproviantiert ſich die Stadt. Bis jetzt — allen Erfahrungen gemäß — hat es noch keine uneinnehmbaren Feſtungen gegeben; die Kapitulation

iſt ſtets nur eine Frage der Zeit. Und immer wieder werden Feſtungen errichtet, immer wieder werden ſie mit Vorräten verſehen, trotz der mathematiſchen Unmöglichkeit, ſich auf die Dauer vor Aushungerung zu ſchützen.

die getroffenen Maßregeln ſind großartig. Es werden Mühlen eingerichtet und Viehparks angelegt, aber ſchließlich muß der Augenblick doch kommen, wo das Korn ausgeht und das Fleiſch verzehrt iſt. Aber ſo weit denkt man nicht; bis dahin iſt der Feind über die Grenze zurückgedrängt oder im Land vernichtet. Der vaterländiſchen Armee ſchließt ſich ja das ganz Volk an. Alles meldet ſich zum Dienſt oder wird der zu herangezogen; ſo werden zur Beſatzung von Paris ſämtliche Feuerwehrleute des Landes berufen. In der Provinz mag es unterdeſſen brennen — was liegt daran? So kleine Unglücksfälle verſchwinden, wo es ſich um ein National-„desastre“ handelt. Am 17. Auguſt ſind ſchon 60 000 Pompiers in die Hauptſtadt eingerückt. Auch die Matroſen werden einberufen, und täglich bilden ſich neue Truppenkörper unter verſchiedenen Namen: volontaires, éclaireurs, francstireurs . . .

* * *

In immer beſchleunigterer Bewegung folgen einander nun die Ereigniſſe. Aber nur noch kriegeriſche Ereigniſſe. Alles Andere iſt aufgehoben. Rings um uns wird nichts Anderes mehr gedacht als „mort aux Prussiens“. Ein Sturm des wilden Haſſes ſammelt

ſich an; noch iſt er nicht losgebrochen, aber man hört ihn rauſchen. In allen offiziellen Kundgebungen, in allem Gaſſenlärm, in allen öffentlichen Vorkehrungen — immer nur das eine Ziel: „mort aux Prussiens“. All' dieſe Truppen, regelmäßige und unregelmäßige, dieſe Munitionen, dieſe nach den Befeſtigungen drängenden Arbeiter mit ihren Werkzeugen und Karren, dieſe Waffentransporte: alles was man ſieht und was man hört, das deutet in Formen und in Tönen, das blitzt und poltert, das funkelt und toſt „mort aux Prussiens“!“ — Oder mit anderen Worten — dann klingt es freilich wie ein Ruf der Liebe und durchglüht auch weiche Herzen — „ pour la patrie!“ — aber es iſt dennoch dasſelbe.

Ich fragte Friedrich:

„Du biſt doch preußiſcher Abſtammung — wie berühren Dich dieſe von allen Seiten laut werdenden feindlichen Geſinnungen?“

„Dieſelbe Frage haſt Du ſchon im Jahre 1866 an mich gerichtet — und damals antwortete ich Dir — wie auch heute — daß ich unter dieſen Haſſesäußerungen nicht als Landesangehöriger, ſondern als Menſch leide. Faſſe ich die Geſinnungen der Leute hier vom nationalen Standpunkt auf, ſo kann ich ihnen nur recht geben; ſie nennen es la haine sacrée de l'ennemi — und dieſe Regung bildet einen wichtigen Beſtandteil des kriegeriſchen Patriotismus. In dieſem einen Gedanken gehen ſie nun auf: ihr Land von dem feindlichen Einfall wieder zu befreien. Daß ſie die Einfallenden durch ihre Kriegserklärung gerufen — das

vergeſſen ſie. Sie haben es ja auch nicht ſelber gethan, ſondern ihre Regierung, welcher ſie aufs Wort geglaubt, daß ſie es thun mußte, und jetzt verlieren ſie keine Zeit mit Vorwürfen, mit Erwägungen, wer das Unglück heraufbeſchworen; es iſt nun einmal da und alle Kraft, alle Begeiſterung wird darauf verwendet, es wieder abzuwenden, oder mit ſorgloſem Opfermut vereint zu Grunde zu gehen. Glaube mir, es liegt viel edle Liebesfähigkeit in uns Menſchenkindern, ſchade nur, daß wir ſie in den alten Feindſchaftsgeleiſen vergeuden . . . Und drüben, die Gehaßten, die einfallenden, die rothaarigen, öſtlichen Barbaren" — was thun die? Sie ſind herausgefordert worden und ſie dringen in das Land derjenigen ein, welche das ihre zu überfallen drohten: „à Berlin, à Berlin!" Erinnerſt Du Dich noch, wie dieſer Ruf die ganze Stadt durchſchallte, ſogar von den Dächern der Omnibuſſe herab?"

„Nun marſchieren jene „nach Paris!" Warum rechnen ihnen das die „à Berlin"-Rufer als Verbrechen an?"

„Weil es keine Logik und keine Gerechtigkeit geben kann in jenem Nationalgefühl, deſſen oberſter Grundſatz der iſt: Wir ſind wir — das heißt die erſten, die anderen ſind Barbaren. Und jener Vormarſch der Deutſchen von Sieg zu Sieg flößt mir Bewunderung ein. Ich bin doch auch Soldat geweſen und weiß, was an dem Begriffe Sieg für ein Zauber haftet, welcher Stolz, welcher Jubel da hineingelegt wird. Iſt es doch das Ziel, der Lohn für alle ge-

brachten Opfer, für den Verzicht auf Ruhe und Glück, für das eingesetzte Leben.“

„Warum bewundern aber die überwundenen Gegner, die ja doch auch Soldaten sind und wissen, welcher Ruhm den Sieg begleitet, warum bewundern die ihre Überwinder nicht? Warum heißt es niemals in einem Schlachtbericht der verlierenden Partei: Der Feind hat einen glorreichen Sieg errungen!?“

„Weil — ich wiederhole es — der Kriegsgeist und der patriotische Egoismus die Verneinung aller Gerechtigkeit ist.“

So kam es — ich sehe es aus allen unseren in den roten Heften eingetragenen Gesprächen aus jenen Tagen —, daß wir an gar nichts anderes dachten, denken konnten, als an den Verlauf des gegenwärtigen Völkerduells.

Unser Glück, unser armes Glück — wir hatten es, aber wir durften es nicht genießen. Ja, alles besaßen wir, was uns einen lieblichen Himmel auf Erden schaffen konnte: grenzenlose Liebe, Reichtum, Rang, den herrlich sich entwickelnden Knaben Rudolf, unser Herzenspüppchen Sylvia, Unabhängigkeit, reges Interesse an der Welt des Geistes . . . aber das alles war wie hinter einen Vorhang gestellt. Wie durften, wie konnten wir an unseren Freuden uns laben, während um uns alles litt und zitterte, schrie und tobte? Das ist, als wollte man sich recht gütlich thun an Bord eines sturmgepeitschten Schiffes.

„Ein theatralischer Mensch, dieser Trochu,“ berichtete mir Friedrich eines Tages — es war am

25. Auguſt — „Was wurde heute für ein Effekt-Coup ausgeführt? Darauf verfällſt Du nimmer.“

„Die Frauen zum Militärdienſt einberufen?“ riet ich.

„Um Frauen handelt es ſich wohl, aber ſie ſind nicht einberufen — im Gegenteil.“

„Alſo die Marketenderinnen abgeſchafft — oder die barmherzigen Schweſtern?“

„Noch immer nicht erraten. Abſchaffung iſt zwar dabei — und Marketenderinnen, inſofern ſie den Becher der Luſt reichen, und barmherzig — in gewiſſem Sinn — ſind die Abgeſchafften auch; kurz — ohne weitere Charade: die Demimonde wird ausgewieſen.“

„Und das hat der Kriegsminiſter verfügt? Welcher Zuſammenhang?“ —

„Ich finde auch keinen, aber die Leute ſind über die Maßregel entzückt. Einmal ſind ſie immer froh, wenn etwas geſchieht: von jeder neuen Verordnung erwarten ſie eine Wendung, wie manche Kranke, die jedes angewandte Mittel als mögliches Heilmittel begrüßen. Wenn das Laſter aus der Stadt getrieben iſt — meinen die Frommen — wer weiß, ob dann der offenbar erzürnte Himmel nicht wieder ſeine Huld über die Bewohner ergießt? Und jetzt, da man ſich auf die ernſte, entbehrungsvolle Zeit der Belagerung vorbereitet, was ſollen da die tollen, verſchwenderiſchen Hetären? So erſcheint den meiſten — die Betroffenen ausgenommen — die Maßregel als eine würdevolle moraliſche und nebſtbei noch eine patriotiſche, da eine

große Anzahl dieſer Frauen Fremde ſind. Engländerinnen, Südländerinnen, ja ſogar Deutſche — vielleicht Spioninnen darunter! „Nein, nein, jetzt hat die Stadt nur Platz für ihre eigenen Kinder und nur für ihre tugendhaften Kinder!“

Am 28. Auguſt kam es noch ſchlimmer. Wieder eine Ausweiſung: binnen drei Tagen hatten alle Deutſche Paris zu verlaſſen.

Das Gift, das tötliche, langwirkende, welches in dieſer Maßregel lag, davon hatten die Rezeptſchreiber wohl keine Ahnung: damit war der Deutſchenhaß geweckt. Wie lange dieſes Unglück noch über den Krieg hinaus furchtbare Früchte tragen ſollte — das weiß ich heute. Von da ab waren Frankreich und Deutſchland — dieſe zwei großen, blühenden, herrlichen Länder nicht mehr zwei Nationen, deren Heere einen ritterlichen Zweikampf ausfochten: in das ganze Volk drang der Haß für das ganze gegneriſche Volk. Die Feindſchaft ward zu einer Inſtitution erhoben, die ſich nicht auf die Dauer des Krieges beſchränkt, ſondern als „Erbfeindſchaft“ ihren Beſtand unter kommenden Geſchlechtern ſichert.

Ausgewieſen — binnen drei Tagen die Stadt verlaſſen müſſen —: ich hatte Gelegenheit zu ſehen, wie hart, wie unendlich hart dieſer Befehl manche brave, harmloſe Familie traf. Unter den Geſchäftsleuten, welche uns zu der Ausſtattung unſeres Heims Waren lieferten, befanden ſich mehrere Deutſche: ein Wagenfabrikant, ein Tapezierer und ein Kunſttiſchler. Seit zehn bis zwanzig Jahren in Paris niedergelaſſen.

wo sie einen häuslichen Herd gegründet, wo sie sich durch Heirat mit Parisern verschwägert hatten, wo sie alle ihre geschäftlichen Verbindungen besaßen — und jetzt mußten sie fort, binnen drei Tagen fort, ihr Haus verschließen; alles verlassen, was ihnen lieb und gewohnt war; ihr Vermögen, ihre Kundschaft, ihren Erwerb einbüßen — — Bestürzt kamen die armen Wichte zu uns gerannt und teilten uns das Unglück mit, das sie betroffen; auch die Arbeit, die sie eben für uns zu liefern im Begriffe waren, mußte eingestellt, die Werkstätte geschlossen werden. Händeringend und mit Thränen in den Augen klagten sie uns ihr Leid: „Ich habe einen kranken alten Vater," sagte der Eine, „und meine Frau sieht täglich ihrer Niederkunft entgegen und in drei Tagen müssen wir fort? — „Ich habe keinen Sou im Hause," jammerte der Andere, „alle meine Kunden, die mir Geld schulden, werden nicht so schnell ihre Verpflichtungen einhalten, und ich selbst kann nun meine Arbeiter, welche Franzosen sind, nicht auszahlen — noch acht Tage und ich hätte eine große Bestellung erledigt, die mich zum wohlhabenden Mann gemacht hätte — und jetzt muß ich alles im Stiche lassen. . . ."

Und warum, warum war Alles das über die Armen hereingebrochen? Weil sie einer Nation angehörten, deren Heer erfolgreich seine Pflicht that, oder weil — um in die Ursachenkette weiter zurückzugreifen — weil ein Hohenzollern vielleicht in Zukunft einen angetragenen spanischen Thron anzunehmen sich einfallen lassen könnte . . . Nein, auch dieses „weil" ist

nicht bei der letzten Urſache angelangt, dasſelbe deckt nur den Vorwand, nicht die Urſache zu jenem Kriege. —

Sedan! „Kaiſer Napoleon hat ſeinen Degen übergeben.“

Die Nachricht überwältigte uns. Da war denn richtig eine große, geſchichtliche Kataſtrophe eingetreten. Die franzöſiſche Armee geſchlagen — ihr Führer ſchwach und matt, ſo war die Partie denn aus — von Deutſchland glänzend gewonnen. „Aus, aus!“ jubelte ich; „gäbe es ſchon Leute, die das Recht hätten, ſich Weltbürger zu nennen, die könnten heute ihre Fenſter beleuchten; gäbe es ſchon Tempel der Humanität, aus dieſem Anlaß müßten Tedeums geſungen werden — die Schlächterei iſt aus!“

„Frohlocke nicht zu früh, mein Schatz,“ mahnte Friedrich. „Dieſer Krieg hat ſchon lange nicht mehr den Charakter einer auf dem Brette der Schlachtfelder gekämpften Partie — die ganze Nation kämpft mit. Für eine vernichtete Armee werden zehn neue aus dem Boden geſtampft.“

„Wäre denn das gerecht? Es ſind doch nur deutſche Soldaten ins Land gedrungen, nicht das deutſche Volk — alſo kann man ihnen nur wieder franzöſiſche Soldaten gegenüberſtellen.“

„Daß Du immer wieder an Gerechtigkeit und Vernunft appellierſt — Du Unvernünftige — einem Raſenden gegenüber. Frankreich raſt vor Schmerz und Zorn, und vom Standpunkt der Vaterlandsliebe iſt ſein Schmerz heilig, ſein Zorn gerechtfertigt. Was

ſie nun auch verzweifeltes thun — perſönliche Ichſucht iſt nicht dabei, ſondern höchſter Opfermut. Wenn nur die Zeit ſchon da wäre, wo die Tugendkraft, die dem Menſchenverbande innewohnt, von der Vernichtungsarbeit ab- und der Beglückungsarbeit zugewendet würde! Aber dieſer unſelige Krieg hat uns von dieſem Ziele wieder ein gutes Stück zurückgeſchleudert."

„Nein, nein — ich hoffe, der Krieg iſt jetzt zu Ende."

„Wenn auch (was ich übrigens bezweifle), es ſind die Saaten zu künftigen Kriegen geſtreut — und wäre es nur die Haſſesſaat, welche die Ausweiſung der Deutſchen enthält. So etwas wirkt weit über das lebende Geſchlecht hinaus."

Der 4. September. Wieder ein Gewaltakt, ein Leidenſchaftsausbruch — und zugleich wieder ein Heilmittel zur Rettung des Vaterlandes: der Kaiſer wird abgeſetzt. Frankreich erklärt ſich als Republik. Was Napoleon III. und ſeine Armee gethan: es gilt nicht. Fehltritte, Verrat, Feigheit — das Alles haben einige Perſonen — der Kaiſer und ſeine Generäle — verbrochen; das hat nicht Frankreich gethan, dafür iſt es nicht verantwortlich. Indem der Thron geſtürzt ward, hat man die Blätter, worauf Metz und Sedan verzeichnet ſtehen, einfach aus dem Buche von Frankreichs Geſchichte herausgeriſſen. Jetzt erſt wird das Land ſelber Krieg führen, wenn anders Deutſchland es wagt, die verruchte Invaſion fortzuſetzen . . .

„Wie aber, wenn Napoleon geſiegt hätte?" fragte ich, als mir Friedrich obige Mitteilungen gemacht.

„Dann hätten ſie ſeinen Sieg und ſeinen Ruhm als des Landes Sieg und Ruhm aufgefaßt.“

„Iſt das gerecht?“

„Kannſt Du Dir dieſe Frage denn nicht abgewöhnen?“

Meine Hoffnung, daß die Kataſtrophe von Sedan den Feldzug zu ſeinem Ende gebracht, mußte ich bald ſchwinden ſehen. Alles um uns geberdete ſich kriegeriſcher als je. Die Luft war mit wildem Groll und heißer Rachgier geladen. Groll gegen den Feind und beinahe ebenſo gegen die geſtürzte Dynaſtie. Die Schmähreden, die Pamphlete, die jetzt auf Kaiſer und Kaiſerin und auf die unglücklichen Feldherren regneten, die Verdächtigungen und Verleumdungen, der Schimpf, der Spott —: es war ekelerregend. Da glaubte die rohe Menge die ganze Niederlage vom Lande auf ein paar Menſchen abzuwälzen; und nun dieſe Menſchen zu Boden lagen, bewarf man ſie mit Kot und Steinen — und jetzt erſt würde das Land es zeigen, daß es unüberwindlich ſei.

Die Vorbereitungen zur Verſchanzung von Paris werden eifrig fortgeſetzt. Die Gebäude in dem Gefechtsbereich der Haupt-Enceinte werden geräumt oder gar eingeriſſen. Die Umgebung wird zur Einöde. Truppen von Menſchen ziehen von draußen mit ihrem Haushalt in die Stadt. O dieſen traurigen Züge von Wagen und Packpferden und beladenen Menſchen, die da die Trümmer ihrer aufgeſtörten Herde durch die Straßen wälzen! Das hatte ich ſchon einmal in Böhmen geſehen, wo das arme Landvolk vor dem ſiegenden Feinde floh,

und nun mußte ich in der fröhlichen, glänzenden Weltstadt das gleiche Jammerbild erschauen — es waren dieselben ängstlichen, trüben Mienen, dieselbe Mühseligkeit und Hast, dasselbe Weh.

Endlich, Gottlob, wieder einmal eine gute Nachricht: Durch englische Vermittelung angeregt, wird in Ferrières eine Zusammenkunft zwischen Jules Favre und Bismarck veranstaltet. Da würde man doch zu einer Einigung, zu einem Friedensschluß gelangen!

Im Gegenteil! Die Kluft wird jetzt erst recht offenbar. Schon seit einiger Zeit wird von den deutschen Zeitungen die Besitznahme von Elsaß-Lothringen befürwortet. Man will das ehemals deutsche Land sich wieder einverleiben. Das historische Argument für den Anspruch auf diese Provinzen zeigt sich nur teilweise haltbar, daneben wird das strategische Argument vorgebracht: „als Bollwerk bei voraussichtlichen, zukünftigen Kriegen unentbehrlich.“ Und bekanntlich sind ja die strategischen Gründe die hochwichtigsten, unumstößlichsten — daneben darf sich ein ethischer Grund erst in zweiter Linie geltend machen. — Andererseits: die Kriegspartie war von Frankreich verloren worden; war es nicht billig, daß dem Gewinner ein Preis zufiel? Hätten im Falle ihres Erfolges die Franzosen nicht die Rheinprovinzen sich aneignen wollen? Wenn der Ausgang eines Krieges nicht für den einen oder den anderen Teil Gebietserweiterung zur Folge haben soll, wozu wird dann überhaupt Krieg geführt?

Unterdessen läßt das siegreiche Heer im Vormarsche

ſich nicht abhalten: die Deutſchen ſind ſchon vor den Thoren von Paris. Die Abtretung Elſaß-Lothringens wird offiziell verlangt. Dagegen erhebt ſich der bekannte Ausſpruch: „Keinen Zoll unſeres Territoriums — keinen Stein unſerer Feſtungen.“ — (pas un pouce — pas une pierre).

Ja, ja — tauſend Leben — nur keinen Zoll Erde. Das iſt der Grundgedanke des patriotiſchen Geiſtes. „Man will uns demütigen,“ riefen die franzöſiſchen Patrioten, „eher wird ſich das erbitterte Paris unter ſeinen Trümmern begraben.“

Fort, fort! entſcheiden wir jetzt. Wozu ohne Notwendigkeit in einer belagerten fremden Stadt verbleiben, wozu unter Leuten leben, die von keinen anderen als Haß- und Rachegedanken erfüllt ſind, die uns mit ſcheelen Blicken und oft mit geballten Fäuſten betrachten, wenn ſie uns deutſch reden hören? Freilich ohne Schwierigkeiten konnten wir jetzt nicht mehr aus Paris, aus Frankreich hinaus; man hatte überall Gefechtsgebiete zu paſſieren, der Eiſenbahnverkehr war für Privatreiſende häufig verſchloſſen; unſeren Neubau im Stiche laſſen, war auch nicht angenehm, aber gleichviel: unſeres Bleibens war nicht mehr. — Eigentlich waren wir ſchon viel zu lange dageblieben; die Erregungen die ich in letzter Zeit durchgemacht, hatten mich ſo ſtark erſchüttert, daß meine Nerven darunter litten. Ich wurde häufig von Schüttelfroſt und ein paarmal auch von Weinkrämpfen befallen.

Schon waren unſere Koffer verpackt und Alles zur Abfahrt bereit, als ich wieder einen Anfall bekam, dies-

mal so heftig, daß ich ins Bett gebracht werden mußte. Der herbeigeholte Arzt erklärte, daß ein Nervenfieber oder gar eine Gehirnentzündung im Anzug sei und man vorläufig nicht daran denken dürfe, mich den Strapazen einer Reise auszusetzen. —

Ich lag lange, lange Wochen darnieder. Nur eine sehr traumhafte Erinnerung ist mir von dieser ganzen Zeit geblieben. Und sonderbar: eine süße Erinnerung. Ich war doch schwer krank und Trauriges und Schauriges trug in dem Orte meines Aufenthaltes — eine belagerte Stadt — unaufhörlich sich zu, und dennoch, wenn ich daran zurückdenke: es war eine eigentümlich freudenvolle Zeit. Freuden, ja, so recht intensive Freuden, wie Kinder sie zu empfinden pflegen. Die Gehirnkrankheit, die ich durchgemacht, die fast immerwährende Abwesenheit oder doch nur halbe Anwesenheit des Bewußtseins machte, daß alles Denken und Urteilen, alles Erwägen und Überlegen aus meinem Kopf geschwunden war und nur ein vager Daseinsgenuß zurückblieb, wie solcher — wie gesagt — von Kindern, namentlich von zärtlich gewarteten Kindern, empfunden wird . . . An zärtlicher Wartung fehlte es mir nicht. Der Gatte, besorgt und liebend, unermüdlich, war Tag und Nacht um mich. Auch die Kinder brachte er häufig an mein Lager. Was mein Rudolf mir alles vorerzählte! Ich verstand es meist nicht, aber seine liebe Stimme erklang mir wie Musik; und das Zwitschern unserer kleinen Sylvia, unserer Herzenspuppe, wie süß belustigte mich erst das. Da gab es hundert kleine Scherze und Einverständnisse zwischen

Friedrich und mir über das Gebahren unſerer Tochter ... Worin dieſe Scherze beſtanden, das weiß ich auch nicht mehr; aber ich weiß, daß ich lachte und mich freute — ganz unbändig. Jeder der gewohnten Späße ſchien mir der Gipfel der Witzigkeit und je öfter wiederholt, deſto witziger und köſtlicher. Und mit welcher Wonne ich die gereichten Tränkchen ſchlürfte: da bekam ich täglich zur beſtimmten Stunde eine Limonade — ſo etwas göttertrunkähnliches habe ich während meines ganzen geſunden Lebens nicht gekoſtet — und allabendlich eine opiumhaltige Arznei, deren ſanfteinſchläfernde, in bewußten Schlummer wiegende Wirkung mich mit einem Gefühle ſeliger Ruhe durchrieſelte. Dabei wußte ich, daß der geliebte Mann an meiner Seite war, mich hütend und wahrend als ſeines Herzens teuerſter Schatz. Der Krieg, der draußen vor den Thoren wütete, von dem wußte ich beinahe nichts mehr; und wenn mir doch zuweilen eine Erinnerung davon aufblitzte, ſo betrachtete ich das Ding als etwas ſo fern liegendes, ſo mich durchaus nicht berührendes, als ſpielte es ſich in China oder auf einem anderen Planeten ab. Meine Welt war hier in dieſem Krankenzimmer — in dieſem Rekonvalescentenzimmer vielmehr, denn ich fühlte mich geneſen — dem Glück entgegen.

— — — — — — — — — — — — — —

Dem Glücke? Nein. Mit der Geneſung kam auch das Verſtändnis wieder und die Auffaſſung des gräßlichen, das uns umgab. Wir waren in einer belagerten

hungernden, frierenden, jammererfüllten Stadt. Der Krieg wütete noch fort.

Inzwischen war der Winter hereingebrochen, eisigkalt. Jetzt erfuhr ich erst, was während meiner langen Bewußtlosigkeit alles vorgefallen. Die Hauptstadt des „Bruderlandes", Straßburg, die „wunderschöne", die „echt deutsche", die „kerndeutsche Stadt" ist beschossen worden; ihre Bibliothek zerstört; im Ganzen fielen 193 722 Schüsse — vier oder fünf in der Minute.

Straßburg ist genommen.

— Das Land gerät in wilde Verzweiflung — jene Verzweiflung, welche in Raserei und Wahnsinn ausartet. Man schlägt im Nostradamus nach, um darin Prophezeiungen der jetzigen Ereignisse zu finden, und neue Seher lassen sich mit Weissagungen vernehmen. Ärger noch: Besessene treten auf: es ist wie ein Rückfall in mittelalterliche, höllenfeuer-durchzuckte Geistesnacht . .

„Könnte ich zu den Beduinen!" rief Gustav Flaubert. „Könnte ich in das halbbewußte Traumland meiner Krankheit zurück!" so klagte ich. Jetzt war ich wieder gesund und mußte all das erfahren und erfassen, was Grauenvolles um uns vorging. Da begannen wieder die Eintragungen in die roten Hefte und ich finde folgende Notizen vor:

1. Dezember. Trochu setzt sich auf den Höhen von Champigny fest.

2. Dezember. Hartnäckiges Gefecht um Brie und Champigny.

5. Dezember. Die Kälte wird immer strenger. Ach, die zitternden, blutenden, armen Wichte, die draußen im Schnee ge-

bettet — sterben. Auch hier in der Stadt wird furchtbar an Kälte gelitten. Der Verdienst ist auf Null gesunken. Kein Feuerungsmaterial zu beschaffen. Was gäbe Mancher drum, wenn er nur ein paar Stückchen Holz da hätte — und wäre es der gewisse Thron von Spanien . . .

21. Dezember. Ausfall aus Paris.

25. Dezember. Eine kleine Abteilung preußischer Kavallerie wird aus den Häusern der Ortschaften Troo und Sougé mit Flintenschüssen begrüßt (das ist Patriotenpflicht). General Kraatz befiehlt die Züchtigung dieser Ortschaften (das ist Kommandantenpflicht) und läßt brennen. „Anzünden" lautet das Kommandowort, und die Leute — vermutlich sanfte, gutmütige Burschе — gehorchen (das ist Soldatenpflicht) und legen den Brand an. Die Flammen schlagen zum Himmel und die armen Heimstätten stürzen krachend ein über Mann und Weib und Kind — über fliehende, weinende, brüllende und brennende Menschen und Tiere.

O du fröhliche, o du selige, o du heilige Weihnachtszeit!

* * *

Soll Paris nur ausgehungert werden, oder auch beschossen?

Gegen letztere Annahme sträubt sich das Kulturgewissen. Diese „ville-lumière", dieser Anziehungspunkt aller Völker, diese glänzende Stätte, der Künste — mit ihren unersetzlichen Reichtümern und Schätzen bombardieren wie die erste beste Citadelle? Nicht denkbar; die ganze neutrale Presse (so erfuhr ich später) protestiert dagegen. Die Presse der Kriegspartei in Berlin hingegen ermuntert dazu: das sei das einzige Mittel, den Krieg zu Ende zu führen und die Seine-

ſtadt erobern — welcher Ruhm! Die Proteſte übrigens ſind es gerade, welche gewiſſe Kreiſe in Verſailles beſtimmen, dieſe ſtrategiſche Maßregel — weiter iſt ja eine Beſchießung doch nichts — zu ergreifen. Und ſo geſchah es, daß ich unterm 28. Dezember mit zitternden Zügen niederſchrieb:

„Es iſt da . . . Wieder ein dumpfer Schlag . . . Eine Pauſe — und wieder —“

Weiter ſchrieb ich nicht. Aber ich erinnere mich genau der Empfindungen jenes Tages. In dem „Es iſt da“ lag neben dem Schrecken eine gewiſſe Befreiung, eine Erleichterung, ein Nachlaſſen der beinah ſchon unerträglich gewordenen Nervenanſpannung. Was man ſo lange teils erwartet und befürchtet, teils für menſchenunmöglich gehalten — es war nun da.

Wir ſaßen beim Gabelfrühſtück (das heißt wir aßen Brot und Käſe — die Lebensmittel waren ſchon karg), Friedrich, Rudolf, der Hofmeiſter und ich, als der erſte Schlag erdröhnte. Wir Alle erhoben betroffen die Köpfe und wechſelten Blicke. Sollte dies? . . .

Aber nein — es war vielleicht ein zugefallenes Hausthor oder ſonſt etwas. Nun war ja Alles ſtill. Wir nahmen das vorhin unterbrochene Geſpräch wieder auf, ohne nur des Gedankens zu erwähnen, welchen jener Ton in uns erweckt hatte. Da — nach drei bis vier Minuten — kam es wieder. Friedrich ſprang auf:

„Das iſt die Beſchießung,“ ſagte er, und eilte ans Fenſter.

Ich folgte ihm. Von der Straße drang ein Ge-

murmel herauf, Gruppen hatten ſich gebildet: die Leute ſtanden und horchten oder wechſelten erregte Worte.

Jetzt kam unſer Kammerdiener in das Zimmer geſtürzt — zugleich erklang eine neue Salve.

„Oh monsieur et madame — c'est le bombardement!“

Zu der offenen Thür herein drängten nunmehr ſämtliche anderen Diener und Dienerinnen bis herab zum Küchenjungen. Bei ſolchen Kataſtrophen — Kriegs-, Feuer- oder Waſſernot — da fallen alle geſellſchaftlichen Schranken, da laufen alle Bedrohten zuſammen. Viel mehr als vor dem Geſetze, mehr noch als vor dem Tode — der in ſeinen Beſtattungsceremonien ſolche Standesunterſchiede kennt — fühlen ſich Alle gleich vor der Gefahr. C'est le bombardement — c'est le bombardement!“ Jeder, der zu uns in das Zimmer herbeigeeilt kam, ſtieß dieſen ſelben Ruf aus.

Es war entſetzlich — und dennoch, ich erinnere mich genau meiner Empfindung: ein gewiſſes bewunderndes Erſchauern, eine Art Genugthuung, etwas ſo Gewaltiges zu erleben, mitten drin zu ſein in dieſer ſchickſalsſchweren Begebenheit und vor der eigenen Lebensgefahr dabei nicht zu erbeben. Die Pulſe ſchlugen mir, ich fühlte etwas wie — wie ſoll ich's nennen? — Stolz des Mutes

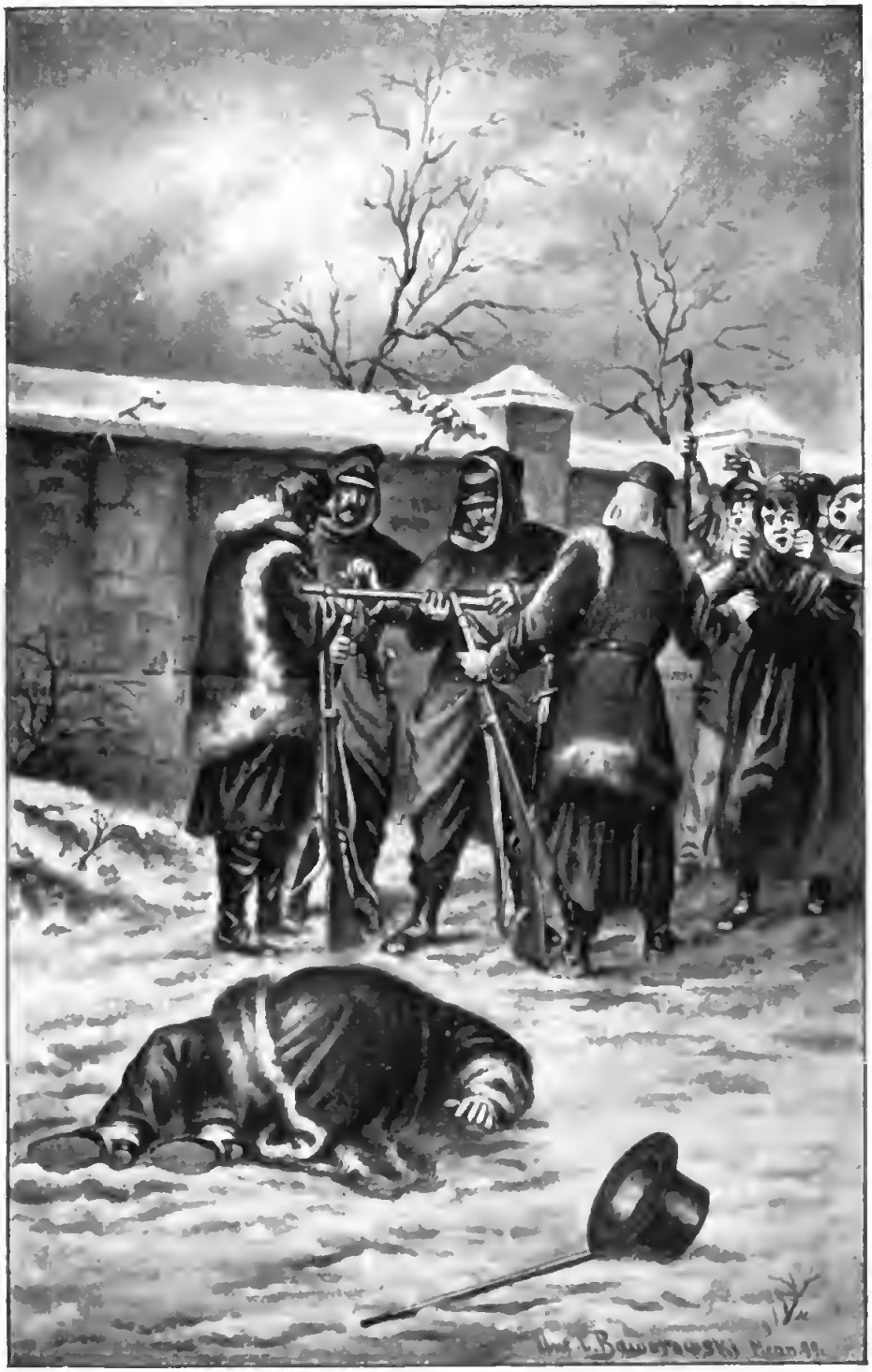
Das Ding war übrigens weniger schauervoll, als es im ersten Augenblick geschienen. Keine brennenden Gebäude, keine angstschreienden Menschenhaufen, keinen unaufhörlich die Luft durchschwirrenden Bombenhagel — sondern immer nur dieses dumpfe, ferne, von langen und längeren Zwischenräumen getrennte Rollen. Man fing nach einiger Zeit beinahe an, sich daran zu gewöhnen. Die Pariser wählten als Spaziergangsziel solche Punkte, von welchen aus man die Kanonenmusik besser hören konnte. Hier und da fiel ein Geschoß auf die Straße und platzte, aber wie selten kam Einer dazu, zufällig in der Nähe zu sein. Zwar fielen manche tötliche Bomben herab, aber in der Millionenstadt hörte man von diesen Fällen nur so vereinzelt, wie man auch sonst gewohnt ist, unter den Lokalnachrichten seiner Zeitung verschiedene Unglücksfälle zu vernehmen, ohne daß es einem besonders nahe ginge: „Ein Maurer von einem vierstockhohen Gerüst gefallen" oder „eine anständig gekleidete Frauensperson sich über das Brückengeländer in den Fluß gestürzt" u. dgl. m. Der eigentliche Kummer, der eigentliche Schrecken der Bevölkerung, das war nicht das Bombardement: das waren der Hunger, die Kälte, die Not. Aber eine solche Nachricht von einem unheilbringenden Geschoß hat mich tief erschüttert. Dieselbe kam in Form einer schwarzumrandeten Traueranzeige ins Haus:

„Herr und Frau N. geben Nachricht von dem Tode ihrer zwei Kinder François (8 Jahre alt) und Amélie (4 Jahre,) welche eine durch das Fenster fliegende Bombe erschlagen hat. Um stille Teilnahme wird gebeten."

„Stille“ Teilnahme! Ich ſtieß einen lauten Schrei aus, nachdem ich das Blatt überflogen. Ein Gedanke, ein mit Blitzesſchnelle vor meinem inneren Auge erſcheinendes Bild zeigte mir den ganzen Jammer, der in dieſer ſchlichten Traueranzeige lag ... ich ſah unſere beiden Kinder, Rudolf und Sylvia — nein, es war nicht auszudenken!

Die Nachrichten, die man erhält, ſind ſpärlich; alle Poſtkommunikation natürlich unterbrochen; nur durch Brieftauben und Luftballons wird mit der Außenwelt verkehrt. Die Gerüchte, die allenthalben auftauchen, ſind der widerſprechendſten Art. Man meldet ſiegreiche Ausfälle, oder man verbreitet die Kunde, daß der Feind ſchon im Begriffe ſei, Paris zu erſtürmen, um es an allen Ecken anzuzünden und dem Erdboden gleich zu machen; oder man verſichert, daß, ehe man einen einzigen Deutſchen in die Mauern dringen ließe, die Kommandanten der Forts ſich ſelber und ganz Paris in die Luft ſprengen würden. Es wird erzählt, daß die ſämtliche Bevölkerung des Landes, namentlich aus dem Süden („le midi se lève“) über die Belagerer im Rücken herfällt, um ihnen den Rückzug abzuſchneiden und ſie bis auf den letzten Mann zu vernichten.

Neben den falſchen Nachrichten gelangen auch einige wahre — deren Richtigkeit ſich ſpäter beſtätigte — bis zu uns. So von einer auf der Straße von Grand Luce dicht an Le Mans ausgebrochenen Panik, wobei Greuelthaten ſich zutrugen: außer Rand und Band gekommene Soldaten warfen Verwundete aus



den bereitstehenden Eisenbahnwaggons, um an deren Stelle Platz zu nehmen.

Von Tag zu Tag wird es schwerer, Lebensmittel zu beschaffen. Die Fleischvorräte sind erschöpft; es gibt schon längst keine Rinder und Schafe mehr in den angelegten Viehparks; bald sind auch alle Pferde verzehrt, und es beginnt die Periode, wo die Hunde und Katzen, die Ratten und Mäuse, schließlich auch die Tiere des jardin des plantes, selbst der so beliebte, arme Elephant als Speise dienen müssen. Brot ist beinah nicht mehr zu erlangen. Stunden- und stundenlang müssen die Leute vor den Bäckerläden in der Reihe harren, um ihre kleine Ration zu bekommen, doch die meisten gehen leer aus. Erschöpfung und Krankheiten machen reiche Todesernte. Während gewöhnlich in der Woche 1100 Menschen starben, weisen die pariser Sterbelisten jetzt wöchentlich 4—5000 auf. Täglich also ungefähr 400 unnatürliche Todesfälle — das heißt also Morde. Wenn auch der Mörder kein Einzelner war, sondern ein unpersönliches Ding, nämlich der Krieg, so sind es darum nicht minder Morde. Wen traf die Verantwortung? Etwa jene parlamentarischen Großsprecher, welche in ihren Hetzreden mit stolzem Pathos erklärten — wie dies Girardin in der Sitzung vom 15. Juli gethan — daß sie „die Verantwortung einen Krieges vor der Geschichte auf sich nähmen"? Können denn eines Menschen Schultern stark genug sein, solche Verbrechenlast zu tragen? Gewiß nicht. Es fällt auch Nie-

mandem ein, die Prahler nachträglich beim Wort zu nehmen.

Eines Tages, es war um den 20. Januar herum, kam Friedrich, von einem Gang durch die Stadt heimgekehrt, mit erregter Miene in mein Zimmer.

„Nimm Dein Eintragebuch zur Hand, meine eifrige Geschichtsschreiberin!“ rief er mir zu. „Heute giebt es einen wichtigen Posten.“ Und er warf sich in einen Sessel.

„Welches meiner Bücher?“ fragte ich. „Das Friedensprotokoll?“

Friedrich schüttelte den Kopf:

„O, mit dem ist's wohl für lange Zeit vorbei. Der Krieg, der jetzt gefochten wird, ist zu gewaltiger Natur, um nicht kriegerisch fortzuwirken. Auf der Seite der Besiegten hat er einen solchen Vorrat von Haß- und Rachesaaten ausgestreut, daß daraus eine künftige Kampfernte hervorwachsen muß; und andererseits hat er für den Sieger solche großartige umwälzende Erfolge zu stande gebracht, daß dort eine gleich große Saat von kriegerischem Stolze aufgehen wird.“

„Was ist denn so Bedeutendes geschehen?“

„König Wilhelm wurde in Versailles zum deutschen Kaiser ausgerufen. Es gibt jetzt ein Deutschland — ein einiges Reich — und ein mächtiges Reich. Das gibt einen neuen Abschnitt in der sogenannten Weltgeschichte. Und Du kannst Dir denken, wie aus dem neuen, aus Waffenarbeit hervorgegangenen Reiche diese Arbeit hoch in Ehren gehalten sein wird. Die beiden

vorgeſchrittenſten Kulturländer des Feſtlandes ſind es alſo hinfort, welche den Kriegsgeiſt pflegen werden — das eine, um den erhaltenen Schlag zurückzugeben; das andere um die errungene Machtſtellung zu bewahren; hier aus Haß, dort aus Liebe; hier aus Vergeltungsſucht, dort aus Dankbarkeit — gleichviel: klappe Dein Friedensprotokoll nur zu — auf lange Zeit hinaus ſtehen wir unter dem blutigen und eiſernen Zeichen des Mars.?

„Deutſcher Kaiſer!“ rief ich — „das iſt wahrlich großartig.“ Und ich ließ mir die Einzelheiten dieſes Ereigniſſes erzählen.

„Ich kann doch nicht umhin, Friedrich,“ ſagte ich, „mich über dieſe Nachricht zu freuen. So iſt die ganze Schlachtarbeit doch nicht verloren geweſen, wenn daraus ein neues großes Reich hervorgegangen.“

„Vom franzöſiſchen Standpunkt aber doppelt verloren . . . Und wir beide hätten wohl das Recht dieſen Krieg nicht einſeitig — von der deutſchen Seite — zu betrachten. Nicht nur als Menſchen, ſogar nach engerem, nationalem Begriffe hätten wir das Recht, die Erfolge unſerer Feinde und Unterwerfer von 1866 zu beklagen. Und dennoch, ich gebe mit Dir zu, daß die erreichte Vereinigung des zerſtückelten Deutſchlands eine ſchöne Sache iſt; daß dieſe Bereitwilligkeit der übrigen deutſchen Fürſten, dem greiſen Sieger die Kaiſerkrone zu reichen, etwas Begeiſterndes, Bewundernswertes hat. Es iſt nur ſchade, daß eine ſolche Vereinigung nicht aus friedlichem, ſondern aus kriegeriſchem Werke hervorgegangen iſt. Wie alſo, wenn Napoleon III.

die Herausforderung des 19. Juli nicht abgesendet hätte, wäre da in den Deutschen nicht genug Vaterlandsliebe, nicht genug Volkskraft, nicht genug Einigkeit gelegen, um aus sich heraus dasjenige zu bilden, worauf sie jetzt ihren Nationalstolz setzen werden: „Ein einig Volk von Brüdern?“ — Jetzt werden sie jubeln — des Dichters Wunsch ist erfüllt. Daß sie vor kurzen vier Jahren einander in den Haaren gelegen, daß es für Hannoveraner, Sachsen, Frankfurter, Nassauer und so weiter keinen ärgeren Haßbegriff gab als „Preußen“ — das wird zum Glück vergessen sein. Dafür aber der Deutschenhaß, hier zu Lande, wie wird der nunmehr gedeihen!“

Mir schauderte.

„Das bloße Wort Haß “ begann ich —

„Ist Dir verhaßt? Du hast recht. So lange dieses Gefühl nicht recht- und ehrlos gemacht wird, so lange gibt es keine menschliche Menschheit. Der Religionshaß ist überwunden, aber der Völkerhaß bildet noch einen Teil der bürgerlichen Erziehung. Und doch gibt es nur ein veredelndes, ein beglückendes Gefühl hienieden — das ist die Liebe. Nicht wahr Martha, davon wissen wir etwas zu erzählen?“

Ich lehnte meinen Kopf an seine Schulter und blickte zu ihm auf, während er mir zärtlich das Haar aus der Stirne strich.

„Wir wissen,“ fuhr er fort, „wie süß es ist, wenn im Herzen so viel Liebe wohnt — füreinander, für unsere Kleinen, für alle Brüder der großen Menschenfamilie, denen man so gern, so gern das-

drohende Leid erſparen wollte . . . Aber ſie wollen nicht."

„Nein, mein Friedrich — ſo umfaſſend iſt mein Herz doch nicht. Die Haſſenden alle kann ich nicht lieben."

„Aber doch bemitleiden?"

In dieſer Weiſe plauderten wir lange weiter. Ich weiß es noch heute ſo genau, weil ich damals öfters — neben den kriegeriſchen Ereigniſſen — auch Bruchſtücke unſerer daran geknüpften Geſpräche in die roten Hefte eintrug. An jenem Tage haben wir auch wieder einmal von der Zukunft geſprochen: jetzt würde Paris kapitulieren müſſen, der Krieg hatte ein Ende — und dann konnten wir wieder mit gutem Gewiſſen glücklich ſein. Da überſchauten wir die Gewährleiſtungen unſeres Glücks. In den acht Jahren unſerer Ehe nicht ein hartes, nicht ein unfreundliches Wort — ſo viel mit einander durchgelitten und durchgenoſſen — ſo war unſere Liebe, unſer Einsſein derart befeſtigt, daß eine Abnahme nicht mehr zu fürchten war. Im Gegenteile: — nur ſtets inniger würden wir uns aneinander ſchließen — jedes neue gemeinſchaftliche Erlebnis gäbe zugleich ein neues Band ab. Wenn wir erſt ein paar weißhaarige alte Leutchen geworden — mit welcher Freude konnten wir da auf die ungetrübte Vergangenheit zurückblicken, welch' goldig-milder Lebensabend lag dann noch vor uns!... Dieſes Bild von dem glücklichen alten Pärchen, das wir einſt abgeben ſollten, hatte ich mir ſo oft und lebhaft vorgeſtellt, daß es ſich mir ganz deutlich eingeprägt und ſogar im Traum ſich

wiederholte, wie etwas wirklich Geſchehenes. Mit verſchiedenen Einzelheiten: Friedrich mit einem Sammtkäppchen und einer Gartenſcheere . . . ich weiß ſelber nicht warum, denn niemals hatte er Luſt zur Gärtnerei gezeigt, und von einem Hauskäppchen war ſchon gar nie die Rede geweſen; — ich mit einem ſehr kokett geſteckten ſchwarzen Spitzentuche auf dem ſilberweißen Haar, und als Umgebung eine vor der untergehenden Sommerſonne warm erleuchtete Parkpartie; dazu lächelnd getauſchte freundliche Blicke und Worte wie: „Weißt Du noch? . . . Erinnerſt Du Dich, damals als —“

* * *

Viele der vorangehenden Blätter habe ich mit Schaudern und mit Überwindung geſchrieben. Nicht ohne inneres Entſetzen vermochte ich die Auftritte zu ſchildern, die ich auf meiner Fahrt nach Böhmen und während der Cholerawoche in Grumitz mitgemacht. Ich habe es gethan, um einer Pflichtmahnung zu gehorchen. Ein geliebter Mund hat mir einſt den feierlichen Befehl erteilt: „Falls ich früher ſterbe, mußt Du meine Aufgabe übernehmen, für das Friedenswerk zu wirken.“ — Wäre mir dieſes bindende Geheiß nicht geworden, nimmer hätte ich es über mich gebracht, die Schmerzenswunden meiner Erinnerungen ſo ſchonungslos aufzureißen.

Jetzt bin ich aber bei einem Erlebnis angelangt, das ich berichten, nicht aber ſchildern will — nicht kann.

Nein ich kann nicht, kann nicht!

Ich habe es verſucht: zehn halbgeſchriebene, zerriſſene Blätter liegen auf dem Boden neben meinem Schreibtiſch — ein Herzkrampf befiel mich — die Gedanken ſtockten oder kreiſten wild in meinem Hirn — — ich mußte die Feder wegwerfen und weinen, bitter, heftig, kläglich weinen, wie ein Kind.

Jetzt, einige Stunden ſpäter, nehme ich meine Aufgabe wieder vor. Aber auf die Beſchreibung der Einzelheiten nachſtehenden Geſchehniſſes, auf Mitteilung deſſen, was ich dabei empfunden — muß ich verzichten.

Die Thatſache genügt:

Friedrich — mein Einziger! — ward — infolge eines bei ihm gefundenen berliner Briefes der Spionage verdächtigt . . . von einer fanatiſchen Rotte umringt „à mort — à mort le Prussien!“ — vor ein Patriotentribunal geſchleppt — — am 1. Februar 1871 — — — — — — — — ſtandrechtlich erſchoſſen.

Epilog.

1889

Als ich zum erſtenmale wieder zu Bewußtſein gelangte, war der Friede geſchloſſen — die Kommune überſtanden. Monatelang hatte ich — von meiner treuen Frau Anna gepflegt — in einer Krankheit dahingelebt, ohne zu wiſſen, daß ich lebe. Und was es für eine Krankheit war — ich weiß es heute noch nicht. Meine Umgebung nannte es zartſinnig: Typhus; ich glaube aber, daß es einfach — Wahnſinn war.

So ganz dunkel erinnerte ich mich, daß die letzte Zeit mit Vorſtellungen von knatternden Schüſſen und lodernden Bränden gefüllt war; vermutlich vermengte ſich da mit meinem Phantaſien die in meiner Gegenwart beſprochenen Ereigniſſe der Wirklichkeit, nämlich die Kämpfe zwiſchen Verſaillern und Kommunarden, die Brandlegung der Petroleuſen. —

Daß — als ich meine Vernunft wieder erlangte und mit dieſer auch das Verſtändnis meines tiefen Unglücks: daß ich da mir kein Leid angethan oder daß der Schmerz mich nicht tötete, das lag wohl an dem Beſitze meiner Kinder. Durch dieſe konnte, für dieſe mußte ich leben. Noch vor meiner Krankheit — an dem Tage ſelber, an dem das ſchreckliche über mich hereingebrochen — hat mich Rudolf am Leben er-

halten. Ich war laut jammernd auf die Knie gesunken, indem ich wiederholte: „Sterben — sterben! ... Ich muß sterben!“ Da umfaßten mich zwei Arme und ein bittendes, schmerzhaft-ernstes, wunderliebes Knabengesicht sah mich an:

„Mutter!“

Bis dahin hatte mich mein Kleiner nie anders als „Mama“ genannt. Daß er in diesem Augenblick — zum erstenmale — das Wort „Mutter“ gebraucht, das sagte mir in zwei Silben: „Du bist nicht allein — du hast einen Sohn, der deinen Schmerz teilt — der dich über alles liebt und ehrt, der Niemand hat auf dieser Welt, als dich — verlaß dein Kind nicht, Mutter!“

Ich preßte das teure Wesen an mein Herz; — und ihm zu zeigen daß ich verstanden hatte, stammelte auch ich:

„Mein Sohn, mein Sohn!“

Zugleich erinnerte ich mich meines Mädchens — *seines* Mädchens, und mein Entschluß, zu leben, war gefaßt.

Aber der Schmerz war zu unerträglich: ich verfiel in geistige Nacht. Und nicht nur dieses eine mal. Im Lauf der Jahre — in immer längeren Zwischenräumen — blieb ich Rückfällen von Tiefsinn unterworfen, von welchen mir dann in genesenem Zustande gar keine Erinnerung blieb. Jetzt, seit mehreren Jahren, bin ich schon ganz frei davon. Frei von der *bewußtlosen* Schwermut heißt das, nicht aber von bewußten Anfällen bittersten Seelenschmerzes. Achtzehn Jahre

ſind ſeit dem 1. Februar 1871 vergangen, aber der tiefe Groll und die tiefe Trauer, welche die Tragödie jenes Tages mir eingeflößt — die kann keine Zeit — und lebte ich hundert Jahre — verwiſchen. Wenn auch in letzter Zeit die Tage immer häufiger ſich einſtellen, da ich, von den Begebenheiten der Gegenwart eingenommen, an das vergangene Unglück nicht denke, da ich ſogar die Freude meiner Kinder ſo lebhaft mitempfinde, daß mich ſelber noch etwas wie Lebensfreude durchwallt, ſo vergeht doch keine Nacht — **keine** — in der mich mein Elend nicht erfaßte. Das iſt etwas ganz eigentümliches, das ich ſchwer beſchreiben kann, und das nur ſolche verſtehen werden, welche ähnliches an ſich erfahren haben. Es deutet wie auf ein Doppelleben der Seele. Wenn auch das **eine** Bewußtſein, im wachen Zuſtande, von den Dingen der Außenwelt ſo eingenommen ſein kann, daß es zeitweilig **vergißt**, ſo gibt es in der Tiefe meiner Perſönlichkeit noch ein zweites Bewußtſein, welches jene ſchreckliche Erinnerung immer mit dem gleichen treuen Schmerz bewahrt; und dieſes Ich — wenn das andere eingeſchlafen — macht ſich dann geltend, rüttelt das andere gleichſam auf, um ihm ſein Leid mitzuteilen. Allnächtlich — es dürfte immer um dieſelbe Stunde ſein — erwache ich mit einem unſäglichen Wehgefühl . . . Das Herz krampft ſich zuſammen und mir iſt, als ſollte ich bitter weinen, kläglich ſchluchzen. Das dauert ſo einige Sekunden, ohne daß das aufgeweckte Ich noch weiß, warum jenes andere unglückliche gar ſo unglücklich iſt . . . Das nächſte Stadium iſt dann ein weltumfaſſendes Mitleid,

ein voll ſchmerzlichſten Erbarmen geſeufztes: „O ihr armen, armen Menſchen!“ Da nun ſehe ich unter hageldichten Mordgeſchoſſen aufſchreiende Geſtalten zuſammenbrechen — und jetzt erſt erinnere ich mich, daß auch mein Liebſtes ſo zuſammenbrach . . .

Aber im Traume, ſonderbar: da weiß ich nie etwas von meinem Verluſt. Da geſchieht es häufig, daß ich mit Friedrich ſpreche und verkehre, als wäre er noch am Leben. Ganze Auftritte aus der Vergangenheit — aber keine trüben — ſpielen ſich dabei ab: das Wiederſehen nach Schleswig-Holſtein; die Scherze an Sylvias Wiege; unſere Fußtouren in den ſchweizer Bergen; unſere Studienſtunden über geliebten Büchern und hier und da jenes gewiſſe Bild im Abendſonnenſchein, wo mein weißhaariger Mann mit ſeiner Gartenſcheere die Roſenzweige ſtutzt — — „Nicht wahr,“ lächelt er mir zu, „wir ſind ein glückliches altes Paar?“ — — —

Meine Trauerkleider habe ich niemals abgelegt — ſelbſt am Hochzeitstage meines Sohnes nicht. Wer einen ſolchen Mann geliebt, beſeſſen und verloren — ſo verloren — deſſen Liebe muß auch „ſtärker ſein als der Tod“, deſſen Rachegroll kann nimmer erkalten.

Aber wen trifft dieſer Zorn? An wem ſollte ich Rache üben? Die Menſchen, welche die That vollbracht, trifft nicht die Schuld. Der allein Schuldige iſt der Geiſt des Krieges und dieſem nur könnte mein — allzuſchwaches — Verfolgungswerk gelten.

Mein Sohn Rudolf ſtimmt mit meinen Geſinnungen

überein — was ihn aber nicht hindert, natürlich, alljährlich die Waffenübungen mitzumachen und was ihn nicht hindern kann, wenn morgen der über unſeren Häuptern ſchwebende europäiſche Rieſenkrieg ausbricht, an die Grenze zu marſchieren. Und dann werde ich es vielleicht noch einmal ſehen müſſen, wie mein Teuerſtes auf der Welt dem Moloch hingeopfert — wie ein liebegeſegneter Herd, an welchem meinem Alter Ruhe und Friede winkt, in Trümmer geſchlagen wird.

Werde ich das noch erleben müſſen und dann unwiederbringlich dem Wahnſinn verfallen, oder werde ich den Triumph der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit noch ſehen, der jetzt, gerade jetzt in weitverzweigten Bündniſſen und in allen Schichten der Völker ſo ſehnſuchtskräftig nach Bethätigung ringt?

Die roten Hefte — mein Tagebuch — weiſen keine weiteren Eintragungen auf. Unter das Datum 1. Februar 1871 habe ich ein großes Kreuz gemacht, und damit ſchloß auch meine Lebensgeſchichte ab. Nur das ſogenannte Protokoll — ein blaues Heft — welches Friedrich mit mir angelegt und in das wir die Phaſen der Friedensidee aufgezeichnet haben, iſt ſeither mit einigen Notizen bereichert worden.

In den erſten Jahren, welche dem deutſch-franzöſiſchen Krieg folgten, hätte ich — abgeſehen von meinem geiſteskranken Zuſtande — kaum Gelegenheit gehabt, eine Friedenskundgebung zu verzeichnen. Die zwei einflußreichſten Nationen des Feſtlandes ſchwelgten in Kriegsgedanken: die eine im ſtolzen Rückblick auf die errungenen Siege, die andere in ſehnender Er-

wartung einer bevorstehenden Revanche. Allmählich legte sich der Wogengang dieser Gefühle. Diesseits des Rheins wurden die Standbilder der Germania etwas weniger angejubelt und jenseits diejenigen der Stadt Straßburg mit weniger Trauerfloren geschmückt. Da, nach zehn Jahren, konnte die Stimme der Friedensjünger wieder gehört werden. Bluntschli, der große Völkerrechts-Gelehrte — derselbe, mit welchem mein Verlorener sich in Verbindung gesetzt — war es, der bei verschiedenen Würdenträgern und Regierungen sich deren Ansicht über den Völkerfrieden einholte. Damals fiel des schweigsamen „Schlachtendenkers" bekannter Ausspruch: „Der ewige Frieden ist ein Traum — und nicht einmal ein schöner Traum."

„Je nun: wenn Luther den Pabst gefragt hätte, was er von einem Abfall von Rom hält, die Antwort würde da auch nicht reformationsfreundlich ausgefallen sein," schrieb ich damals neben Moltkes Worte in das blaue Heft.

Heute gibt es fast Niemand mehr, der diesen Traum nicht träumte oder der dessen Schönheit nicht zugeben wollte. Und auch Wache gibt es — ganz helle Wache, — welche die Menschheit aus dem langen Schlaf der Barbarei erwecken wollen und thatkräftig, zielbewußt sich zusammenschaaren, um die weiße Fahne aufzupflanzen. Ihr Schlachtruf ist: „Krieg dem Kriege" ihr Losungswort — das einzige Wort, welches noch im stande wäre, das dem Ruin entgegenrüstende Europa zu erlösen — heißt: „Die Waffen nieder!" Allerorts — in England und Frankreich, in Italien, in

den nordiſchen Ländern, in Deutſchland, in der Schweiz, in Amerika — haben ſich Vereinigungen gebildet, deren Zweck es iſt, durch den Zwang der öffentlichen Meinung, durch den gebieteriſchen Druck des Volkswillens die Regierungen zu bewegen, ihre zukünftigen Streitigkeiten einem — durch ſie ſelber vertretenen — internationalen Schiedsgericht zu übermitteln und ſo ein für allemal an Stelle der rohen Gewalt das Recht einzuſetzen. Daß dies kein Traum, keine „Schwärmerei“ iſt, beweiſen die Thatſachen: Alabama, die Karolineninſeln und mehrere andere „Fragen“ wurden auf dieſe Art ſchon beigelegt. Und nicht nur Leute ohne Macht und Stellung — wie einſt der arme Grobſchmied — ſind es nunmehr, welche ſich zu dieſem Friedenswerk zuſammenthun, nein. Parlamentsmitglieder, Biſchöfe, Gelehrte, Senatoren, Miniſter ſtehen auf den Liſten. Dazu noch jene Partei, deren Anhänger ſchon nach Millionen zählen, die Partei der Arbeiter, des Volkes, auf deren Programm unter den wichtigſten Forderungen der „Völkerfrieden“ obenanſteht. — Mir iſt das alles bekannt (die Mehrzahl der Leute erfährt es nicht), weil ich mit jenen Perſönlichkeiten im Verkehr geblieben bin, mit welchen Friedrich im Hinblick auf ſein edles Ziel Verbindungen angeknüpft hatte. Was ich durch dieſe über die Erfolge und Pläne der Friedensgeſellſchaften erfahren, das ward getreulich in das „Protokoll“ eingetragen.

Die letzte dieſer Eintragungen iſt folgender Brief, den auf eine diesbezügliche Anfrage der Präſident der

in London ihren Hauptſitz habende Liga an mich geſchrieben hat:

International Arbitration and Peace
Association. London 41, Outer Temple
July 1889.

Madame,

You have honoured me by inquiring as to the actual position of the great question to which you have devoted your life. Here is my answer: At no time, perhaps, in the history of the world, has the cause of peace and goodwill ben more hopeful. It seems that, at last, the long night of death and destruction will pass away: and we who are on the mountain top of humanity, think that we see the first streaks of the dawn of the kingdom of Heaven upon earth. It may seem strange, that we should say this at a moment, when the world has never seen so many armed men and such frightful engines of destruction ready for their accursed work: — but when things are at their worst, they begin to mend. Indeed, the very ruin which these armies are bringing in their train, produces universal consternation; and soon the oppressed Peoples must rise and with one voice say to their rulers: „Save us, and save our children from de famine which awaits us, if these things continue; — Save Civilisation and all the triumphs which the efforts of wise and great men have accomplished in its name; save the world from a return to barbarism, rapine and terror!"

„What indications", do you ask, „are there of such a dawn of a better day?" Well, let me ask in reply is not the recent meeting at Paris of the Representatives of one hundred Societies for de declaration of international concord, for the substitution of a state of law and justice for that of force and wrong, an event unparalleled in history? Have we not seen men of

many nations assembled on this occasion and elaborating with enthusiasm and unanimity, practical schemes for this great end? Have we not seen, for the first time in history, a Congress of Representatives of the parliaments of free nations declaring in favour of treaties being signed by all civilised States, whereby they shall bind themselves to defer their differences to the arbitrament of ebuity, pronounced by an authorised tribunal instead of a resort to wholesale murder.

Moreover, these representatives have pledged themselves to meet every yeau in some city of Europe, in order to considor every case of misunderstanding or conflict, and to exercise their influence upon Governments in the cause oft just and pacific settlements. Surely, the most hoqeless pessimist must admit that these are signs of a future, when war shall be regarded as the most foolish and most criminal blot upon man's record?

Dear Madam accept the expression of my profound esteem.

Yours truly
Hodgson Pratt.*)

---

*) Gnädige Frau. Sie haben mich mit einer Anfrage über die gegenwärtige Lage der großen Sache beehrt, der Sie Ihr Leben geweiht haben. Hier iſt meine Antwort: Zu keiner Zeit in der Weltgeſchichte ſtand die Sache des Friedens ſo hoffnungsvoll wie heute. Es will ſcheinen, daß nun endlich die lange Nacht des Totſchlags und der Zerſtörung aufhören ſoll, und wir, die wir auf der Bergeshöhe der Menſchheit ſtehen, glauben, daß wir die erſten Strahlen des Himmelreichs auf Erden ſehen. Es mag ſonderbar klingen, daß wir dies zu einer Zeit ſagen, da die Welt wie nie zuvor mit bewaffneten Männern angefüllt iſt und mit Schreckensmaſchinen, die zu ihrem fluchwürdigen Werke bereit ſtehen; — aber wenn die Dinge zum ſchlimmſten gelangt ſind, beginnen ſie, ſich zum beſſern zu wenden. In der That, der Ruin, den dieſe Rieſenheere nach ſich ziehen,

Die interparlamentariſche Konferenz, auf welche Hodgſon Pratt anſpielt — die erſte derartige Verſammlung, welche die Geſchichte aufweiſt — ward von Jules Simon präſidiert. Hier ein Bruchſtück aus ſeiner Eröffnungsrede:

Ich bin glücklich, in dieſen Räumen die autoriſierten Vertreter der Friedensfreunde verſchiedener Nationen gegenwärtig zu ſehen. Eine gewiſſe Anzahl hat ſich eingefunden. Ich wollte, es wäre eine Menge, oder ich wollte auch, die Zahl wäre kleiner, aber es wäre dies, ſtatt eines freiwilligen — ein offizieller diplomatiſcher Kongreß. Aber was wir nicht mit Geſetzeskraft verfügen können, dazu können wir doch wirkſam beitragen. Als Vertreter der verſchiedenen Staaten können wir von der größten Gewalt, die es gibt — nämlich die Gewalt, die uns von unſern Wählern übertragen iſt — den vortrefflichſten Gebrauch machen.

---

bringt allgemeine Konſternation hervor: und bald müſſen die bedrückten Völker ſich erheben und mit einer Stimme ihren Lenkern zurufen: „Rettet uns und rettet unſere Kinder vor der Hungersnot, die uns droht, wenn die Dinge ſo fortgehen; — Rettet die Civiliſation und alle Errungenſchaften, welche in ihren Namen von großen und weiſen Männern vollbracht worden ſind; rettet die Welt vor einem Rückfall in Barbarei, Raub und Schrecken.

„Welche Anzeichen gibt es, fragen Sie, daß ſolche beſſere Zeiten herankommen?“ Nun denn, frage ich als Erwiderung, iſt nicht die eben in Paris ſtattgehabte Begegnung der Delegierten von mehr als hundert Geſellſchaften behufs Erklärung internationaler Eintracht und Einſetzung eines Zuſtandes der Gerechtigkeit und Geſetzlichkeit an Stelle des Gewaltzuſtandes iſt dies nicht ein in der Geſchichte noch nie dageweſenes Ereignis? Haben wir da nicht Männer aus allen Nationen verſammelt geſehen, die mit Begeiſterung und Einſtimmigkeit praktiſche Vorſchläge zu dem großen Ziele durchgearbeitet haben? Haben wir nicht auch — zum erſtenmale in der Geſchichte — einen Kongreß

Sie ſollen es wiſſen, meine Herren, die Majorität unſeres Landes iſt friedensfreundlich. Laſſen Sie mich denn in Übereinſtimmung mit den Franzoſen Sie Alle aus tiefſtem Herzensgrunde willkommen heißen ꝛc. ꝛc.

Die bei dieſer Konferenz anweſenden Mitglieder der däniſchen, ſpaniſchen und italieniſchen Parlamente haben beſchloſſen, im Verlauf der nächſten Seſſionen ihren betreffenden Regierungen den Antrag auf Einſetzung internationaler Schiedsgerichte vorzubringen. Die nächſte interparlamentariſche Konferenz ſoll im Juli 1890 in London zuſammentreten.

Auch ein Fürſtenmanifeſt findet ſich in dem blauen Heft — datiert März 1888 — ein Manifeſt, aus welchem endlich — mit altem Herkommen brechend —

---

von Parlamentsmitgliedern verſchiedener Staaten geſehen, welche ſich zu Gunſten von Verträgen erklärten, denen ſich alle ziviliſierten Staaten anzuſchließen hatten und durch welche ſie ſich verbindlich machten, die Schlichtung ihrer Streitigkeiten dem Schiedsſpruch eines autoriſierten Tribunals zu überantworten, ſtatt ihre Zuflucht zu Maſſenmord zu nehmen.

Überdies: Dieſe Parlamentarier haben ſich verpflichtet, alljährlich in irgend einer europäiſchen Stadt zuſammenzutreten, um jeden zu Mißverſtändniſſen oder Konflikten Anlaß gebenden Fall zu unterſuchen, und ihren Einfluß auf die Regierungen zu gunſten von gerechten und friedlichen Löſungen geltend zu machen. Das ſind doch — dies muß der ärgſte Peſſimiſt auch zugeben — Anzeichen einer Zukunft, in welcher der Krieg als die verbrecheriſcheſte Thorheit betrachtet werden wird, welche die Menſchheitsgeſchichte aufzuweiſen hat.

Genehmigen Sie, gnädige Frau, die Verſicherung meiner tiefſten Verehrung.

Ihr ergebener

Hodgſon Pratt.

ſtatt des kriegeriſchen, ein friedlicher Geiſt hervorleuchtete Aber der Edle, der jene Worte an ſein Volk erlaſſen, der Sterbende, der mit dem Aufwand ſeiner letzten Kraft nach dem Szepter griff, das er handhaben wollte. als wär's einen Palmenzweig — der blieb machtlos an das Schmerzenslager gefeſſelt, und nach kurzer Friſt war Alles vorbei . . .

Ob ſein Nachfolger — der begeiſterungsglühende, der großes wollende — ſich für das Friedensideal begeiſtern wird?? Nicht iſt's unmöglich.

* * *

„Mutter, willſt Du übermorgen Deine Trauerkleidung nicht ablegen?"

Mit dieſen Worten trat heute morgen Rudolf in mein Zimmer. Für übermorgen nämlich — 30. Juli 1889 — iſt die Taufe ſeines erſtgebornen Sohnes angeſetzt.

„Nein, mein Kind," antwortete ich.

„Aber bedenke, an einem ſolchen Freudenfeſte wirſt Du doch nicht traurig ſein — warum alſo das äußere Zeichen der Trauer beibehalten?"

„Und Du wirſt doch nicht abergläubiſch ſein und fürchten, das ſchwarze Kleid der Großmutter könne dem Enkel Unglück bringen?"

„Das wohl nicht — aber es ſtimmt nicht zu der umgebenden Fröhlichkeit. Haſt Du denn einen Eid geſchworen?"

„Nein — es iſt nur ein gefaßter Vorſatz. Aber

ein Vorſatz, der an ein ſolches Andenken ſich knüpft — Du weißt, was ich meine — der nimmt die Unverbrüchlichkeit eines Eides an.“

Mein Sohn neigte das Haupt und beharrte nicht weiter.

„Ich habe Dich in Deiner Beſchäftigung geſtört ... Du ſchreibſt?“

„Ja — meine Lebensgeſchichte. Ich bin gottlob zu Ende. Das war das letzte Kapitel. —“

„Wie willſt Du den Schluß Deiner Geſchichte geben? Du lebſt ja noch — und ſollſt noch viele Jahre, viele glückliche Jahre unter uns verbringen, Mutter! mit der Geburt meines kleinen Friedrich, den ich dazu erziehen werde, die Großmama anzubeten, beginnt ja wieder ein neues Kapitel für Dich.“

„Du biſt ein gutes Kind, mein Rudolf. Ich müßte undankbar ſein, wenn ich an Dir nicht Stolz und Freude hätte ... und ebenſo ſtolze Freude macht mir meine — ſeine holde Sylvia: ja, ich gehe einem geſegneten Alter entgegen. Ein milder Abend — aber die Geſchichte des Tages iſt doch aus, wenn die Sonne untergegangen, nicht wahr?“

Er antwortete nur mit einem ſtummen, mitleidsvollen Blick.

„Ja, das Wort ‚Ende‘ unter meiner Biographie iſt berechtigt. Als ich den Entſchluß faßte, dieſelbe zu ſchreiben, beſchloß ich zugleich, beim 1. Februar 1871 abzubrechen. Nur, wenn Du mir auch noch durch den Krieg entriſſen worden wäreſt, was ja ſo leicht hätte geſchehen können — zum Glück warſt Du zur Zeit

des bosniſchen Feldzuges noch nicht wehrpflichtigen Alters — nur dann hätte ich mein Buch noch verlängern müſſen. Doch ſo wie es iſt, war es ſchon ſchmerzlich genug zu ſchreiben."

„Und wohl auch — zu leſen . . ." bemerkte Rudolf, in der Handſchrift blätternd.

„Das hoffe ich. Wenn dieſer Schmerz nur in einigen Herzen thatkräftigen Abſcheu gegen die Quelle des hier geſchilderten Unglücks weckt, ſo werde ich nicht vergebens mich gequält haben."

„Haſt Du aber auch alle Seiten der Frage beleuchtet, alle Argumente erſchöpft, den Wurzelkomplex des Kriegsgeiſtes analiſiert, die wiſſenſchaftlichen Grundlagen genügend aufgebaut? Haſt Du —"

„Mein Lieber, wo denkſt Du hin? Ich habe ja nur ſagen können, was ſich in meinem Leben — in meinen beſchränkten Erfahrungs- und Empfindungskreiſen abgeſpielt. Alle Seiten der Frage beleuchtet? Gewiß nicht! Was weiß ich z. B. — ich, die reiche, hochgeſtellte — von den Leiden, die der Krieg über die Maſſen des Volkes verhängt? Was kenne ich von den Plagen und böſen Einflüſſen des Kaſernenlebens? Und die wiſſenſchaftlichen Grundlagen? Wie komme ich dazu, in ökonomiſch-ſozialen Fragen bewandert zu ſein, und dieſe ſind es — ſo viel weiß ich nur — welche ſchließlich alle Umbildungen beſtimmen . . . Keine Geſchichte des vergangenen und zukünftigen Völkerrechts ſtellen dieſe Blätter dar — eine Lebensgeſchichte nur."

„Fürchteſt Du nicht eins? Man merkt die Abſicht und —“

„Verſtimmt wird man doch nur durch eine durchſchaute Abſicht, die der Urheber ſchlau zu verbergen meinte. Die Meinige aber liegt unverhohlen zu Tage — iſt ſie doch mit drei Worten ſchon auf dem Titelblatt verkündet.“

* * *

Die Taufe hat nun geſtern ſtattgefunden. Dieſe Feier geſtaltete ſich zu einer doppelt glückverheißenden, denn meine Tochter Sylvia und ihres kleinen Neffen Taufpate — den wir ſchon lange heimlich im Herzen trugen —: Graf Anton Delnitzky — haben ſich bei dieſer Gelegenheit verlobt

So bin ich durch meine Kinder rings von glücklichen Verhältniſſen umgeben. Rudolf, ſeit ſechs Jahren in den Beſitz des Dotzkiſchen Majorats gelangt und ſeit vier Jahren mit der ihm von Kindheit an beſtimmt geweſenen Beatrix, geborenen Griesbach — dem wunderlieblichſten Geſchöpf, das man ſich vorſtellen kann — verheiratet, ſieht nun durch die Geburt eines Erben ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllt. Kurz: beneidenswerte, glänzende Loſe.

Ein im Gartenſaal eingenommenes Diner verſammelte die Taufgäſte. Die Glasthüren ſtanden offen und die Luft des herrlichen Sommernachmittags ſtrömte roſenduftend herein.

Neben mir, an unſerer Tafelrunde, ſaß Gräfin Lori Griesbach, Beatrixens Mutter. Dieſelbe iſt nun-

mehr Witwe. Ihr Mann fiel in der bosniſchen Expedition. Sie hat ſich den Verluſt nicht ſtark zu Herzen genommen. Keinesfalls trägt ſie ewige Trauer. Im Gegenteile: diesmal iſt ſie mit granatrotem Brocat und brillantenem Geſchmeide angethan. Sie iſt gerade ſo oberflächlich geblieben, wie ſie es in ihrer Jugend war. Toilettenfragen, ein paar franzöſiſche und engliche Moderomane, Geſellſchaftsklatſch: das genügt noch immer, ihren Horizont zu füllen. Selbſt das Kokettieren hat ſie nicht ganz gelaſſen. Auf junge Leute hat ſie es zwar nicht mehr abgeſehen, aber ältere, hohen Rang oder hohes Amt bekleidende Perſönlichkeiten ſind vor ihren Eroberungsgelüſten nicht ſicher. Gegenwärtig ſcheint mir, hat ſie Miniſter Allerdings aufs Korn genommen. Dieſer hat übrigens ſeinen Namen gewechſelt: wir nennen ihn jetzt, eines neu angenommenen Ausdrucks halber „Miniſter Andererſeits.“

„Ich muß Dir ein Geſtändnis machen,“ ſagte mir Lori, nachdem ich mit ihr auf des Täuflings Geſundheit angeſtoßen. „Bei dieſer feierlichen Gelegenheit, da wir unſeren beiderſeitigen Enkel getauft haben, muß ich Dir gegenüber mein Gewiſſen entlaſten. Ich war ganz ernſtlich in Deinen Mann verliebt.“

„Das haſt Du mir ſchon öfters geſtanden, liebe Lori.“

„Er blieb aber ſtets ganz gleichgültig.“

„Auch das iſt mir bekannt.“

„Du hatteſt doch einen goldtreuen Mann, Martha! Dasſelbe kann ich von dem meinigen nicht behaupten. Aber nichts deſtoweniger: es hat mir ſehr leid gethan

um Griesbach. Nun — er ſtarb eines glorreichen Todes, das iſt mein Troſt . . . Freilich iſt das eine langweilige Exiſtenz als Witwe. Beſonders wenn man älter wird . . . ſo lange man Freier und Kourmacher hat, iſt die Witwenſchaft nicht ohne . . . aber jetzt, ich verſichere Dich, es wird einem in der Einſamkeit ganz melachoniſch . . . Bei Dir iſt das etwas Anderes: Du lebſt bei Deinem Sohn — aber ich verlange mir gar nicht, bei der Beatrix zu bleiben . . . Sie verlangt es ſich übrigens auch nicht: Schwiegermutter im Haus, das thut nicht gut; denn man will doch im Hauſe die Herrin ſein . . . Zwar ärgert man ſich mit den Dienſtboten, das iſt ſchon wahr; aber wenigſtens kann man über ſie befehlen. Du darfſt es mir glauben: ich wäre gar nicht abgeneigt, noch einmal zu heiraten. Natürlich eine Vernunftheirat mit irgend einem geſetzten —"

„Miniſter oder ſo etwas —" unterbrach ich lächelnd.

„O Du Schlau — Du durchblickſt mich ſchon wieder! Du — ſchau dorthin: bemerkſt Du denn nicht, wie der Toni Delnitzky in Deine Sylvia hineinredet? Das iſt ja kompromettant."

„Laß gut ſein. Die Beiden ſind auf dem Wege von der Kirche hierher einig geworden. Sylvia hat es mir anvertraut — morgen wird der junge Mann bei mir um ihre Hand anhalten."

„Was Du nicht ſagſt? Nun, dann kann man ja gratulieren! Soll zwar mitunter ein leichter Vogel geweſen ſein, der ſchöne Toni . . . aber das ſind ſie

ja Alle — das geht schon nicht anders und wenn man bedenkt, welche prächtige Partie er ist“ . . .

„Das hat meine Sylvia nicht bedacht: sie liebt ihn.“

Nun, desto besser — das ist eine schöne Zugabe in die Ehe.“

„Zugabe? Es ist das Um und Auf.“

Einer der Gäste, ein k. u. k. Oberst a. D., klopfte an sein Glas und: „oh weh — ein Toast!“ dachten wohl die meisten, in dem sie ihre Sondergespräche unterbrachen und sich seufzend anschickten, dem Redner zu lauschen. Es war aber auch zum seufzen; dreimal blieb der Unglückliche stecken und die Wahl seiner vorgebrachten Wünsche war nicht minder unglücklich. Der Täufling wurde gepriesen, in einer Zeit geboren worden zu sein, in der das Vaterland bald Söhne brauchen werde . . . „Möge er einst ruhmreich wie sein mütterlicher Urgroßvater, wie sein väterlicher Großvater das Schwert führen . . . möge er selbst viele Söhne zeugen, die ihrerseits den Vater und den Vätern Ehre machen, und wie so viele der auf den Feldern der Ehre gebliebenen Väter . . . Väter — für die Ehre des Landes ihrer Väter — ihrer Väter und Vatersväter siegen oder — kurz: Friedrich Dotzky lebe hoch!“

Die Gläser klirrten, aber die Rede hatte nicht gezündet. Daß dieses kaum ins Dasein getretene Leben jetzt schon auf die Totenliste kommender Schlachten gesetzt wurde, machte keinen freundlichen Eindruck.

Um dieses düstere Bild zu verscheuchen, fühlte sich einer der Anwesenden veranlaßt, die tröstliche Bemerkung vorzubringen, daß die gegenwärtigen Kon-

junkturen einen längeren Frieden verbürgten, daß der Dreibund —

Damit war das allgemeine Gespräch wieder glücklich auf das politische Gebiet gebracht und Minister Andererseits ergriff das Wort.

„In der That (Lori Griesbach hing an seinem Munde), es liegt zu Tage: die Wehrtüchtigkeit, welche wir erreicht haben, ist etwas Großartiges und dürfte alle Friedensbrecher abschrecken. Das Landsturmgesetz, welches alle tauglichen Staatsbürger vom 19. bis 42., die einstigen Offiziere sogar bis zum 60. — Lebensjahre zum Kriegsdienst verpflichtet, erlaubt uns, beim ersten Aufgebot allein 4800000 Soldaten aufzustellen. Andererseits läßt sich nicht leugnen, daß das wachsende Mehrerfordernis, welches von der Heeresverwaltung in Anspruch genommen wird, schwer auf der Bevölkerung lastet, und daß die zur ausgiebigen Schlagfertigkeit des Reiches erforderlichen Maßnahmen im umgekehrten Verhältnis zur Frage der Regelung der Finanzlage stehen; es ist aber andererseits erhebend, mit welchem opferfreudigen Patriotismus die Volksvertreter stets und allerorts die von dem Kriegsministerium geforderte Mehrbelastung bewilligen; sie erkennen die von allen einsichtigen Politikern zugegebene, durch die Wehrhaftigkeitsentfaltung der Nachbarstaaten und durch die politische Situation bedingte Notwendigkeit, alle anderen Rücksichten dem eisernen Zwang der militärischen Kräftigung unterzuordnen.“

„Der leibhaftige Leitartikel!“ bemerkte Jemand halblaut.

„Andererſeits“ fuhr aber fort:

„Umſomehr, als dadurch ja eine Bürgſchaft geſchaffen wird für die Erhaltung des Friedens. Denn, indem wir in traditionellem Patriotismus zur Sicherung der Grenzen es der unausgeſetzten Steigerung der Wehrkraft unſerer Nachbarſtaaten gleichthun, erfüllen wir eine erhabene Pflicht und hoffen, etwa drohende Gefahren auch fernerhin zu bannen. So erhebe ich denn dieſes Glas auf dasjenige Prinzip, welches, wie ich weiß, unſerer Baronin Martha ſo ſehr am Herzen liegt — ein Prinzip, das auch die Signatarmächte der mitteleuropäiſchen Friedensliga hochhalten, und ich fordere Sie auf, mit mir anzuſtoßen: Es lebe der Frieden! Möge ſeine Wohlthat uns noch recht lange erhalten bleiben!“

„Darauf trinke ich nicht,“ ſagte ich. „Der bewaffnete Friede iſt keine Wohlthat . . . und nicht lange ſoll uns der Krieg verhütet bleiben, ſondern immer. Wenn man ſich auf die Meerfahrt macht, ſoll die Zuſicherung nicht genügen, daß recht lange das Schiff an keiner Klippe zerſchelle. Daß die ganze Fahrt glücklich überſtanden werde, darnach wird der ehrliche Kapitän trachten.“

Doktor Breſſer, noch immer unſer beſter Hausfreund, kam mir zu Hilfe:

„In der That, Excellenz, können Sie an den ehrlichen, aufrichtigen Friedenswillen Jener glauben, die mit Leidenſchaft, mit Begeiſterung — Soldaten ſind? Die alles, was den Krieg gefährdet — nämlich Abrüſtung, Staatenbund, Schiedsgericht — nicht nennen

hören wollen? Könnte denn die Freude an Arſenalen und Feſtungen und Manövern und dergleichen beſtehen, wenn dieſe Dinge wirklich nur als das betrachtet würden, wofür man ſie ausgiebt: als Vogelſcheuchen? Alſo, damit man ſie niemals brauche, der ganze Koſtenaufwand ihrer Herſtellung! Die Völker müſſen ihr ganzes Geld hergeben, um an den Grenzen Befeſtigungen zu machen, in der Abſicht, ſich über die Grenzen hin Kußhändchen zuzuwerfen? Zu einer bloßen Friedens-Aufrechterhaltungs-Gendarmerie läßt ſich das Militär nicht herabdrücken — der oberſte Kriegsherr wird doch nicht einem Heer von ewigen Kriegsvermeidern vorſtehen ſollen? Hinter dieſer Maske — der „si vis pacem"-Maske — blinzeln die einverſtändlichen Blicke, und die jedes Kriegsbudget bewilligenden Abgeordneten blinzeln mit."

„Die Volksvertreter?" unterbrach der Miniſter. „Man kann den Opfermut doch nur loben, deſſen dieſe in ernſten Zeiten niemals ermangeln und welcher in der einhelligen Votierung der entſprechenden Geſetze erhebenden Ausdruck findet."

„Verzeihen Sie, Excellenz, dieſen einhelligen Stimmabgebern wollte ich einem nach dem andern zurufen: Dein Ja wird jener Mutter ihr einziges Kind rauben; — deines bohrt jenem armen Wicht die Augen aus; — deines ſchießt eine unerſetzliche Bücherei in Brand; — deines zerſtampft das Hirn eines Dichters, der deines Landes Ruhm geweſen wäre . . . Aber ihr habt dieſes „Ja" votiert, um nur ja nicht feige zu ſcheinen — als ob man gerade nur für ſich die Aſſen-

tierung fürchten müßte. — Seid ihr denn nicht da, um des Volkes Willen zur Geltung zu bringen? Und das Volk will die produktive Arbeit, will die Entlaſtung, will den Frieden . . .“

„Ich hoffe, lieber Doktor,“ bemerkte der Oberſt bitter, „daß Sie niemals Abgeordneter werden; das ganze Haus würde Sie auspfeifen.“

„Mich dem auszuſetzen, würde ſchon beweiſen, daß ich nicht feige bin. Gegen den Strom zu ſchwimmen erfordert die ſtählerne Kraft.“

„Wenn aber der Ernſtfall einträte und man ſtände unvorbereitet da?“

„Man bereite einen Rechtszuſtand vor, der den Eintritt des „Ernſtfalles“ unmöglich mache. Denn was dieſer Fall ſein wird, Herr Oberſt, von dem kann heutzutage kein Menſch einen klaren Begriff faſſen. Bei der Furchtbarkeit der gegenwärtig erreichten und noch immer ſteigenden Waffentechnik, bei der Maſſenhaftigkeit der Streitkräfte wird der nächſte Krieg wahrlich kein „ernſter“, ſondern ein — es giebt gar kein Wort dafür — ein Rieſenjammer-Fall ſein . . . Hilfe und Verpflegung unmöglich . . . Die Sanitätsvorkehrungen und Proviantvorkehrungen werden den Anforderungen gegenüber als die reine Ironie ſich erweiſen; der nächſte Krieg, von welchem die Leute ſo geläufig und gleichmütig reden, der wird nicht Gewinn für die Einen und Verluſt für die Anderen bedeuten, ſondern Untergang für Alle. Wer hier unter uns ſtimmt für dieſen Ernſtfall?“

„Ich allerdings nicht,“ ſagte der Miniſter; „Sie

auch nicht, lieber Doktor — aber die Menſchen im Allgemeinen . . . Auch unſere Regierung nicht, dafür kann ich gutſtehen — aber die anderen Staaten." . .

„Mit welchem Rechte halten Sie andere Leute für ſchlechter und unvernünftiger als ſich und mich? Da will ich Ihnen ein kleines Märchen erzählen:

Vor der geſchloſſenen Pforte eines ſchönen Gartens, gar ſehnſüchtig hineinſchauend, ſtand ein Haufen Menſchen, tauſendundeiner an der Zahl. Der Pförtner hatte den Auftrag, die Leute hereinzulaſſen, falls die Mehrzahl unter ihnen den Einlaß wünſchte. — Er rief den Einen herbei: „Sag' — aber aufrichtig — möchteſt Du herein?" — O ja, ich ſchon, aber die andern Tauſend ſicher nicht." Dieſe Antwort ſchrieb der kluge Pförtner in ſein Notizbuch. Dann rief er einen Zweiten. Der ſagte dasſelbe. Wieder trug der Kluge unter die Rubrik „ja" die Ziffer 1, unter die Rubrik „nein" die Ziffer 1000 ein. Das ging ſo bis zum letzten Mann. Dann addierte er die Zahlen. Das Ergebnis war: 1001 „ja", über eine Million „nein". So blieb das Thor verſchloſſen, denn das „nein" hatte eine erdrückende Majorität. Und das kam daher, weil Jeder, ſtatt nur für ſich, auch für die Anderen antworten zu müſſen glaubte."

„Allerdings," ſprach der Miniſter nachdenklich, und wieder ſchlug Lori Griesbach bewundernde Augen zu ihm auf — „es wäre allerdings eine ſchöne Sache, wenn die einſtimmige Votierung einer Entwaffnungsvorlage ſtattfinden würde; — aber andererſeits, welche Regierung wird es wagen, den Anfang zu machen?

Allerdings gibt es nichts Wünschenswerteres als Eintracht: aber andererseits: wie kann man, so lange menschliche Leidenschaften, Sonderinteressen u. s. w. bestehen, dauernde Eintracht für möglich halten?"

„Erlauben Sie," nahm jetzt mein Sohn Rudolf das Wort. „Vierzig Millionen Einwohner eines Staates bilden ein Ganzes. Warum also nicht mehrere hundert Millionen? Soll das mathematisch und logisch beweisbar sein: so lange menschliche Leidenschaften, Sonderinteressen u. s. w. bestehen, können wohl 40 Millionen Leute darauf verzichten, sich untereinander zu bekriegen — drei Staaten sogar, wie gegenwärtig der Dreibund, können sich verbünden und eine „Friedensliga" bilden — aber fünf Staaten können dies nicht, dürfen dies nicht? Wahrlich, wahrlich: unsere heutige Welt gibt sich für ungeheuer klug aus und belächelt die Wilden — und doch: in manchen Dingen können auch wir nicht bis fünf zählen."

Einige Stimmen erhoben sich: „Was? Wild? — Das uns — mit unserer überfeinerten Kultur? Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts?"

Rudolf stand auf:

„Ja, wild — ich nehme das Wort nicht zurück. Und so lange wir uns an die Vergangenheit klammern, werden wir Wilde bleiben. Aber schon stehen wir an der Pforte einer neuen Zeit — die Blicke sind nach vorwärts gerichtet, Alles drängt mächtig zu anderer, zu höherer Gestaltung . . . Die Wildheit mit ihren Götzen und ihren Waffen — schon schleuderten sie Viele von sich. Wenn wir der Barbarei auch noch näher

ſind als die Meiſten glauben, ſo ſind wir vielleicht auch der Veredlung näher als Viele hoffen. Schon lebt vielleicht der Fürſt oder der Staatsmann, der die in aller künftigen Geſchichte als die ruhmreichſte, leuchtendſte der Thaten geltende That vollbringen wird, der die allgemeine Abrüſtung durchſetzt. Schon ſtürzt jener Wahn zuſammen, kraft deſſen der Staatsegoismus einen ſo täuſchenden Anſchein von Berechtigung hat — der Wahn, daß der Schaden des Einen den Nutzen des Anderen befördere . . . Schon dämmert die Erkenntnis, daß die Gerechtigkeit als Grundlage alles ſozialen Lebens dienen ſoll . . . und aus ſolcher Erkenntnis wird die Menſchlichkeit hervorblühen, die Edelmenſchlichkeit, wie Friedrich Tilling zu ſagen pflegte . . . Mutter, hier dieſes Glas trinke ich dem Andenken Deines ewig unvergeſſenen Geliebten und Betrauerten, dem auch ich Alles verdanke, was ich denke und was ich bin. Und aus dieſem Glaſe" — er warf es an die Wand, wo es zerſchellte — „wird kein anderer Trunk mehr gemacht und heute — zu des Neugeborenen Tauffeſt wird kein anderer Toaſt mehr geſprochen, als dieſer: es lebe die Zukunft! Ihre Aufgaben zu vollbringen, dazu wollen wir uns ſtählen — nicht: unſerer Vatersväter — wie die alte Phraſe lautet — wollen wir trachten, uns würdig zu zeigen — nein: unſerer Enkelſöhne! . . . Mutter — was iſt Dir?" unterbrach er ſich. „Du weinſt? . . . Was ſiehſt Du dort?"

Mein Blick war nach der offenen Glasthür gerichtet. Die Strahlen der untergehenden Sonne um-

woben einen Roſenſtock mit zittergoldigem Dunſt und davon ſich abhebend — in lebenswahrer Deutlichkeit — mein Traumbild: Ich ſehe die Gartenſcheere flimmern — das weiße Haupthaar glänzen . . . „Nicht wahr“ — lächelt er zu mir herüber — „wir ſind ein glückliches altes Paar?“

Weh' mir! — — —

Ende.

Empfehlenswerte Bücher

aus

E. Pierson's Verlag in Dresden.

Abfall, Der — vom Weibe. Studie.	2 —
Abraham-Rieve, Katharina: Frauenliebe und Blumenleben. Ein Novellenstrauß.	2 —
Adelt, Leonh.: Werden. Novelle.	2 —
Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia v.: Die Augen der Assunta u. a. Novellen. 2. Aufl.	3 —
— Die blonden Frauen von Ulmenried. Eine Familiengeschichte aus vier Jahrhunderten. 3. Aufl.	3 —
— Tropfen im Ocean. Dichtungen. 2. Aufl.	4 —
— Raoul. Ein Sang aus alten Tagen. 2. Aufl.	3 —
— Ein Kampf ums Glück. Roman.	3 —
— Ca'Spada. Roman.	3 50
Albert, Adam: Almdisteln. Hochlands-Novellen.	3 50
— Der Zollkommissär. Ein Roman von der Grenze.	4 —
— Die Dorfrebellen. Roman.	3 50
Alberti, Conrad: Ohne Schminke. Wahrheiten über das moderne Theater.	1 25
Albin, Eugenie: Tout comprendre — c'est tout pardonner. Roman.	2 —
Alma, Marie: Lapis lazuli. Gedichte.	2 —
Almus, Werner: Die Sünden der Väter. Drama.	2 50
Altburg, J.: Bewegte Herzen. Novellen. 2. Aufl.	1 70
Alten, A. G.: Nordpol. Lustspiel.	2 —
— Feindliche Werte. Trauerspiel.	2 —
Altenberg, S.: Aus Liebe! Novelle.	1 50
Amelang, Gust.: Hennings von Treffenfeld. Vaterländisches Schauspiel.	2 —
Amyntor, Gerh. v. (D. v. Gerhardt): Hypochondrische Plaudereien. Neue Folge. 3. Aufl.	2 —
Anderſens Bilderbuch ohne Bilder. In Versen von Herm. Rockstroh.	1 50
André, Martha: Wie das so ist... Novellen.	2 50

Andrea, Ant.: Durch die enge Pforte. Roman.	3 —
Angelus, Franciscus: Die Güldene Hochzeit. Erzählung.	4 —
Annuske, E. (O. Gäander): Wenn das Herz jung ist! Heitere Geschichten. 2. Aufl. von „Weihnachts- und Sommergeschichten".	2 —
Anzengruber, Ludw.: Der Fleck auf der Ehr'. Volksstück mit Gesang in 3 Akten.	1 50
— Heimg'funden! Wiener Weihnachts-Komödie in 3 Akten.	1 50
— Stahl und Stein. Volksstück mit Gesang in 3 Akten.	2 —
Aram, Kurt: Die Agrarkommission. Komödie in 3 Akten.	1 —
— Gedichte.	2 —
— Ananian. Drama.	2 —
Arber, Lilly: Hysterisch. Novellen.	2 —
Arens, Wilh.: Tatkraft. Roman.	2 50
Arent, Wilh.: Liebfrauenmilch. Gedichte.	3 —
— Durchs Kaleidoskop. Gedichte.	3 —
— Lebensphasen — Phantasus. Gedichte.	5 —
Arminius, Wilh.: Das Bild der Wendengöttin. Dichtg.	1 50
— Um den Wildsee. Schwarzwald-Novelle in Versen.	4 —
Arnold, Hans (Frau Babette v. Bülow): Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet. Humoresken. 2. Aufl.	3 50
Aschenbach, Hanna: Fräulein Chef. Roman.	4 —
— Elfe. Roman. 2 Bände.	6 —
Astura, Manfr.: St. Hubertus. Roman.	3 —
Aufhäuser, Dr. phil. Dav.: Lucindens Fluch. Ein Goethespiel.	1 50
August, Albert: Die Schwestern. Singspiel. — Der bedeutsame Ball. Lustspiel.	1 50
— Das Weib als Freundin. Drama.	1 50
Bader, Franz: Weihestunden der Kunst. Dichtungen.	2 50
Baer, Ida L.: Gute Kameraden. Erzählung.	3 —
Bahr, Herm.: Russische Reise.	2 —
— Die Überwindung des Naturalismus. Als 2. Reihe von „Zur Kritik der Moderne". 2. Aufl.	4 50
Balcke-v. Enkevort, Probleme. Roman.	3 —

Baldauf, Grete: Lieder eines Mädchens aus dem Volke. 7. Aufl. — 75
— Neue Lieder eines Mädchens aus dem Volke. 4. Aufl. 1 50
Barazetti, Sofie (geb. v. Le Monnier): Apſara. Zwiſchen Lipp' und Kelchesrand. Novellen. 2. Aufl. 2 —
Barbach, Hermann: Studienblätter. 1 50
Barinkay, S.: Buch der Roſen. Gedichte. 1 50
Barrili, A. G.: Epheu und Ulme. Roman. 3 —
Baudiſſin, Gräfin A.: „Ihr, die Ihr Euch Herren der Schöpfung nennt" und andere Humoresken. 2 —
Bayerl, Vinz.: Fahrendes Volk. Erinnerungen aus meinem Wanderleben. 1 70
Beaulieu, G. v.: Leibeigen. Novellen. 3 —
Bechler, Anna: Erzählungen aus der Heimat. 2 —
Becker, Georg: Drei! Erzählungen 2 50
Beer, Theodor: Aus Natur und Kunſt. Geſammelte Feuilletons. kart. 4 80
Beetſchen, Alf.: Jugendeiland. Gedichte. 1 50
Behniſch, Anna: Blutstropfen. Novellen und Skizzen. 2 50
Behrbohm, Johs.: Gedichte. 1 50
Bennert, J. E.: Der Mönch von St. Blaſien. Roman. 2 50
Berge, Eliſab. v.: Heinrich von Kleiſt. Trauerſpiel. 2 —
Berger, Wilh.: Vom Markt des Lebens. Novellen. 3. Aufl. 3 —
Bernard, Jean: Seine Hoheit. Eine Hofgeſchichte. 3 —
Bernhard, Marie: Das Teufelchen. Roman. 4 —
— Ein Gottesmann. Roman. 2 Bände. 8 —
— Heimatluft. Erzählung. Illuſtriert. 2 —
— Das Corpus delicti. Erzählung. 3 —
— Verkauft und verloren. Roman. 4 —
— In Treue feſt. Roman. 4 —
— Die Kinder. Novelle. 3 —
— Schule des Lebens. Roman. 2 Bände. 8 —
— Im Strom des Zeit. (Eine unverſtandene Frau.) Roman. 2 Bände. 8 —

Berthof, Max v.: Eine heroiſche Kur und andere Novellen. 2 —

Beſſer, Anna: Magdalena und andere Erzählungen. 2 —

Beſſer, Herm.: Zur Hamletfrage. Verſuch einer Erklärung des Stücks. 1 —

Beſſell, Adolf: Der Kuß. — Die Waldkapelle. — Unaſten. Drei Dichtungen. 2 —

Bethuſy-Hue, V. Gräfin (Mor. v. Reichenbach): Glückimwald. Roman. 4 —

— Sternenklar und andere Novellen. 3 —

Bettelheim, J.: Elena. Roman a. d. bukareſter Geſellſchaft. 1 —

Biedermann, B. v.: Erzählungen. I. Schach dem König. 2 —

Biehler-Buchenſee, M. v.: Lebensklänge. Gedichte. 1 50

Biendl, Hans: Licht und Schatten. Erzählungen. 1 50

Bienenſtein, Karl: Aus tiefſtem Herzen. Gedichte. 1 50

Billing, A.: Alpenroſen. Gedichte 4 —

Binder-Krieglſtein, C.: Geſchichten zum Nachdenken. 3 —

Binder, Hch.: Gedichte. 2 —

Binegg, J.: Frühlingsſtürme. Roman. 3 —

Birk, Suſi Soph.: Liederſtrauß. 2 Aufl. 2 —

Birnbacher, Andrea Maria: Aus dem Sanatorium. Erzählung. 2 —

Birnbaum, Georg: Idealund Wirklichkeit. Dramatiſches Gedicht. 2 50

— Walther Kruſe. Vom Traum zum Glück. Ein lyr.-ep. Gedicht. 1 50

— Erwachen. Drama. 1 —

— Komödiantenſpiel. Luſtſpiel. 1 50

Biſchoff, Otto A. v.: Der Liebe Schranken. 2 Erzählungen. 2 50

Blank, Matthias: Am Hochzeitsmorgen. Familienereignis in 3 Zeiten. 1 50

Blankenfels, E.: Stille ſein iſt Alles. Erzählung. 2 —

Bley, Fritz: Circe. Roman. 5 —

— Die Schweſtern von Mbnſini. Roman. 2 50

Bliß, Paul: Gerettet! Roman. Neue Ausgabe. 3 —

Blumenthal, Oskar: Der ſchwarze Schleier. Schauſpiel. 2 —

Bobertag, Bianca (Vict. Valentin): Mit allen Waffen. Roman in 3 Büchern. 3 Bände. 2. Aufl. 8 —

— Die Hochzeit v. Ellersbrunn u. andere Novellen. 3 —

— Der Sprung auf die Klippe. Roman. 3 —

Bock, Anna: Selam. Ein Novellenſtrauß. 4 —

Boehringer, Herm.: Sacrartis. Eine Liebesphantaſie an die Kunſt. 2 —

Boelitz, Mart.: Lieder des Lebens. 2 —

Boethke, Carl A.: Steinort. Dichtungen. 3 —

Boetius, A.: Die unbegrenzten Möglichkeiten organiſierter Volkswirtſchaft. 2 50

Böhme, Emil: Das Geheimnis des Orgelbauers. Hiſtoriſcher Roman. 3 —

Böhmer, Emma: Sehnſucht. Roman. 3 —

Bohrmann, M.: In der Steppe. Kulturbilder a. Rußland. 3 —

Bolhagen, Lolly: Aus der Sommerfriſche. Erzählung. 2 —

Bolze, E. G.: Melancholien und Strahlenflammen. Gedichte. 1 50

Borimann, Karl: Erlogenes und Erlebtes. Realiſtiſche Skizzen. 1 —

Borkman, Gerh.: Verſpielt. Novellen. 2 —

Bottermund, W. Dr. med.: Das hyſteriſche Weib in Familie und Geſellſchaft. 12. Aufl. — 75

Bourg, Phil.: Papſt und Fürſt. Drama. 2 —

Brand-Brabély, S. (Stephanie Gräfin Wurmbrand): Betrachtungen. 5. Aufl. 2 —

— Geſammeltes. 2. Aufl. 2 —

Brandt, Ernſt: Eine lyriſche Geſchichte. 2 —

Braun, Val.: Narkoſe. Erzählung aus dem Leben einer Frau. 1 50

Braungart, R.: Übergänge. Lieder. 1 50

Brée, M.: Wo die letzten Häuſer ſtehen. Eine Geſchichte vom Alltag. 3 —

Breitner, Anton: Litteraturbilder der Gegenwart. I. Bändchen: Hamerling von Dr. M. Rabenlechner. 2 —

Brinkmann, Ludw.: Die letzten Vandalen. Roman eines Korpsſtudenten. 2 —

Brochet, Jos. J.: Ein moderner Don Juan. Roman. 2. Aufl. 3 —

Brociner, Marco: Rauschgold. 3 —

— Junge Liebe. 3 —

Brun-Barnow: Moorland. Roman. 2 50

— Lutz, der Sünder. Roman. 2 50

— Ein Frauenherz. Roman. 2 —

— Im Kampf mit Idealen. Roman. 2 50

Bruneck, Ferd.: Rumänische Volksmärchen. 2 —

Buchhorn, Jos.: Fragmente für den Pöbel. Ein Musenalmanach auf das Jahr 1898. 2 —

— Modern. Familiendrama. 1 —

Bülow, H. v.: Deutschlands Kolonien und Kolonialkriege. 2. Aufl. Mit Karten. 4 —

Bulthaupt, Heinrich: Vier Novellen. 3 —

Bunge, Rud.: Heimat und Fremde. Gedichte. 4. Aufl. Geb. mit Goldschnitt. 6 —

Bürgin, C. A.: Gedanken. Dichtungen. 1 50

— Mädchengestalten. Dichtungen. 1 50

— Draga, Serbiens unglückliche Königin. — 50

Busson, Paul: Gedichte. 2 —

Busch, A.: Verwaist. Roman. 1 50

— Die Mitgift. Roman. 1 50

Cabanis, George Paul Sylvester: Frau Ute. Schauspiel. 1 50

Caritas: Album von Original-Beiträgen Dresdner Dichter und Schriftsteller. Hrsg. v. Stiftungs-Vorstande der „Deutschen Heilstätte zu Loschwitz" durch den Vors. Friedr. v. Criegern. Unter künstler. Mitwirkung v. A. Diethe, L. Friedrich, C. Graff, C. Gurlitt, F. Pauwels 2c. 2. Aufl. In Prachtband m. Goldschnitt. 15 —

Cassirer, Paul: Fritz Rainer, der Maler. Studie in 4 Akten. 1 50

Castilla: Mehr Pulver. Eine Erzählung aus der österr. Gesellschaft. 2 50

Cherbuliez, Vict.: Der Roman einer ehrbaren Frau. Berechtigte Übersetzung. 3 —

Ciccolini, Sophia Marquise A.: Die Tief-Einatmung, ihre Anwendungsmethode zur Förderung der

Geſangskunſt, ſowie zur Heilung verſchiedener Krankheiten, insbeſondere der Schwindſucht. 1 60

Conrad-Ramlo, Marie: Helldunkel. Novellen u. Skizzen. 2 —

Conſentius, R. O.: Gedichte. 2. Aufl. 2 —

Cop Marlet, Mara (Marie Edle v. Berks): Vom Pariſer Macadam. Novellen und Skizzen. 2 50

Coppée, François: Flüchtige Erzählungen. Berechtigte Ueberſetzung von Emil Burger. 3 —

— Henriette. Pariſer Roman. 1 50

Cordes, O.: Künſtler-Novellen. 2 —

Corsway, Hugh: Julian Loraine's Teſtament. Roman. Aus dem Engl. von F. Siemers v. Oſtermann. 2 —

Cowdrey, Rob. H.: Millionär und Vagabund. Sozialer Roman. Autoriſierte Ausgabe. 3 —

Criegern, Friedrich von: Ein Kreuzzug nach Stambul. Studien und Erlebniſſe auf einer Reiſe im Dienſte des roten Kreuzes. broſch. 8 —

Croon-Mayer, Emma: Kinderbilder. 2. Aufl. 2 50

— Johannes von St. Gallen. Ein Pilgerlied. 2 —

Czebeczauer, Edith Olga: aut nihil. Erzählung. 2 —

Dabei, Graf A.: Roſen und Dornen. Roman. 1 50

Dageför, Julius: Gedichte. 2 —

Dahm, Paula: Gedichte. 2 —

Daumas, M. R.: Was die Schwalbe ſang. Erzählung. 1 —

Dauthendey, Max: Joſa Gerth. Roman. 2 —

Delicz, Iwan: Sarmatenliebe. Ruſſiſche Novellen. 2 —

Demmin, Aug.: Spaniſches Blut. Roman aus der Gegenwart. 5 —

Deninger, Dr. A.: Die Araberin Spanien. Fünf Bilder. 1 50

Denk, Walther: Sein Selbſtmord. Das trag. Ende eines Mittelſchülers. 2 —

Deſſauer, Emil: Die Gewalten des Lebens. Erzählung. 1 50

Diederichſen, Annie: Gladiolen. Gedichte. 1 50

Dies irae. Eine Viſion. 2. Aufl. 1 —

Dill, Liesbeth: Lo's Ehe. Roman. 3 50

Dincklage, C. v.: Die Erbtochter und andere Novellen. 3 50

Dincklage, E. v.: Letzte Novellen. 3 —

Dix, Anna: Im Sonnenglanz. Gedichte. 2 —
— Pſyche. Geſchichten und Skizzen. 2 —
Dodd: Lola. Novelle. 2 —
— Frauen. Novellen. 3 —
Döhler, Herm.: Walburga. Sang v. Mittelrhein. 2 —
Dohſe, Dr. Rich.: Aus ſtillen Stunden. Gedichte. 1 —
Dörmann, Felix: Gelächter. Gedichte. 2. Aufl. 2 —
Dornau, C. v.: Hohe Schule. Roman. 3 —
Dorſay, A. H.: Das Herrenhaus zu Woodreve. Roman. Aus d. Engl. 3 Bände. 5 —
Drachmann, Holger: Es war einmal... Märchenſpiel in 8 Bildern. Deutſch v. Heinr. Zſchalig. 3. Aufl. — 60
— 1001 Nacht. Drama in 2 Aufzügen. Bühnen-Bearbeitung v. Heinr. Zſchalig. 1 —
— Die Leute von Strandoog. Schauſpiel in 3 Aufzügen. Bühnen-Bearbeitung v. Heinr. Zſchalig. 1 —
— Schneefrid. Melodrama in 2 Handlungen. (Nach Snorre's Harald Haarfager-Saga.) Bühnen-Bearbeitung v. Heinr. Zſchalig. — 50
— Schneefrid u. Es war einmal. Zuſammen 1 —
Dresdner Hoftheater, Das — in der Gegenwart. Biographiſch-kritiſche Skizzen der Mitglieder, z. T. in Original-Beiträgen derſelben. I. Ausg. (1888) von Dr. Adolph Kohut. Mit ca. 150 Portr. a. 4 Lichtdrucktafeln. 4 —
— II. Ausgabe (1896) von Ernſt Roeder. Mit 61 Porträts auf 4 Lichtdrucktafeln. 4 —
— III. Ausgabe (1901) von Bodo Wildberg. Mit ca. 110 Porträts auf 10 Tafeln. 4 —
Dreyer, Al.: Auf lichten Höhen. Gedichte. 1 —
Driesmans, Hch.: Judas. Das fünfte Evangelium. 1 50
Driver, Dr. Karl: Ratgeber für Lungenkranke. 2. Aufl. 1 50
Dromery, L.: Der Flüchtling. Pſychologiſche Studie. 2 —
— Die Leute von Gottesland. Roman. — Auf der Heide. Skizze. 1 50
Dumas fils, Alex.: Der Fall Clémenceau. Roman. Einzige autoriſ. Überſetzung von Ludw. Fiſchl. 2. Aufl. 3 —
Dürow, Joachim v.: Aus hartem Holz. Roman. 2 50

Egéd, Erwin v.: Der alte Schimmel und Anderes. Ernste und heitere Skizzen aus dem Militärleben. 2 —

Egidy, Emmy v.: Marie-Elisa. Roman. 3. Aufl. 3 —

— Mensch unter Menschen. Roman. 2. Aufl. 5 —

— Ilse Bleibers. Roman. 2. Aufl. 3 —

— Erschwiegen. Novelle. 2. Aufl. 1 50

Egidy, Moritz v.: Sein Leben und Wirken. Unter Mitwirkung der Familie Egidy und unter Mitarbeiterschaft von A. Mülberger sowie einiger Freunde. (Frau A. Deutsch und G. Herter) hrsg. v. Hch. Driesmans. 2 Bände. 6 —

Ehrenfreund, Edm. O.: Humoristika. 2 —

— Wilde Epheuranken. Gedichte. 2 —

— Verlassene Bühnen. Gedichte. 2 —

Eisenberg, Ludw.: Adolf Sonnenthal. Eine Künstlerlaufbahn als Beitrag zur modernen Burgtheater-Geschichte. Mit einem Vorwort von Ludw. Speidel. 5 —

Eisert, A.: Ein neu Gebot gebe ich Euch! Novellen und Skizzen. 2 —

— Mit der Nordseelinie. Seebad-Nachdenkliches. 2 —

Ekensteen, M. v.: Im Menschenbrodem. Novellen und Skizzen. 1 —

Elbe, A. v. d.: Graf Floris. Histor. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. 6 —

— Die Junker von Luzern. Histor. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. 5 —

— Souverain. Histor. Roman. 3. Aufl. 3 —

— Frau Leonies Geheimnis. Roman. 3 50

Elbertzhagen, E.: Schlagschatten. Novellen. 2 —

El Nectar: Ein belauschtes Gespräch. Originalroman a. d. französ. Familienleben. 4 —

— Seine Mutter. Roman. 4 —

Elsborn, M.: Feindliche Autoritäten. Roman. 3 —

— Eine aus der Gesellschaft. Roman. 2 Bände. 7 —

— Fräulein Tonerl's Leibarzt. Roman. 3 —

— Verheiratet. Roman. 3 —

Enderling, Paul: Tolle Novellen. 1 50

Engel, Alexander: Hochzeitsreisen. Stille Geschichten. 2 —

Engel, Alexander: Das Recht auf Thorheit. Geschichten einer Schellenkappe. 2 —
— Buch der Eva. Aphorismen. 2 —
Engel, Tassilo Hans: Sinnesmenschen. Roman. 2 50
— Cirkus San Felice. Roman. 2 50
Engelhardt, Egon.: Der Wille zum Guten. Schauspiel. 1 50
Engelhardt, O.: Licht und Leben. Gedichte u. s. w. 2 —
Epstein, Max: Else. Ein Liederreigen. 1 50
Epstein, Moritz: Erzählungen und Augenblicksbilder. 2 50
Erfurth, Rich.: Auf buntbewegten Gassen. Novellen und Bilder. 1 50
Erichsen, E.: Verborgene Schuld. Novellen. 2 —
Erlin, Hedw. (Hedw. Schmeckebier): Kinderseelen. Skizzen. 1 —
Ewert, Ernst: Naja's Seele. Novelle. 1 —
Falckenberg, Otto: Modellstudien. 1 —
Feilmann, Johanna: Sturm und Stille. Novellen. 3 —
Fels, R. v.: Ein äußerstes Mittel. Roman. 3 —
— Agramer Schreckenstage. (Jour Fixe. — Die Resignierten. — Haus Heiling.) Novellen a. d. Gegenwart. 3 —
— Und doch — abergläubisch! Roman. 2 —
Ferry: Fräulein Oberleutnant und andere Erzählungen. 2 —
— Aus dem Tagebuche des Forstmeisters Brummeisen. 2 —
Findling, Moritz: Aus dem Archive des Lebens. Feuilletons und Skizzen. 2 —
Finckh, Ludw.: Frau, du, du Süße. Gedichte. 2 50
Fischer, Arno: Mikosch und Bliemchen in Dresdens „Alter Stadt". Humoristische Erzählung. 1 —
Fischer, Eugen: Kinder stiller Stunden. Gedichte. 1 50
Fischer, Franz: Wandlungen — Freunde. Zwei Geschichten. 1 50
Fischer, Georg: Aus tiefstem Herzen. Gedichte. 2 50
Fischer-Sallstein, Conr.: Rheinlands-Geschichten. 2. verm. Aufl. 3 —
Flaubert, Gustave: Salammbô. Roman. Übers. von H. Kuhn. 3 —

Flaubert, Gustave: Madame Bovary. Ein Sittenbild aus der Provinz. Uebers. von Jos. Ettlinger. 2. Aufl. 3 —
Flemming, F.: Vier Novellen und Erzählungen. 3 —
— Unser Hans. Erzählung. 3 —
Flürscheim, Mich.: Bausteine. Beiträge zur Sozialreform. 2 —
— Auf friedlichem Wege. 2 —
— Deutschland in 100 Jahren oder die Galoschen des Glücks. Ein soz. Märchen. 1 —
— Der einzige Rettungsweg. 5 —
Fock, Hennie: Gedichte. 2 —
Foedransperg, H. Ritter v.: Vierzig Jahre in der österreich. Armee. 2 Bände. 6 —
Franck, Mathilde: Mitten im Leben. Gedichte. 2 50
Frank, Karl: Seelenwanderungen. Novelletten. 1 50
Frankenberg, Egbert v.: „Der Welt holdester Wahn." Erzählung. 2 —
— Im Widerstreit der Geister. Roman-Cyklus. 2 Bde. à 3 50
Franz, Rich.: Der erste Liebhaber. Lustspiel. 2 —
Fred: Amor und Mars. Novellen aus dem Leben des Offiziers. 2 50
Fried, Alf. Herm.: Friedens-Katechismus. Ein Kompendium der Friedenslehre zur Einführung in die Friedensbewegung. 1 —
Freudt, Therese: Thränen. Gedichte. 1 —
Freund, A.: Licht. Roman. 2 50
Frey, Marie: Der Weg zur Höhe. Erzählungen. 2 50
Frieberger, Gustav: Der letzte Flittertag. Novellen. 2 —
Friedlaender, Regine: Drei Erzählungen. (Gefrorne Thränen. Der Brautkranz. Die arme Marie.) 1 —
Friedländer-Werther, Emma: Aus Liebe. Humoresken und Novellen. 3 —
Friedrich, E.: John Bull und die Buren. Ein Heldengedicht. I. Ausgabe. 2. Aufl. — 50
— John Bull und die Buren. Ein Heldengedicht. II. Ausgabe. — 60
Friedrichs, Herm.: Vor dem Streik. Bühnendichtung. 1 —
— Die Sizilianerin. Bühnendichtung. 2 —

Fromberg, Hedda: Die Schweſtern. Roman. 3 —

Frühauf, Dr. Adalb.: Die Gruppenbank. Verſuch eines ſoz. Umbaues durch genoſſenſchaftl. Selbſthilfe. 3 —

Fuchs, Otto (Talab): Haſchiſch. Erzählungen aus dem modernen Egypten. 2. Aufl. 3 —

— Goerbersdorfer Novellen. 3 —

— Edelfäule. Eine Wiener Ariſtokraten-Komödie. 1 —

Galdos, Perez.: Donna Perfecta. Roman. Aus dem Span. von E. Reichel. Einzig autoriſierte Überſetzung 2. Aufl. 3 —

Gaſtl, Bertha: Lilli. Roman. 2 Bände. 6 —

Gaſtyne, Jules de: Verſcherztes Glück. Roman. 2 —

Gätſchenberger, Stephan: Geld. Zeit- und Sitten-Roman in einem Bande. 4 50

Gehrmann, Benno: Aus der Öde. Dichtungen. 2 50

Geiger, Alb.: Maja. Drama. 1 50

George, Anna: Herbſtblätter. Novellen. 2 —

Gerhard, C.: Gelöſte Diſſonanzen. Novellen. 3 —

Gerhard, Guſt.: Cäcilia. Roman. 5 —

Geſch, Hulda: In alten Zeiten. Märchen. 1 —

— Schneeglöckchen. Gedichte und Erzählungen. 2 —

Geſellſchaft, Die. Halbmonatsſchrift für Kunſt und Kultur. Herausgeber Dr. Arth. Seidl. 17 Jahrgänge. Jedes Heft 64 S. ſtark, mit Porträts in zwangl. Folge. gr. 8°. pro Jahrgang 12 —
einzelne Hefte — 60

Geſſen, Victor: Vielverleumdete. Roman. 2 —

Getſcher, Buda: Roſenzauber. Roman. Illuſtriert. In Prachtausſtattung 6 —

— Lebensrätſel. Novellen. 3 —

Geyger, L.: Menſchen. Roman. 5 —

Gjellerup, Karl: G-dur. Eine Kammermuſik-Novelle. Aus d. Dän. von Wilh. Wolters. 3 —

Gilly, Alfred: Feſſeln. Roman. 2 Bände. 6 —

Giugno, Carl (Juin): Der alte Daniel. Roman. 3 —

Glaſer, Adf.: Das Fräulein von Villecour. Roman. 2 —

Gnade, E.: Die Lebenden rufe ich! 2 —

Gogol, Nic.: Kleinruſſiſche Landedelleute. Der Mantel. Die Mainacht. 1 50
Goerlitzer, H.: Lieder-Kaleidoſkop. 2 —
Goldberg, Julius: Gedichte. 2 50
Goller, Elſa: Gedichte. 1 50
Golm, Rud.: Ein falſches Liebeslied. Novelle. 3 —
— Der alte Adam und die neue Eva. Ein Roman unſerer Uebergangszeit. 3 50
— Bäume, die in den Himmel wachſen. Roman. 3 —
— Das Einmaleins des Lebens. Roman. 3 50
Gonſchorowski, S.: Hoſianna. Bühnendichtung. 2 —
Görg, Thor: Katerfrühling. Gedichte. 2 —
Goßlar, Stephanie v.: Muſcheln am Strande. Gedichte. 1 50
— Göttermoral. Ein Cyclus Gedichte. 1 50
Graben-Hoffmann, Prof. Guſt.: Das Studium des Geſanges nach ſeinen muſikal. Elementen. Eine praktiſche Methode als Grundlage für den Kunſtgeſang ꝛc. — 50
Grabowka, W. Frhr. v.: Feder und Degen. Humor. Erzählungen. 2. Aufl. 2 —
Graf, Franz (G. Biedermaier): Das Weib, die Liebe und dergleichen. Klänge aus der Liederleier des alten G. Biedermaier. Illuſtriert. 1 50
— Kunterbunt fürs Brettl und — Allerlei noch ſonſt dabei. Brettl-Lieder. 1 50
Grasberger, Hans: Ein neues Novellenbuch. 3 —
Graßmannsdorf, E. v.: Tutti Frutti. Novellen. 2 —
Greinz, Rud. Hch.: Wer ſteinigt ſie? Eine Geſchichte armer Leute. 2 —
— Salzburger Spaziergänge. 1 —
— Die tragiſchen Motive in der deutſchen Litteratur ſeit Goethes Tod. 2 80
Greußing, P. R.: Sonnenſchein und Wetterleuchten. Gedichte. 2 —
Gréville, Henri: Alines Zukunft. Roman. 3 —
— Eva. Autoriſ. Ueberſetzung von Rob. Proelß. 3 —
— Truggold. Roman. 2 50

Gréville, Henri: Pariſer Geheimniſſe. Roman. Autoriſ. Ueberſetzung von Ludw. Wechsler. 2. Aufl. 3 —
— Kleopatra. Roman. Autoriſ. Überſetzung von Ludw. Wechsler. 2. Aufl. 3 —
Gribble, J. D. B.: Barrowed plumes. Translations from german poets. 4 —
Grigorowitſch, Dm. W.: Nicht weil du ſchön biſt, biſt Du mir lieb, doch weil ich Dich liebe, ſcheinſt Du mir ſchön. Mit Gen. des Verf. aus dem Ruſſ. übertr. von E. v. Loev. 2 —
Groller, Balduin: Gräfin Aranka. Roman. 2. Aufl. 3 —
— Wie man Weltgeſchichte macht! Roman. 3 50
— Prinz Klotz. Erzählung. 2 Aufl. 2 —
— Junges Blut. Humoresken. 5 —
— Der künſtliche See. Roman. 3 —
— Weltliche Dinge. Neue Humoresken. 5 —
— Zehn Geſchichten. 3 —
— In den Tag hinein. Novellen. 3 —
— Die Doppelnatur. Ein Roman. 3 50
— Die Tochter des Regiments u. andere Novellen. 3 —
— Überſpannt. Roman. 3 —
— Lori Bergmann. Novellen. 3 —
— Unter vier Augen. Kleine Romane. 3 —
— Leichtlebiges Volk. Novellen. 2. Aufl. 3 —
— Vom kleinen Rudi. 2. Aufl. 2 —
— Wenn man jung iſt. Neue Novellen. 3 —
Groſſe, Jul.: Am Walchenſee. Roman. 5 —
— Der Spion. Hiſtor. Roman aus der Geſchichte des heut. Rußland. 2 Bände. 2. Aufl. 6 —
— Das Volkramslied. Ein Sang aus unſeren Tagen. 3. Aufl. 4 —
— Tante Carldore. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. 6 —
Größler, Herm.: Thüringens Sturz. Dram. Dichtung. 3 —
Grünau, Hch.: Exil. Drama aus dem jüd. Leben. 2 —
Guntram, Karl: Viola tricolor u. andere Novellen. 3 —
Gutekunſt, Wilh.: Aus Deutſchlands Werdezeit. Roman. 2 50

Gutekunst, Wilh.: Humdideldei. Lieder. 2 50
H., E. v.: Eine Hochzeitsreise. 1 50
Haan, Otto: Parnaßblüten. Gedichte. 2 —
Hach, Arno: Licht- und Schattenflecke. Geschichten. 1 50
— Launen und Leidenschaften. Skizzen. 1 50
Hader, Marie: Bildung. Studien aus dem Leben. 1 50
Hafner, Jos. u. Osk. Weilhart: Der Frauenkongreß. Lustspiel. 2 —
— Keine Sühne. Schauspiel. 2 —
Hagen, Jhs.: Bunte Blätter aus Holsteins Schweiz. — 75
— Gedichte. 2. Band. 2 —
— Gedichte. 3. Band. 2 —
Hahn, R. Edm.: Im Park zu Rodenstein. Roman in 2 Bänden. 2. Aufl. 3 —
— Ehen werden im Himmel geschlossen. Roman in 3 Büchern. 4 50
— Das Erbfräulein. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. 6 —
— Die Geheimnisse des Waldschlosses. Roman in 2 Bänden aus der Zeit des Wiener Kongresses. 3. Aufl. 3 —
— Die beiden Gräfinnen. Roman in 2 Bdn. 2. Aufl. 3 —
Hahn, Ida: Gedichte. 1 50
Hallupp, Emil: Drei Liebesgeschichten. 1 50
Halm, Margarethe: Frau Holdings Herz. Die Geschichte einer Familie. 2 —
Hamkens: Wente Frese. Roman aus Alt-Husum. 3 50
Hané, Eug.: Träumereien i. Studierstübchen. Gedichte. 1 50
Hansen, C.: Henrik Ette. Roman. 3 50
Hartenstein, Gisa v.: Frau Helene. Roman. 1 50
Hartl-Mitius, P.: Bühnengeschichten. 2 —
Haßlwander, Frdr.: Phantasiestücke. Novellen. 5 —
Hauffe, Rud.: Liebesfrühling. Gedichte. 2 —
Haugwitz, Marie v.: Die Belagerung Wiens. Schauspiel. 2 50
Haven-Othing, Amand: Mit ausgestreckter Zunge. Leckereien und Neckereien. 1 50
Heberlin, Dr. med.: Der habituelle Schwachsinn des Mannes. Zoolog.-soz. Sudie. 2. Aufl. 2 —

Heiberg, Herm.: Vieles um Eine. Roman. 2 Bände. 6 —
Heick, Gust.: Der Schatz. Romant. Erzählung für die reifere Jugend. 2 50
Heigel, Karl v.: Der Maharadschah. Roman. 2 50
— Im Isarthal. Roman. 2 —
Heilbut, Felix: Standpunkte. Satiren und Fabeln. 1 50
Heil, G. F.: Undine. Märchendichtung. 2 50
— Erinna. Drama. 2 —
Heimer, R.: Lieder eines Christlichen. 1 50
Heine, Rich.: Qualm! Studenten-Humoreske. 2 —
Heinrich, Joh. M.: Bruder Fridunand. Roman aus dem 13. Jahrhundert. 5 —
Heitmüller, Ferd.: Das Medeabild. Drama. 1 —
Held, Hugo: Tagebuch eines Abenteurers. 2 —
Helgendorf, Helga v.: Gegen den Strom. — Auf heißem Boden. Novellen. 2 —
Hellmuth, C.: Carriere. Roman. 2 50
Hennes, Ernst: Was bedeutet der Vegetarismus und wie läßt sich derselbe einführen? — 25
Hennig, Rich.: Jugend und Natur. Unmod. Gedichte. 2 —
Henschel, Anna: Echo der Seele. Novellen. 2 —
— Spätsommer. Gedichte. 2 —
— Herbstblätter. Gedichte. 4 —
Her, A. (Agnes Herwarth v. Bittenfeld): Friede. Roman. 3 —
— Illusionen! Roman. 3 —
— Zusammengewürfelt. Roman. 2 —
— Sie muß heiraten. Roman. 2 50
— Sie liebten sich! Roman. 5 —
Herault, Ange v.: Licht und Schatten. Novellen. 3 —
— Eine gute Partie. Roman. 1 50
Herbst, Matth.: Am Karlsbader Sprudel. Erzählungen. 2 50
Hermann, H.: Ich hatte einst ein schönes Vaterland. Novellen. 2 50
Hermann, M.: Drei Pfingsten. Dichtung. 2 —
Hermann, Paul: Eines Grüblers Lieder. 3 —
Herrmann, Otto: Mein Schutzengel. Novelle. 1 50

Herzka, Theodor: Freiland. Ein soziales Zukunftsbild. 10. Aufl. 2 —

Herzog, Caroline: Aus verschwundenen Gassen. Erzählungen. 2 —

— Unsere Müllern. Ernstes und Heiteres aus dem Leben einer alten Postbeamtenfrau. 3 50

Herzl, Theoder: Die Glosse. Lustspiel. 1 —

Herzog, Adf.: Aus der Lebensschule. Roman in 2 Bänden. 5 —

Herzog, Rud.: Komödien des Lebens. 2 50

— Das goldene Zeitalter. Roman. 3 —

— Der Adjutant. Roman. 3 —

Hesse, Aug.: Esther. Roman. 5 —

Hesse, Herm.: Romantische Lieder. 1 25

Hesse, W.: Erstes Schauen. Skizzen. 1 50

Heugel, Carl v.: Lachende Geschichten. 2 50

Hildeck, Leo: Der goldene Käfig u. andere Novellen. 3 —

Hippel, Celeste v.: Novellen. 3 —

Hippel, Karl v.: Der Nixenkönig. Eine Strandgeschichte. 1 —

Hirsch, Ludw.: Aus dem Tagebuche eines letzten Lebensjahres. 2 —

Hoche, Paul: Die Selbstbildung. Eine Sammlung von Aufsätzen für Jedermann. 1 80

Högger, Rob.: Eine Abrechnung. Schauspiel. 1 80

— Um Gold und Ehre. Drama. 1 50

— Felsenburg. Schauspiel. 2. Aufl. 1 50

Hochstetter, S.: Die Verstoßenen. Sozialer Roman. 2 —

Hohenthal, Gräfin Ida: Eine Römerfahrt im Fluge. geb. 1 50

— Drei Märchen. 1 —

Holitscher, Arth.: Leidende Menschen. Novellen. 2 —

Hollstein, Emanuel: Deutsches Eichenlaub. Gedichte. 2 —

Holm, Erik.: Jenseits der Ehe. Novelletten. 1 —

Holmblad, Alexandrine v.: Prof. Sylvan's junge Ehe und andere Novellen. 3 —

Holtermann, A. T.: Emil Werders Schuljahre. Erzählung. 3 50

Holthusen, Ludw.: Erinnerungen eines verflossenen Sommerleutnants. 1 50
— Schelmenlieder. 2 —
Hörmann, Leop.: Biographisch-kritische Beiträge zur österr. Dialektlitteratur. 1 —
— Gut aufg'legt. Neue G'schichten und Gedicht'ln. 1 —
Horn, Flora: Abbazia. Reiseskizzen. 2. Aufl. Illustr. 1 50
Horn, Werner: Pariser Briefe eines stellungslosen Commis. 3 —
Hornburg, Bruno: Die Liebe höret nimmer auf! Erzählung. 1 50
Hoyos, Rud.: Neue Gedichte. 2 50
Hruschka, Ella: Mira. Eine erzähl. Dichtung aus den Meraner Bergen. 2 50
Hübel, Fel.: C-moll. Eine Künstlerlaufbahn. 2. Aufl. 1 50
— Apostel. Schauspiel. 1 —
Hugo, Rich.: Gedichte. 4 —
Hüke, Frida: Frau Fama. Novellen. 4 —
Hutschenreiter, E.: Loki. Erzählung. 1 —
Hyperion: Moderne Streiter. Roman. 4 —
Jacobowski, Ludw.: Werther, der Jude. Roman. 4. Aufl. 3 —
— Aus bewegten Stunden. Gedichte. 2. Aufl. 1 50
— Funken. Neue Dichtungen. 2 —
Jacobson, Herm.: William Shakespeare u. Käthchen Minola. 2 —
— Die Anfänge der Poesie. Grundlegung zu einer realist. Entwicklungsgeschichte der Poesie. 2 50
Jacques, Herm.: Lieder der Decadence. 2. Aufl. 2 —
Jahn, Ernst Rhold.: Zwerchfelltupfer. Lustige Geschichten. 3 —
Janitschek, Maria: Lichthungrige Leute. Novellen. 2 —
Jensen, E.: Nein! Novellen. 2 50
Jensen, Wilh.: Im Zwing und Bann. Roman. 2 Bde. 10 —
Jerusalem, Peter: Erstorbene Schatten. Erzählung. 1 50
— Das Evangelium des Weibes. 1 —
Ilg, Paul: Skizzen und Gedichte. 2 —

Immisch, M.: Aus dem Tagebuche einer Frau. Roman. 2 —
Jobaháza, M.: Carla. Roman. 2 50
Josefini, Josef: Eine Schlacht im Jahre 2002. Erzählung. 2 50
Josephi, Guido: Der Gesellschafts-Ausbau. 3 —
Jüngst, Hugo C.: Seelenakkorde. Neue Gedichte. 2 —
Justinus, Oskar: In der Zehnmillionen-Stadt. Berliner Roman aus dem Ende des 20. Jahrh. 2. Aufl. 1 —
Kaatz, Dr. Hugo: Die Frage der Volksbühnen. 1 —
— Die Weltanschauung Friedrich Nietzsches. 2 Tle. à 2 —
Kachellek, Albert: Lose Blüten. Gedichte. 2 50
Kaden, Wold.: Sonnenbrut. Kopien realist. Bilder aus der neuesten italien. Novellistik. 2. Aufl. 3 —
Kadich, Hch. v.: Aus dem Tagebuche eines Sonntagsjägers. 1 50
Kalidasa: Sakuntala. Ind. Schauspiel, bearbeitet von G. Schmilinsky 1 50
Kallusky, Martha: Schnee und Blüten. Novellen. 3 —
Kandler, Flora: Wogen des Lebens. Zwei Novellen. 2 —
Kapff-Essenther, F. v.: Siegfried. Roman. 4 —
Karlsen, Hans: Marianne Wildenberg. Roman. 4 —
— Die Starken. Roman. 3 50
Karrotom, Ado: Auf den Knieen vor der Natur. Phantasien. 2 —
Karus v. d. Larpe: Die gefangene Ostseewelle! Erzählung. Mit 8 Bildern. 5 —
— Edeldistel und Gentianen. Erzählung aus dem Hochland. 4 —
— „Kreuzspinne". Erzählung. 4 —
— „Die Dachfenster!" Erzählung. 3 —
— Wie die Alten sungen, so zwitschern nicht die Jungen. Erzählung. 5 —
— Ein losgelöstes Blatt. Erzählung. Mit Lichtdruckbildern. 4 —
— Die Nordlandshöhle. Erzählung. M. Lichtdruckbildern. 4 —
— Schnuckchen und der Bub oder Unter Haidekraut und Reben. Roman. 5 —
— Dora. Novelle. Mit Lichtdruckbildern. 4 —

Katſcher, Bertha: Fremdartige Geſchichten. 2 —

Katſcher, Leop.: Frieden! Frieden! Frieden! Zeitgemäße Bemerkungen und Hinweiſe. 1 50

— Bertha von Suttner, die Schwärmerin für Güte. Illuſtriert. 10. Aufl. — 50

Keben, Geo.: Feinde des Reichs. Roman aus dem Süden Deutſchlands. 2 —

Keim, Franz: Münchhauſens letzte Lüge. Luſtſpiel. 2 —

Keller, Heinrich: Ballaſt. Roman. 3 —

Keller, Rich.: Blätter aus meinem Skizzenbuche. Novellen. 1 50

Keller, Sophie v.: Durch fremde Schuld. Roman. 2 50

Kemeny, Franz: Entwurf einer internat. Geſamt-Akademie: Welt-Akademie. 3 —

Kempis, Theobald a: Der Zöllner. Roman. 2 —

Kenner: Freund. Novelle. 3 —

Keyſerlingk, J. v.: Tangenten. Novellen. 2 50

Kielborg, A.: Irdiſches Glück. Roman. 2 25

— Papas Pelz. Erzählung. — 75

Kienningers, Max: Eine Liebe. Gedichte. 1 50

Kieſer, Th.: Der Hirt vom Kyffhäuſer. Eine Volksſage. 1 50

Kinzler, Albert: Cornelius und Virginia. Roman. 2 —

Kirchbach, Wolfg.: Der Weltfahrer. Roman in 3 Büchern. 2. Aufl. 5 —

— Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama. 1 50

— Eginhardt und Emma. Schauſpiel. 1 50

— Jung gefreit! Luſtſpiel. 1 50

— Gordon Paſcha. Ein Zeitdrama. 1 50

— Die letzten Menſchen. Ein Bühnenmärchen. 2 —

Kirſtein, Paul A.: Eine Bekanntſchaft. Roman. 3 50

Kisfaludy, Alex.: Gyula's Liebe. Gedicht. Aus dem Ungar. 2 50

Klane, Max: Aus zwei Welten. Gedichte. 2 50

Klein, Otto: Kleine Teufeleien und Anderes. 2 50

— Laßt Euch erzählen. Geſchichten. 2 50

Klein, Rud.: Das Glück im Verbrechen. Novellen. 2 50

Kleinau, Hedwig: Von Frauenhand — für Frauenhand. Gedichte. 2 —

Klinckowſtroem, A. v.: Die Inſel des Friedens. Roman. 2 Bände. 6 —

— Der Zugvogel. Roman. 5 —

Klob, C. M.: Ernſter Sang u. Schellenklang. Gedichte. 2 —

— Dämmer und Strahlen. Erzählungen. 2 —

Knuſſert, Rud.: Frauengeſtalten. Gedichte. 1 50

Koch, Maidy: Dämmerung. Gedichte. 1 50

Köhler-Haußen, F. E.: Empor. Dichtungen. 1 —

Köhmſtedt, Carl: Feierabendklänge. Gedichte. 1 50

Kohlmünzer, Ernſt: Der Stuhlrichter. Ungar. Volksroman. 2 50

— Die Verfolgten u. andere ungarn. Erzählungen. 2 —

— Der neue Revierförſter. Humoresken. 2 —

Kohut, Dr. Adolph: Gegen den Strom. Geſellſchaftl. Kreuzzüge. 1 —

— Moſes Mendelsſohn und ſeine Familie. 2 —

— Die deutſche Sappho (Anna Luiſe Karſchin). Ihr Leben und Dichten. Ein Litteratur- und Kulturbild aus dem Zeitalter Friedrichs des Großen. 2. Aufl. 2 50

— Ludwig Uhland. Lichtſtrahlen aus ſeinen Werken, nebſt e. biograph. Charakteriſtik u. d. Portr. d. Dichters. Ein Gedenkblatt z. 100jähr. Geburtstage Ludwig Uhlands am 26. April. 1 —

— Friedrich Wieck. Ein Lebens- und Künſtlerbild. Mit zahl. ungedr. Briefen. Mit 1 Stahlſt. u. 2 Muſikbeil. 5 —

— Goldene Worte des deutſchen Kaiſers Friedrich. Ein Vermächtnis für das deutſche Volk. Zuſammengeſtellt und zum erſtenmale ſyſtemat. geordnet. — 75

Kolloden, M.: Helene. Den Tod erkämpft. Zwei Erzählungen. 3 —

Kompert, Paul: Drei Küſſe. Novellen. 2 —

König, Ew. Aug.: Nach uns die Sündflut. Roman. 3 Bände. 7 —

Königsbrun-Schaup: Die Bogumilen. Roman aus Neu-Oeſterreich. 2. Aufl. 4 —

— Unſterblichkeit. Gedicht in einem Aufzug. 1 50

Königsbrun-Schaup: Hundstagszauber. Roman.	3 —
— Tausendlust. Erzählungen.	2 —
— Neue Märchen.	2 —
— Gedichte. 2. Aufl.	2 —
— Das heilige Blau. Eine japanische Liebesgeschichte. Illustriert.	2 —
Koppin, Rich. O.: Zur Kunst empor! Ein Beitrag zum Thema „Kunst und Kultur".	— 50
Koppel-Ellfeld, Frz.: Marguerite. Schauspiel.	2 —
Korach, Berthold: Heiße Lippen. Eine Liebesgeschichte.	3 —
Kötzschke, Johs.: Das erste Werk. Ein Lebensabschnitt.	2 —
— Gedichte.	1 50
Kraus, Eberh.: Germanenblut im Osten. Erzählungen und Skizzen.	2 —
Krause, E. F.: England. Charakteristisches über Land und Leute. 3. Aufl.	3 —
Kreibig, Jos. Clem.: Seelenwanderungen. Psychische Novellen und Legenden.	2 —
Kreowski, Ernst: Von goldner Spindel. Dichtungen.	1 50
Kroff, Frdr.: Leben und Streben. Kleine Erzählungen.	3 —
Krug, Wilh. Walther: Perspektiven.	2 50
Kublin, Siegm.: Weltraum, Erdplanet und Lebewesen. Eine dualistisch-kausale Welterklärung.	3 —
Küchler, Kurt: Ein Tagebuch in Liedern.	1 50
— Der Roman eines Wahnsinnigen.	2 —
Kühling, Friedr.: Blumen am Wege. Gedichte.	2 —
Kullberg, Emil: Sein Verhängnis. Lebensgeschichte eines Einzelnen.	2 50
— Was ist Wahrheit! — Ein Zusammenbruch. Novellen.	2 —
Kunad, Paul: Neue Dichtungen. 4. Sammlung.	1 —
— Aphorismen.	1 50
Kunnersdorf-Schmarda, Karl: Zur Rechten der Königin und andere heitere Soldatengeschichten.	3 —
Kuntze, Edm.: Karl Dorn. Roman.	3 —
Kupffer, Elisar v.: Leben und Lieben. Gedichte.	1 50

Kupka, P. F.: Wiener Papyri. Skizzen aus Jung- und Alt-Aegypten. 4 —

Kuthe, Fr. Wilh.: Schau- und Reimspiele. 1 50

Lacroma, Paul Maria: Dosta von Drontheim. Eine wundersame Geschichte. 3. Aufl. 2 —

— Die Modelltini. Roman. 2. Aufl. 2 —

— Kleeblätter. Novellen-Sammlung. 1. Band. 2. Aufl. 2 —

— Kleeblätter. Novellen-Sammlung. 2. Band. 2 —

— Bagatellen. Skizzen und Studien. 2. Aufl. 2 —

— Formosa. Roman. 2. Aufl. 2 —

— Noli me tangere! Roman. 4 —

Lafontaine's beste Fabeln. Getreu übertragen von Peter Lang. Illustriert. 2 —

Lampadius, Malwina Doris: Libussa. Historischer Roman. 2 —

Land, Hans: Der neue Gott. Roman aus der Gegenwart. 2. Aufl. 3 —

Landau, Rich.: Der Fremdenlegionär. Dichtung. 1 —

Lang, Peter: Katalonische Volkslieder und andere hispan. Früchte. Verdeutschungen. 2 —

Lauzky, Paul: Auf Dionysospfaden. Gedichte. 2 —

— Sophrosyne. Neue Gedichte. 2 —

Larsen, Erich: Entehrende Arbeit. Drama. 2 —

Laufberger, Friederike: Novellen. 3 —

Laurentius, Dr.: Krapotkins Morallehre und deren Beziehungen zu Nietzsche. 2 —

Lazarević, Dr. Laza K.: Schönste Erzählungen. Uebersetzt von Bozidar Schaić-Didolinko. 3 —

Lechner, Hans: Sommernächt'. Drama. 2 —

Lehnert, Georg: Lieder eines Soldaten. 2 —

Lehmann-Haupt, Thereſe: Tre Fontane und andere Erzählungen. 3 —

Lehr, Simon: Soziale Streiflichter. Ein Zeitbild. 2 —

Leist, Arthur: Georgische Dichter. 2. Aufl. Illustr. 2 50

— Armenische Dichter. 1 50

— Das Georgische Volk. Reich illustriert. 5 —

Leneſte, Louiſe: Excelſior. Eine Geſchichte aus den Bergen. 2. Aufl. 1 20
— Führungen. Eine Geſchichte für alte und junge Mädchen. 1 20
Leutrodt, Wilh.: Rauſchmomente. Gedichte. 2 —
— Aus Traum und Wahn. Gedichte. 1 —
Lenz, Leo: Knoſpenfrevel. Drama. 1 50
Lepler, Guſtav: Bilder und Klänge. Dichtungen. 2 —
Leſſing, Theodor: Einſame Geſänge. Gedichte. 4 —
Leſſing-Gedenkbuch: Zum Einſchreiben, mit Zitat aus Leſſings Werken für jeden Tag des Jahres. geb. 3 —
Lichatſcheff, Eliſab.: Gedichte. 1 50
Lienhard, Fritz: Die weiße Frau. 2 —
— Weltrevolution. Tragödie. 2 —
Limé, Ernſt: Meine Hochburg. Gedichte. 3 —
Linde, Otto zur: Fantoccini. 4 —
— Gedichte. Märchen und Skizzen. 3 —
Lindenthal, Hanna: Gedichte. 1 50
Linker, E.: Erlauſchte Mädchengeſpräche. 1 50
Lintner, Ludwig: Wildroſen. Gedichte. 1 50
Lintperg, H. A.: Ein Traum der Freundſchaft. Gedichte. 2 —
Loewen, Emil: Fräulein Li und andere Humoresken. 1 50
Loewenthal, Herm. (Alfr. d'Olzany): Aquarelle aus Oeſterreich. 2. Aufl. 2 —
Lohwag, Ernſt: Uebergangsmenſchen. Drama. 2 —
Lorenz, Alb.: Gedichte. 2 —
Lorenz, Hans: Schüler von St. Laurentius. Roman. 3 —
Lorrow, Frdr.: Das Geſtändnis. Aus den Erinnerungen eines Verteidigers. 1 —
Lothar, Rud.: Ritter, Tod und Teufel. Komödie in 1 Akt. 1 —
— Frauenlob. Ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen. 2 —
— Ein Königsidyll. Luſtſpiel in 3 Aufzügen. 1 50
— Rauſch. Ein Drama in 3 Aufzügen. 2 —
— Cäſar Borgia's Ende. Trauerſpiel. 1 —
— Der verſchleierte König. Ein Bühnenmärchen in 3 Aufzügen. 2. Aufl. 1 —

Lothar, Rud.: Der Wert des Lebens. Ein Mysterium in 1 Vorspiel und 4 Aufzügen. 2 —

Lublinski, S.: Der Imperator. Trauerspiel. 3 50

Lucas, Stanislaus: Ein Dämon. Roman aus d. russ. Nihilistenleben. 3 —

Lüddecke, Friedr.: Plattdütsche Dichtungen. 1 50

Lu-Newall: Aus dem Leben. Erzählung. 1 —

Luther, Anna: Im Banne. Erzählung. 1 80

Mach, Franz: Das Religions- und Weltproblem. Dogmenkritische und naturwissensch.-philosophische Untersuchungen für die denkende Menschheit. Mit einer Selbst-Biographie und dem Bilde des Verfassers. 2 Bände. 20 —

Magnus, Vict.: Der Siegfried des Geistes. Ein neues Menschheitsideal. 4 —

Magos, Hermine: Poste restante! Hum. u. Novellen. 3 —

Malapert-Neufville, Marie Frfr. v.: Aus Nord und Süd. Neun Novellen. 3 —

— Schlichte Geschichten. 2 —

Maunfels: Vorschläge zur Hebung der jetzigen wirtschaftlichen Lage in Deutschland. I. 3 —

Mannheimer, Theodor: In Lust und Leid. Gedichte. 2 —

Mannsberg, Paul: Allerlei Typen. Federzeichnungen nach dem Leben. 2 —

Manteuffel, Ursula Zöge v.: Zur linken Hand. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. 6 —

— Helmuth von Loysen. Roman. 2 Bände. 6 —

— Malergeschichten. Novellen. Illustriert. 4 —

Marcus, Hugo: Das Frühlingsglück. Die Geschichte einer ersten Liebe. 1 50

Mark, Karl: Licht und Schatten. Novellen. 3 —

Maß, Theodor: Hilfs- und Vorbereitungsbücher für die Prüfungen an höheren Lehranstalten. Für Gymnasiasten, Realschüler, Seminaristen, Präparanden 2c. I. Repetitorium der Weltgeschichte. 1 25

— do. do. II. Handbuch der deutschen Litteratur. 3 50

Matthey, Maja: Neue Lieder. 2 —

Maupassant, Guy de: Novelletten. 2 —

Maupaſſant, Guy de: Im Rauſch und Anderes. 2 —
— Die Geſchwiſter Rondoli. 2. Aufl. 2 —
— Zur linken Hand. 2. Aufl. 2 —
— Geſchichte einer Bauernmagd und Anderes. 2 —
Max, Eva Herm.: Um Mitternacht. Dichtungen. 1 —
— Das Buch Eros. Gedichte. 2 50
Max, Jul.: Weihnachten. Bilder aus der Weltgeſchichte des Chriſtentums. 2 —
Max, M.: Frauenhaß. Novelle. 2 —
— Verraten? Eine Hofgeſchichte. 1 —
May, George: Das Modell und andere Novellen. 3 —
— Das Höchſte. Roman. 2 —
Meerheimb, H. v.: Treue. Hiſt. Roman. 2 50
Meingard, R.: Auf Glaubenspfaden. — 75
Meißner, Herm.: Der Inſulaner. Eine Bergſee-Novelle. 2 —
Meißner, Marie: Wie einſt im Mai. Gedichte. — 60
Mengden, Alex. Frhr. v.: Im Wolfsmoor. Roman. 4 —
Menkes, Herm.: Aus Roth-Rußland. Zerſplittert. Novellen. 2 —
— Skizzenbuch eines Einſamen. 1 —
Menn, Magda: Blätter im Winde. Gedichte. Reich illuſtr. 2 50
Menſchen, Drei. Studie von einer Frau. 1 —
Menura, Juſtinus: Fahle Blätter. Novellen. 2 —
Merwin, Peter: Ein Sekundaner Don Juan. Trauerſpiel. 1 50
— Der Tod des ewigen Juden. Dichtung. 1 50
Meſchwitz, Heinrich: Auf ſchmalem Pfade. Roman. 2 50
Mesnil, du: Nebengedanken eines Landarztes. 1 —
Michaelis, Liſelotte: Innenleben. Gedichte. 2 —
Michaelis, Paul: Neues Rittertum. Roman. 3 —
Michaelſen, Alfr.: Atemzüge der Seele. Gedichte. 2 —
Michler, Karl: Dichtungen. 3. Aufl. 1 —
Mikado (C. Edler v. der Planitz): Äh! Äh! Militär-Humoresken. Illuſtriert. 1 —
— Sächſiſches Gaudeamus. Gedicht in ſächſ. Mundart. 1 —
— Wilhelm Tell in der ſächſ. Schweiz. Frei nach Schiller in ſächſ. Mundart. 1 —

Milanis, C.: Licht und Schatten. Novellen. 3 —
Mir, Ali: Eine nicht vollzogene Ehe. Roman. 2 —
Mirot, L. O.: Eva und ihre Töchter. 2 —
Moll, Emil v.: Vier Novellen. 3 —
Möller, Alfr.: Tragödie der Liebe. Bühnendichtung. 2 —
Moltke, Hedw. v.: Theeblätter. Novellen aus dem Reiche der Mitte. 1 50
Monsterberg, E. v.: Gedichte. 1 50
Morgenstern, A.: Aus dem Tagebuch eines Verliebten und Anderes. 1 —
Morgenstern, Gust.: Geschichten von der Straße. Neue Folge. 3 —
— Miza. Ein Reise- und Liebesgesang. 2 —
Mulert, Dr.: Religion — Weltliebe. 2. Aufl. 1 —
— Gottes Welt. Erlösung. Gottes Wort. Gott ist all-einig. — 75
Müller, Ernst: Irrwege des Herzens. Roman. 3 —
Müller-Guttenbrunn, Adam: Frau Dornröschen. Ein Wiener Roman. 3. Aufl. 3 —
— Irma. Schauspiel. 1 —
— Dramaturgische Gänge. 3 —
Münster, Joh. Gg. Graf zu: Brüche für den Weidmann. 2 50
Münter, F.: Im Spiegel. Novellen. 1 50
Murau, Karoline: Wiener Malerinnen. 2 —
Naaff, Ant. Aug.: Aus dem Dornbusch. Gedichte. 2 —
Nagel, Siegfr. Rob.: Drollige Geschichten. 1 70
— Der tote Punkt. Bühnenstück. 1 50
Naumann, H.: Die Nonne von Sevilla. Historische Erzählung. 3 —
Nekrassow, N.: Russische Frauen. Uebersetzt von A. v. Timroth. 1 —
Nestor, Ernst: Eine Marsgeschichte. 1 50
Neubauer, Carl: Gedichte. 2 —
Neubürger, Ludw. Ferd.: Gesammelte Werke. 2 Bde. 5 —
Neudeck: Unsere Zeit. Roman. 4 —
Neumann, Arthur: Lieder des Herzens. 1 50

Neumann-Jödermann, Ernst: Unter Tieren und Menschen. Novellen. 2 —

Neupauer, Dr. Jos. v.: Oesterreich im Jahre 2020. Sozialpolitischer Roman. 4 —

Nicolai, K. E.: Schuldig. Roman. 2 Bände. 6 —

— Aus großer Zeit. Erlebtes und Erdachtes. 2 —

— In Feindes Land. Charakterbild aus dem deutsch-französischen Kriege. 1 —

Niedner, Heinr.: Lose Blätter aus dem Buch des Lebens. Novellen und Skizzen. 1 50

— Wider den Strom. Gedichte. 1 50

Niemann, Aug.: Hochgebirge und Ozean. Roman. 2 Bände. 8 —

— Nur ein Weib. Roman. 3 —

— Der Agitator. Roman. 2 Bände. 6 —

— Zwei Frauen. Roman. 4. Aufl. 2 —

— Die Erbinnen. Roman. 2 Bände. 6 —

— Maskenspiel des Lebens. Roman. 2 Bände. 8 —

— Amors Bekenntnisse. Ehestandsgeschichten. 3 —

— Bei Hofe. Roman. 2. Aufl. 5 —

— Katharina. Roman. 3. Aufl. 3 —

— Die Erziehung des Menschengeschlechts. Philosophische Betrachtungen. 5 —

Nier, Frieda: Je länger, je lieber. Roman. 3 —

Nitsch, Harry: Dummheiten. Lachende Märchen. 1 50

Norden, J.: Dramatische Dichtungen. 1.—3. Band. à 2 —

— Die Silberhochzeit. Komödie. 1 50

Nordermann, Hermann: Fastnachtsfreuden oder die Stiefzwillinge. Der Komödie „Johannisfeuer" von Herm. Sudermann II. Teil. Ein litterarisch-ästhetisch-dramatisch-moralisch-realistisch-analitisch-parodistisch-satir. Katzenjammer in 1 Akte. 4. Aufl. — 75

Nossig, Alf.: Göttliche Liebe. Drama in 3 Aufzügen. 2 —

O. F. J. A.: Zweipoliges Erdenleben. Betrachtungen über den Lebenslauf unseres Planeten, sowie über Urheimat, Ausbreitung und Ende seiner Bewohner. — 75

Olivar, M.: Menschenleid und Menschenfreud. Erzählungen aus Carmen Sylvas Königreich. 2. Aufl. 3 —

Oppermann, O.: Gedichte. 2 —
— Neue Gedichte. 2 —
Orleth, Käthe: Gedichte und eine Skizze. 1 —
Orlow, R. M.: Nackte Wahrheit. Novellen. 2 50
Orsini-Rosenberg, Lothar Graf: Der neue Hofmeister. Roman. 3 —
— Ein Nachkomme Gottfrieds von Bouillon. Humoreske aus dem österr. Kavallerieleben. 2 —
Ortmann, Rhold.: Der Afrikareisende. Roman. 3. Aufl. 3 —
— Moderne Römer. Roman. 2 Bände. 7 —
Osten, Herbert: Ein Opfer der Liebe. Erzählung. 2 —
Otto, Ludw. Ernst: Rosa Violetta. E. hum.-trag. Erzählung. 2 50
Ouckama, Gerhard: Outsider. Novellen. 2 50
Ouida: Die neue Priesterschaft. Uebers. v. M. Quidde. 1 —
Overbeck, Alfr. Freiherr von: Honigtropfen. Skizzen. 1 —
— Hauch der Stille. — 75
Palten, Hugo v. d.: Kunst und Proletariat. 1 —
— Malerei der Alten im Gesichtswinkel der Modernen. 6 —
Pappritz, A.: Ein Enterbter. Roman. 4 —
Pasqué, Ernst: Mary und Marietta. Eine Novelle v. Luganer See. 2. Aufl. 1 50
— Musikanten-Geschichten. 2. Aufl. 3 —
Passarge, L.: Aus fünfzig Jahren. Gedichte. 4 —
Paul, Johs.: Lucie. Dichtung. 2 —
Pause, Dr.: Die Naturgeschichte des Diphtheritis-Pilzes und des ihm verwandten Scharlach-Pilzes. Ein Wegweiser zu e. rationellen Prophylaxe und Behandlung der Diphtheritis. Mit 3 Tab., einer Elbthalkarte 1 Curventaf. und 4 Taf. Zeichnungen. 2 80
Pfliegl, Ant.: Das Treuringlein. Dichtung. 2 —
Pearson, Edw. Stanh.: Translations from the german poets. 5 —
Peschkau, Emil: Herr und Frau Pieps. Hum. 2. Aufl. 3 —
Phil, H.: Ellen Troutwood. Eine Erzählung. 2 —
Pilz, Traug.: Glück im Vorübergehen und andere Novellen. 1 50

Plandt, Ernst: Lieder und Idyllen. 1 50

Plays: German classical. Translated into English by Edw. Stanh. Pearson. Nr. 1—11. à 1 —

Goethe, Joh. Wolfg. v.: Egmont. (7.)
— Götz of Berlichingen. (8.)
Schiller, Friedr. v.: Don Carlos, infante of Span. A dramatic poem. (6.)
— The maid of Orleans. A romantic tragedy. (4.)
— The robbers. (9.)
— Mary Stuart. A tragedy. (5.)
— Wilhelm Tell. (1.) 2. Aufl.
— Wallenstein. 2 Tle. 1. Wallenstein's camp. The Piccolomini. (2.) 2. Wallenstein's death. (3.)
— Cabale und Liebe. A middle class tragedy in 5 acts.
— The conspiracy of Fiesco at Genoa. A republican tragedy in 5 acts.

Plöhn, Rob.: Moderne Märtyrer. Erzählungen. 2 —

— Ein Liebeshandel. Roman. 2 50

Pobedonoszew's, K. P.: Sammlung Moskowitischer Studien über das politische und geistige Leben der Gegenwart mit Bezug auf Rußland. Neue deutsche Uebers. nach der 4. Ausgabe. Herausgegeben von C. E. Wohlbrück. 4 —

Pohlidal, H.: Psyche. Sensitive Novellen. 2 —

Polenz, Wilh. v.: Die Unschuld und andere Federzeichnungen. 2. Aufl. 2 —

— Andreas Bockholdt. Tragödie in 4 Akten. 2 —

— Heinrich von Kleist. Trauerspiel. 1 50

Polko, Elise: „Ihre Füßchen" und Anderes. 2. Aufl. von Verwehte u. frische Spuren. Geschichten u. Bilder. 3 —

Popper, W.: Nieten. Novellen. 2 50

— Fratres sumus. Novellen. 2 —

— Sonderlinge. Novelletten. 3 —

— Die Fahne hoch! Ein Buch für Knaben. cart. 1 20
geb. 2 —

— Miniaturen. Novelletten. 3 —

— Gegen den Strom. Novellen. 2 50

Popper, W.: Märchen. Geschichten für große und kleine Kinder. Illustriert. geb. 3 —

— Altmodische Leute. Novelletten und Skizzen. 3 —

— Neue Märchen und Geschichten. Illustriert. geb. 3 —

Pötting, Hedw. Gräfin: Martha's Tagebuch. Nach dem Roman „Die Waffen nieder!" von B. v. Suttner für die reifere Jugend. Illustriert. geb. 4 —

Predigten außerhalb der Kirche. Von der Verfasserin von „John Halifax" 2c. Uebers. von v. B. 2 50

Preindlsberger-Mrazovic, Milena: Bosnisches Skizzenbuch. Landschafts- u. Kulturbilder aus Bosnien u. d. Herzegowina. Reich illustr. v. Ludw. Hans Fischer. 6 —

Presber, Rud.: Poveretto und andere Novellen. 3 —

Presler-Flohr, Johanna: Gedichte. 2 50

Preysing, Warm. Graf: Lieder. 1 50

Priester, Oscar: „Lie". Ein Lenzestraum vom Rhein. 1 —

Primer, Fred. W.: Die Grenze. Roman aus d. amerikan. Gesellschaft. 3 —

— Aaron. Amerikan. Sitten-Roman. 2 —

— Der Pulsschlag einer Großstadt. Roman. 2 —

Prinz v. Buchau, Heinr. Frhr.: Rothkäppchen. Erzählung. 2 —

Prittwitz, Hedw. v.: Humoresken. 1 50

Promber, Otto: Was wir Männer von den Frauen sagen. Aussprüche von Denkern und Dichtern. 1 50

Puchner, Rud.: Anna Ruland. Roman. 5 —

Püringer, Aug.: Gedichte. 3 —

Puttlitz, Marie zu: Bunte Blätter. Gedichte. 2 —

Püttner, Jane: Italienisches Novellenbuch. 3 —

Pütz, E. H. v.: Herbstliches Laub. Nov. 1 50

Quedenfeldt, Gust.: Gedichte eines Unmodernen. 1 50

— Künstlerlieben. 1 50

Raaben, Eug.: Venus Anadyomene. Dichtung. 1 50

— Zwischen Gut und Bös. Volksstück. 1 50

Rachè, Paul: Plebejerblut. Mod. Roman. 2. Aufl. 2 —

Radicsevics, Branko: Lyrische Dichtungen. Aus dem Serbischen. 1 50

Radics, P. v.: „Codex austriacus!“ Ein Gedenkbuch für Fürst und Volk in Oesterreich. 3 —
— Fürstinnen des Hauses Habsburg in Ungarn. Zur Millenniums- u. Huldigungsfeier. Mit 10 Abbildgn. 4 —
Rafael, L.: Winterträume. Neue Märchen. 2 —
Rahter, Charlotte: Frau Neptun. Ein poet. Tournier. 4 —
Rapp, Georg: Eisenbahn-, Militär und andere Geschichten.. 2 —
Rebe, E.: Neuer Frühling. Roman. 1 —
Reder, Heinr. v.: Wotans Heer. Eine Märe aus dem Odenwald. 5 —
Reich, Privatdoz. Dr. Emil: Henrik Ibsens Dramen. 20 Vorlesungen. 4. Aufl. 3 —
— Franz Grillparzers Dramen. 15 Vorlesungen. 3 —
Reich, Oskar: Zwanzig Skizzen und Erzählungen. 3 53
— Liebesvariationen. Novellen. 2 —
Reichenbach, Gräfin M. v.: Arndt u. Follen. Roman. 5 —
Reichert, Otto: Der Bürgermeister. Eine Geschichte aus Leipzigs alten Tagen. 2 Bände. 6 —
Reichmann, E.: Gedichte. 2 50
Reichmann, Hans: Rieselrauschen. Gedichte. 1 —
Reif, Hch.: Gedichte. 1 —
Reimerdes, Edgar: Klingende Akkorde. 2 —
Reinberger, Meta: Zerstörtes Leben. Roman. 2 —
Reinfels, Hans v.: Flammen der Liebe. Herzensgeschichten. 2 —
Reiterbriefe, Die. Aus dem Leben eines Kavallerie-Offiziers. 3 —
Rekittke, Hel.: Das Leben gab's. Gedichte. 1 50
Relten, W. v.: Das gnädige Fräulein. Roman. 2 —
Remy, Nahida: Geheime Gewalten. Roman in 2 Bdn. 8 —
Renz, L. O.: Septuor. Sieben Sachen. 4 —
Resée, Alf. de: Seine Rettungsmedaille und andere heitere Geschichten. 1 50
Ressel, Emil: Im Rauschen der Eichen. Deutsche Sturm- und Trutzlieder. 1 70
Ressel, Gust. Andr.: Wiener Vorstadtgeschichten. 3 —
— Arme Narr'n! Neue Wiener Geschichten. 2 —

Revel, Hugo Alph.: Thanatos. Tragödie. 2 50
Richter, Hans: In Fesseln erster Liebe. Roman. 3 —
Richter v. d. Rother: Vom Strom des Lebens. Gedichte. 3 50
Riedel, Armand: Kanlala oder die Salomonen. Epos. 6 —
— Weltminne. Gedichte. 2 —
Rinhardt, K. (Kath. Zitelmann): Im Kampf um die Ueberzeugung. Roman. 3 Bände. 8 —
— Neue Novellen. 2. Aufl. 3 —
Ritter, Herm.: Von der Höhe. Eifeler Erzählungen. 3 —
— Godelind von Reifferscheid. Eine Eifeler Geschichte. 2 —
Robitzsch, Paul: Geriswind. Eine Mär aus Alt-Sachsenland. 1 50
Rodenstein, Max: Gesammelte Gedichte. I. Teil. 2 —
Roellig, P.: Lukardis. Poet. Erzählung aus der Blütezeit der Schlösser Rudelsburg und Saaleck. 1 —
Rohrer, Fritz: Aus Hadlaubs Heim. Gedichte. 2 40
Roland, Asta Maria: Um Liebe. Die Geschichte eines jungen Mädchens. 2 —
Roline, C. A.: Das Ende. Erzählungen u. Geschichten. 3 —
Rollet, J.: Schatten. Ernstes und Heiteres. 1 50
Rom, Thé v.: Kleingeld der Phantasie. 1 50
— Nach zehn Jahren. Ein Akt. — 75
Römer, Alexander: Licht und Finsternis. Roman. 3 —
— Moderne Kultur. Roman. 2. Aufl. 3 —
— Unter dem Purpur. Roman. 2. Aufl. 3 —
Roemhild, Willy: Magyaren. 1. T. 1 —
Roquette, Henri: Cozaiba, die Tochter der Inkas. Tragödie. 2 —
Roquette, Otto: Ueber den Wolken u. andere Novellen. 3. Aufl. 3 —
Rosen, Frz.: Das Forum der Welt. Roman. 5 —
— Die Frau Patronin. Roman. Illustr. v. R. Teichmann. 2 Bände. 6 —
— Neigung und Pflicht. Roman. 3 50
— Der Mönch von St. Blasien. Die Geschichte eines Glaubens. Illustr. von M. E. Pinoff. 4 —
— Svante Ohlsen. Roman. 3 50

Rosen, Frz: Die Kleine. Roman. 3 50
— Geheimnisse. Roman. 3 —
— Letzte Rast. Römische Wandertage. 4 —
— Erloschenes Licht. Roman. 4 —
— Des Mannes Vorrecht. Roman. 3 50
— Jungfrau Königin. Roman. 4 —
— Chronik des Leidens. 2 Erzählungen. 3 —
— Sachsenehre. Histor. Schauspiel. 2 —
Rosenberg, Gustav: Ein Liebestraum. Erzählung. 1 50
Rosner, Karl: Ein Brandstifter und andere Erzählungen. 2 —
Rößler, Jos.: Mancherlei Geschichten nebst dem Lustspiel „Die Komödianten". 2 50
Roth, L.: Lose Blätter. Skizzen. 1 —
Rückblick und Stimmung im Herbst. Gedichte eines Unzufriedenen. 2 —
Rudolph, Georg: Leben und Liebe. Vier Schicksale. 2 50
Rümly, Peter: Die Nonnenmühle. Roman. 5 —
— Die schweren Jahre Preußens. Erzählung. 3 —
Rustaweli, Schota: Der Mann im Tigerfelle. Aus d. Georg. übers. v. Arth. Leist. 3 50
Rylski, Gymn.-Prof. Atf. Ritter v.: Leitfaden für den Unterricht im Volapük. 2. verm. und auf Grundlage d. Beschlüsse d. Volapükisten-Kongresses in München geänderte Auflage. 1 —
Saar, Jul. C.: Jungbronnen. Roman. 2 50
Sacher, Dir. Ed: Die Gesellschaftskunde als Naturwissenschaft. 4 —
Salburg, Edith Gräfin: Ein Frühlingsmärchen. 1 50
Salburg-Falkenstein, Graf Theod.: Buch der Phantasien. Gedichte. 3 —
— Ein Mönch. Epos. 4 —
Saltzen, H. von: Märchen der Liebe. Roman. 1 50
Samarow, Gregor: Unter glattem Spiegel. Roman. 2 Bände. 6 —
Sammet, Rud.: Nach Sonnenwende. Gedichte. 2 50
Sandor, P.: Bei Licht und Lampenschein. Gedichte. 1 50

Sandor, P.: Gedichte. 1 —
Satiricus: Also sprach —? Dichtungen. 2 —
Schäfer, Rudolf: Tragische Novellen. Drei Künstlergeschichten. 2 —
Schapire, Anna: Singende Bilder. 1 50
Scharlau, Willy: Ebbe und Flut. Zwei Schicksale. 3 —
Scheid, Rich.: Madonna. Gedichte. 2 —
Schellander, Irene v.: Tannenbruch. Gedichte. 2 —
Schenk, Luise: Zu Haus. Schleswig-holstein. Novellen. 3 —
— Moderne Romfahrt. 2 —
Schieler, Dr. theol. C.: Dr. Julius Rupp und die freie religiöse Bewegung in der kathol. und evangel. Kirche Deutschlands im 19. Jahrhundert. I. Band. 6 —
Schilling, Herm.: Lotos. Gesungenes und Verklungenes. 1 —
— Silhouetten und Reliefs. Zeitgedichte. 1 —
Schlippenbach, Freiin von: Ich will es sühnen. Roman. 2 50
Schlossar, Rich.: Die beiden Freunde. Dramat. Gedicht. 1 —
Schmidhuber, Erwin: Aus knappen Stunden. Dichtgn. 2 —
Schmidt-Hinrichsen, Jha.: Laßt es die Blumen Euch sagen. Blumensprache. 1 20
Schmidt, Dr. Karl: „Der kleine George." Des großen Amerikaners Meisterwerk „Fortschritt u. Armut" gemeinfaßlich bearbeitet. 1 —
Schmidt, Rud.: Irrende Wandersleute. Erzählungen. 1 —
Schnackenburg, Clara: Ein Christkind. — Auf der Schmittenhöhe und andere Erzählungen. 2 50
Schneider, Franz: Aus der Hölle in den Himmel. Scherzgedicht. Illustriert. 1 —
Schöbel, Agnes: Unser Teufelchen u. andere Novellen. 5 —
Schobert, H.: Kreuzdorn. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. 5 —
Schoof, Wilh.: Seelenkämpfe. Gedichte. 1 50
Schöller, Wilhelm: Der Bauer. Eine Geschichte aus den Kornlanden Bayerns. 2 50
Scholtz u. Hermensdorff, C. v.: Standesvorurteile. Roman. 2 50

Schoenberg, Gustav: Zum Leben verurteilt! Eine Liebesgeschichte. 2 —

Schönberg, J. v.: Das Schlechteste in der Welt oder über den Teufel und das Menschenleid. 2. Aufl. 1 —

Schönfeld, Hans: Erlauschtes u. Erlebtes. Wiener Geschichten und Anderes. 1 50

Schönthan, Paul v.: Edi und Fredi. Episoden aus dem Leben zweier Musterknaben. 3 —

— Wiener Luft. Stimmungen und Geschichten. 2 —

— Welt- und Kleinstadt-Geschichten. 2. Aufl. 3 —

Schorn, H. P.: Gesammelte Gedichte. 2 —

Schreiber, Clara: Eva. Naturalist. Studien einer Idealistin. 3 —

Schrickel, Leonh.: Im Frühlicht. 2 —

Schroth-Ukmar, Albine: Aus des Lebens Wonnezeit. Gedichte. 1 —

Schuback, Emma: Künstlers Erdenwallen. Roman. 2 50

Schubert-Soldern, Victor v.: Die Königin von Paris. Wandlungen. Zwei Novellen. 3 —

— Die Höfe von Paris und Madrid zur Zeit Elisabeths und Don Carlos. 1 50

— Die Borgias und ihre Zeit. 4 —

— Drei Frauengestalten. Novellen. 2 50

— Deutsche und Slaven. Roman. 2 —

— Die Blinde. Versuchung. Zwei Novellen. 2 —

— Bestimmung. Roman. 3 —

Schulpe, Georg v.: Volke v. Bardenfleth. Dichtung aus d. Gesch. d. Stedinger. — 75

— Harfe u. Harnisch. Ein Romanzero aus d. Mittelalter. 2 —

— Perlen aus dem Meere des Lebens. Sprüche zeitgenöss. Dichter. 1 20

Schulz-Euler, Sophie: Die schöne Gritt und andere Novellen. 3 50

Schumann, Dr. med.: Ueber Augenspiegel. Eine krit. Untersuchung für Aerzte und Studierende. — 80

Schuster, Dr.: Die Reformation und der Talmud. Ein Vortrag. — 75

Schuster, Wilh.: Jaromar I., der Fürst v. Rügen. Novelle. 2 —

Seifenſieder, Jak.: Das Mutterherz. Der deutſchen Dichtung ſchönſte Mutterlieder. 2 50

Selow, J.: Nicht ſtandesgemäß, aber menſchlich. Novelle. 1 —

Sema, S.: Sirokko. Zwangloſe Geſchichten. 2. Aufl. 2 50

Shakeſpeare-Geburtstagsbuch. Zum Einſchreiben, mit Zitat aus Shakeſpeare's Werken für jeden Tag des Jahres. geb. 3 —

Sichart, Sophie v.: Paſſionsblumen. Gedichte. 1 —

Sidby: Sommerfäden. 1 50

Siebe, Joſephine: Stille Kämpfer. Roman. 2 —

Siengalewicz, Zeno v.: Donauſluten. Roman. 3 —

Sieß, A. u. A. **Wünn**: Märchen und Lieder. Illuſtr. 2 —

Silveſter, Ewald: Eine ſchlichte Geſchichte. 2 —

Sinoja, S. E. de: Die Marranen. Tragödie. 1 50

— Im Beichtſtuhl. Trauerſpiel. 1 —

Sklaven der Liebe. Entwicklungsgeſchichte eines Mannes unſerer Zeit. Eine Dichtung in Proſa. Von einem Manne. Mit einem muſikaliſchen Vorſpiel. 4 —

Sloboda, Karl: Morgenrot. Ein Gebirgsmärchen. 1 50

Soendermann, Willi: Ahasver, der ewige Jude. Tragödie. 2 —

Söhnſtorff, Alfr.: Im bunten Rock. Novellen aus öſterreichiſch-ungariſchen Garniſonen. 3 —

— Halali und andere Reitergeſchichten aus Oeſterreich-Ungarn. 2 —

Sohra, Arth.: Die Werbung u. andere Geſchichten. 2 —

Solina, Maria: Der Roman einer Träumerin. 4 —

Solloghub, Graf W. A.: Große Welt. Eine Novelle in zwei Tänzen. Aus dem Ruſſ. 2. Aufl. 1 —

Soltau, Hans: Ein Liebesfrühling auf Schloß Moritzburg. Hiſtor. Roman. 2. Aufl. 1 50

Sonnenfels, A.: Ein Thronerbe. Roman. 2 —

— Die Andere. Roman. 2 —

Sosnosky, Theodor v.: Aus der Dreiviertelwelt. Inhalt: Vis à-vis de rien. — Sumpfröschen. 2 —

— Shocking. Keine Geſchichten für die Familie. 2 50

Sparagnapane, Gaudenz: 48 Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdys 48 Liedern ohne Worte nachgedichtet. 2 50

— Feierabend. Gedichte. 2 50

— Kulissenzauber. Schauspiel. 2 —

— Es werde Licht. Schauspiel. 2 —

Spättgen, Doris Freiin von: Glücksspiel. Roman. Illustriert. 2 Bände. 6 —

— Zwischen Unrecht und Recht. Roman. 3 —

— Meteor. Roman. 4 —

— Jone. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. 8 —

Speck, Georges: Snob. Roman. 4 —

Specht, Rich.: Das Gastmahl des Plato. Komödie. 1 —

Sperling, Rud.: Dr. Spätzleins Weihnachtsnüsse. 100 lustige Rätsel. cart. 1 —

Spielberg, Otto: Das Buch vom gerechten Richter. 2 —

— Der rechte Weg ins Leben oder die neue Ethik. 3 —

— Die Wege des Schaffenden. 2 —

Spitzer, Jos.: Erlebtes und Erdachtes. Novellen. 1 —

Stach v. Goltzheim, Ilse von: Wer kann dafür, daß seines Frühlings Lüfte weh'n! Gedichte. 1 —

Staël-Holstein, L. Frfr. v.: Wang-Hgan-Ché. Roman. 2 —

Staneck, M.: Der Burgvogt von Landskron. Dichtung. 2 Bände. 8 —

Stauf v. d. March, Ottokar: Litterarische Studien und Schattenrisse. I. Reihe. Illustriert. 3 —

Stauffenburg, Donat v.: Ohne Kampf kein Sieg. Roman aus dem österreichisch.-ungar. Garnisonsleben. 2. Aufl. 3 —

— Lieutenants Leben und Lieben. Roman aus dem österr.-ungar. Infanterie-Leben. 3 —

— Sein Lied. Roman. 3 50

— Unter dem schwarzgelben Banner. Erzählungen aus dem österr.-ungar. Offiziersleben. 2 —

Steinau, Erwin: Tausendschön. Novellen. 2 —

— Hochsommer. Novellen. 2 50

Steiner, Geo.: Blonde Sünderinnen. Novelletten. 2 —

Steinhauser, Robert: Der Uebermensch. — Lachen! Zwei Wiener Geschichten und ein Zwischenstück: Die eine von den Neunen. 1 —
— Müde Jugend. Einakter-Cyklus. 2 —
Steinitzer, H.: Honos. Roman. 2 —
— Märchen des 19. Jahrhunderts. 2 —
Steller, H. G.: Gedenkblätter. Dichtungen. 2 50
Stern, Maurice Rhold. von: Erster Frühling (ein Sonettenkranz) und andere Gedichte. 1 —
— Dagmar, Lesseps und andere Gedichte. 2 50
— Ausgewählte Gedichte. 4 —
— Die Insel Ahasvers. Ep. Gedicht. 1 50
— Nebensonnen. Neue Gedichte. Mit Illustr. von E. Schlemo u. W. Oertel. 4 50
Sternheim, Carl: Fanale! Gedichte. 1 50
— Judas Ischarioth. Die Tragödie vom Verrat. 2 —
Stoewer, Rud.: Baltische Novellen u. Humoresken. 2 —
Streibel, Karl: Balladen und Romanzen. 3 —
— Die Griechen. Dichtung. 2. Aufl. 3 —
— Getrennt und geeint. Schauspiel. 1 50
Strindberg, Aug.: Legenden. 3 —
— An offener See. Roman. 3. Aufl. 3 —
— Vor höherer Instanz. Zwei Dramen: Advent. Ein Mysterium. — Rausch. Komödie. 3 —
— Gustav Wasa. Schauspiel. 2 —
— Gustav Adolf. Schauspiel. 3 50
— Ostern. Ein Passionsspiel. 2 —
— Nach Damaskus. 2 Teile. 3 50
Strohschneider, Rich.: Irin und Elsa. Erzählung. 1 50
Strubell, Alex.: Ueber Keratitis tuberculosa. Diss. — 60
Strunck, Ferd.: Die Geschichte der armen Lore. Roman. 3 50
— Reste des Menschentums. Zeitbild aus dem Hintergrunde der „Lex Heinze". 2 50
— Säulenheilige. Ein Zeitbild. 4 —
Stubenberg, Mathilde Gräfin: Gedichte. 2 50
Suré, O.: Moderne Frauentreue. Novelle. 2 —

Süren, Agnes: Das Licht iſt geboren. Eine Jahrhundertgeſchichte in ſechs Ausſchnitten. 2 —

— Bei Ring und Ding. Erzählung aus german. Urzeit. 2 50

Suttner, Baronin Bertha von: Die Waffen nieder! Eine Lebensgeſchichte. 33. Aufl. Illuſtriert. 6 —

— Martha's Kinder. Eine Fortſetzung zu „Die Waffen nieder!" Roman. 11. Aufl. 5 —

— Schmetterlinge. Novelletten und Skizzen. 3 —

— Vor dem Gewitter. Roman. 2. Aufl. 4 —

— Einſam und arm. 2 Bände. 2. Aufl. 5 —

— Daniela Dormes. Roman. 2. Aufl. 5 —

— Ein ſchlechter Menſch. Roman. 2. Aufl. 5 —

— La Traviata. Roman. 5 —

— Phantaſien über den „Gotha". Mit Porträt. geb. 5 —

— Es Löwos. Eine Monographie. 2. Aufl. 1 50

— High-life. 3. Aufl. 5 —

— Eva Siebeck. Roman. 3. Aufl. 5 —

— Die Tiefinnerſten. Roman. 5 —

— Trente-et-Quarante. Roman. 5 —

— Hanna. Roman. 5 —

— Die Haager Friedens-Konferenz. Tagebuchblätter. 2. Aufl. 2 —

— An die Kaiſer, Könige und Potentaten. Sep.-Abdruck aus „Die Waffen nieder!" — 20

— Das Maſchinenzeitalter. Zukunftsvorleſungen über unſere Zeit. 3. Aufl. 3 50

— Schach der Qual. Ein Phantaſieſtück. 5. Aufl. 2 —

— Doktor Hellmuts Donnerſtage. 3 —

— Inventarium einer Seele. 3. Aufl. 4 —

— Erzählte Luſtſpiele. Neues aus dem High-life. 3. Aufl. 3 —

— Ein Manuſkript. 3. Aufl. 3 —

— Schriftſteller-Roman. 2. Aufl. 5 —

— Verkettungen. 2. Aufl. 3 —

Suttner, Marie Louiſe von: Wie es Licht geworden! Roman. 3 —

Suttner, A. G. von: Anderl. Roman. 2 Bde. 2. Aufl. 6 —
— Kinder des Kaukasus. Novellen. 3 —
— — Neue Folge. 3 —
— Um jeden Preis. Roman. 5 —
— Eine moderne Ehe. Roman. 5 —
— Daredjan. Mingrelisches Sittenbild. 2. Aufl. 4 —
— Die Tscherkessen. Roman. 5 —
— Ein Dämon. Roman aus der Gegenwart. 5 —
— Nichts Ernsthaftes. Kleine Geschichten. 3 —
— Sie wollen nicht. Zeitroman. 2 Bände. 8 —
— Die Nixe. Roman. 3 50
Swoboda, Heinr.: Des Försters Fritz. Eine Erzählung. 4 —
Sybrand, T.: Moderne Menschen. Skizzen. 1 —
Sydow, Clara von: Alte Gefährten. Novellen. 2. Aufl. 3 —
Sydow, M. v.: Aus dem Buch der Träume. Erzählungen. 4 —
Syrutschek, Jul.: Dorffrieden und Alpenwildnis. Geschichten aus den Tiroler Bergen. 3 50
— Kinder der Sünde. Zwei Geschichten aus den Tiroler Bergen. 3 50
— Der Bachernjäger. Dichtung aus den südsteierischen Bergen. Illustriert. 2 50
Tainach, Wolf von: Die Maikönigin. Roman. 3 —
— Schwarze Kugeln. Hum. Roman. 3 50
Tauber, Siegm.: Strandgut. Roman. 2 —
Telmann, Konr.: Am Kap Martin. Roman. 3 —
— Am ligurischen Meer. Drei Riviera-Geschichten. 3 —
— Im Rebenschatten. Novellen. 3 —
— Weibliche Waffen. Roman. 4. Aufl. 3 —
Teuber, Osk.: Im Kreuzgang. Skizzen und Geschichten aus der Klosterwelt. 2 —
Thoru, Ismay: Das fidele Quartett. Eine Kindergeschichte. Autoris. Uebersetzung a. d. Engl. v. R. Speyer. 2 —
Thula: Im Zaubergarten. Skizzen und Stimmungen. 1 50
Timann, Pauline: Aus Herz und Leben. Gedichte. 1 50
Tiring, Dr. Gustav: Die soziale Frage und das Prinzip der Solidarität. I. Band: Grundlegung. 3 50

Topelius: Ausgewählte Märchen. 2 —

Torresani, Carl Baron: Auf gerettetem Kahn. Roman. 3. Aufl. 4 —

— Mit tausend Masten. Roman. 3. Aufl. 3 —

— Aus der schönen wilden Leutnantszeit. Roman a. d. österr. Kavallerieleben. 2 Bände. 4. Aufl. 6 —

— Der beschleunigte Fall. Roman. 2 Bde. 3. Aufl. 8 —

— Die Zuckerkomtesse. Roman aus der Gesellschaft. 4. Aufl. 4 —

— Oberlicht. Wiener Künstler-Roman. 2. Aufl. 5 —

— Schwarzgelbe Reitergeschichten. 4. Aufl. 4 —

— Ibi Ubi. Ernste u. ausgelassene Soldatengeschichten. 3. Aufl. 4 —

— Aus drei Weltstädten. Novellen. (Jettatore. — Das Letzte. — Weiße Mauern.) 3. Aufl. 5 —

— Die Familie Mikosch. Wiener Sittenbild. 2 —

— Von der Wasser- bis zur Feuertaufe. Werde- und Lehrjahre eines österr. Offiziers. Mit 16 Illustr. 2 Bände. 4. Aufl. 10 —

Tränkner, Hel.: Ueber Tälern und Tiefen. Gedichte. 2 —

Treu, Mila: Alpenstrauß. Festgabe für erwachsene Mädchen. 1 50

Treumann, Jos.: In der Gewalt des Bösen. Roman. 3 —

Treutler, Dr. med.: Die Stickstoffinhalation. Ein Mittel gegen Lungenkrankheit. 1 —

Triebel, Gertr.: Ein Stückchen Alltagsleben. Gedichte. 2 —

Troll-Borostyani, Irma von: Aus der Tiefe. Roman. 2 Bände. 6 —

Trübswasser, Josef: Der Herr Meister. Schauspiel. 2. Aufl. 1 50

— Chryses. Märchendrama. 1 50

Tscheuschner, Karl: Ins Wasser. Novellen. 2 —

Uellenberg, Emil: Zum Strande der Seligen. Dichtung. 2 —

— Mitten im Leben. Gedichte. 2. Aufl. 1 50

Unter Habsburgs Kriegsbanner. Feldzugserlebnisse aus der Feder von Mitkämpfern und Augenzeugen, gesammelt u. hrsg. v. Vize-Kons. Fr. Deitl. 6 Bände. à 1 70

Urbantschitsch, M.: Schneerosen. Gedichte. 1 50

Vanderſee, Leon: Für dich! Ein Liederbuch. 1 50

Valentin, Peter: Der Mond und der Mai oder Don Juan. Dichtung. 4 —

Valera, Juan: Superklug. Roman. Ueberſetzt aus dem Span. v. Rich. Fleiſchner. 3 —

Verga, Giovanni: Sizilianiſche Dorfgeſchichten. Deutſch von Otto Eiſenſchitz. 3 —

Viereck, E.: Gedichte. 1 50

Vierßen, G. W.: Weite Herzen. Roman. 4 —

Villinger, Arnold: Das Buch vom Weſen aller Dinge. 3 —

— Die Erklärung der chemiſchen Vorgänge. 1 —

Vincenti, Carl von: Aus goldenen Wandertagen. Erlebtes und Fabuliertes. 4 —

— Starke Seelen. Novellen. 5 —

Violetta: Liebesträume. Novellen. 1 50

Vitrus, Emil: Kampf! Bekenntniſſe eines Fünfundzwanzigjährigen. 2 —

Vogel, Bertha: Vom Wege des Lebens. Gedichte. 2 50

Voigt, Clara: Lebensſpiegelungen in Vers und Proſa. 3 —

Volkart, M.: Verbotene Liebe. Lieder-Cyklus. 2 —

— Mutter. Lieder-Cyklus. Reich illuſtr. In Prachtband 4 50

— Errungen. Lieder-Cyklus. 1 50

Volker, H.: Manöveradler und andere Militär-Humoresken. 3 —

Vrchlický, Jaroslav: Bar Kochba. Dichtung. Deutſch von Graf V. Boos-Waldeck. 4 —

— Vittoria Colonna. Gedicht. Aus dem Böhm. von Johann Spačil. 1 —

Wachenhuſen, Hans: Die ſchwarze Dame. Roman. 2 Bände. 2. Aufl. 8 —

Waffen nieder, Die! Monatsſchrift zur Förderung der Friedens-Bewegung. Hrsg. von Baronin Bertha v. Suttner. Offizielles Organ des Amtes der Interparlamentar. Konferenzen, des Internat. Friedensbureau in Bern ꝛc. 8 Jahrgänge, bis 1899 erſchienen. à 12 Hefte. gr. 8°.
Viertelj. bar 1 50
einz. Hefte — 75

Wagener, Thereſe: Aus der Raſenzeit. Erzählung für junge Mädchen. 2 —
Wahlheim, E.: Aus freier Wahl. Raman. 2. Aufl. 3 —
— Ihr Wille und andere Novellen. 3 —
Wahlſtröm, Irene: Poetiſches Kaleidoſkop. 3 50
Wald, A.: Wald- und Heide-Novellen. 1 50
Wald, Otto: Das Buch der Großmutter. Eine Erzählung für die Jugend. 1 50
Waldau, Irenäus: Das achte Gebot. Roman. 4 —
Waldburg, Stephanie Gräfin: Erſchautes u. Erdachtes. 3 —
Walden, Chrph.: Novellen und Skizzen. 2 —
Waldheim, C. v.: Das Landhaus am See. Raman. 3 —
Waltershauſen, L. v.: An des Wahnes Faden. Novellen. 3 —
— Traumgeſchichten. 1 50
Wartenegg, Wilh. v.: Schloß Winkſtein. Raman. 3 —
Wauer, Gerh.: Der Entehrte. Schauſpiel. 1 —
— Heinrich IV. von Frankreich. 1 50
— Maiglöckchen. Gedichte. 1 —
Weber, Carl v.: Ehre iſt Zwang genug. Ein Roman aus der Neuzeit. 5 —
Weber, Frz.: Vom Webſtuhl der Zeit. Vier Proſa-Dichtungen aus deutſcher Vergangenheit. 4 —
Weber, Richard: Abſeits und andere Geſchichten. 2 —
Weger, Hermann: Märkiſche Geſchichten. 4 —
Wehren, Elſa v.: Eva. Eine Herzensgeſchichte. 4 —
Weidner, Otta: Waldeinſamkeit. Gedichte. 1 50
Weihrauch, M.: An des Jahrhunderts Neige. Novelle. 2 50
Weil, Jul.: Die goldene Villa. Raman. 3 —
Weimar, A. (Auguſta Götze): Demetrius. Trauerſpiel nach Schillers Entwurf. 2 50
Welten, Osk.: Nicht für Kinder. Ein Novellenbuch. 6. Aufl. 3 —
Weltkongreß und Weltarmee oder der Weltfriede. Ein Verſuch zur Löſung der „ſozialen Frage" vom pſycholog.-prakt. Standpunkte. I. Militarismus. 2. Aufl. 1 —
— II. Abſolute Notwendigkeit einer „Weltzentralſtelle". 2 —
Wenckſtern, Ad. v.: Iſt er etwas? Schauſpiel. 2 50

Wendtland, E.: Drei Novellen. 1 50
Wengraf, Edm.: Armer Leute Kinder. E. Geſellſchaftsbild. 3 —
Werneck, Otto: Die Geſchlechter. — Frau Elly. Novellen. 1 50
Werner, Julie: Ein Frauenherz und andere Novellen. 2 50
Wernicke, Marie: Poeſie und Proſa. 1 —
Weßkalnys, Jurs: Ex est! Schmollis der Ganzen! Novellen. 3 —
Weymann, O.: Ein Kampf ums Glück. Aus den Blättern eines Tagebuchs. 2 —
Wichmann, Frz.: Dichtungen und Gedichte. 5 —
Wiecki, Ernſt v.: Es war einmal. Roman. 2 50
Wildberg, Bodo (H. v. Dickinſon): Höhenluft. Alpen-Novellen und anderes. 2 —
— Alpen-Novellen. 1. Folge. 1 —
— Tödliche Triebe. (Blonder Zauber. Der Sigenſtein. Der unfreie Wille.) 1 —
— Die Sehnſüchtigen. Erzählungen und Skizzen. 2 —
— Helldunkle Lieder. 1 50
Wildgans, Anton: Vom Wege. Gedichte. 1 50
Wilhelm, Paul: Dämmerungen. 3 —
Willner, A. M.: Sphinx Amor. Novellen. 3 —
Wilpert, Rich. v.: Heitere Erzählungen. 2 —
Winderlich, Carl: Krauſer Krimskrams. Märchen und Geſchichten für „große Kinder". 3 —
— Phryne. Ein Lied aus Alt-Hellas. 2 —
Wintern, J.: Wie einſt im Mai. Eine Erzählung. 2 —
Witte, Hermann: Reinheit. Drama. 3 —
Witulski, Ernſt: Um eine Welt. Drama. 2 50
Wodiczka, Vict.: Bellicosus. Roman aus der Geſchichte Oeſterreichs. 2 Bände. 6 —
Wohl, Luiſe: Dramatiſches. 1 50
— Emil Redivivus. 1 —
Wolf-Cirian, Francis: Eintagsfliegen. Novellen und Märchen. 3 —
Wolff-Caſſel, Louis: „Ich". Liebeskunſt. 5. Aufl. 1 —
— Unehrlich. Drama. 1 50

Wollstonecraft, Mary: Eine Verteidigung der Rechte der Frau mit kritischen Bemerkungen über politische und moralische Gegenstände. London 1792. Aus dem Engl. übers. von P. Berthold. 3 50

Wolters, Wilhelm: Indian Summer. Eine Herzensgeschichte. 2 —

— Siebenschön. Roman. 2 50

— Helene Pawlowna. Roman. 4 —

— Mädchen am See. Erzählung. 2 —

— Aus der Rentiersecke. Humoresken in sächsischem Dialekte. 3. Aufl. 1 —

— Geliebt werden. Roman. 5 —

— u. Königsbrun-Schaup, Der Hochzeitstag. Schwank. 1 —

Wothe, Anny: Auf Ruinen. Roman. 4 —

Wrede, Frdr. Fürst: Blaue Novellen. 2 —

Wulffen, Erich: Die Varusschlacht. Komödie. 2 —

— Poeta laureatus. Drama. 1 —

Wundtke, Max: Schicksal. Novellen. 2 —

Wurmb, Alfr. v.: Im Wachen und Träumen. Gedichte. 2 —

Xaver, Franz: Wiener Märchen. 2 50

— Ein Schauspiel. Handlung in 3 Aufzügen. 1 50

— Das Edelreis. Eine Scene. 1 —

York, H. (Heinr. Steiner): Anti. Croccolos Synagoge. Der barmherzige Bruder. Drei Erzählungen. 2 —

Zacharias, Louis: Gedichte. 1 50

Zanthier, M v.: St. Hubertus. — Jürgens in der Sommerfrische. Humoresken. 2 —

Zapp, Arthur: Ein Lieutenant a. D. Roman. 3 —

— Die Französin. Roman. 5 —

— Die Grafen von Buchenau. Roman. 3 —

— Lilien auf dem Felde. Roman. 4 —

— Der Kampf um den Dollar. Roman aus dem modernen amerikanischen Leben. 3 —

— Im Frühling. Roman. 2 50

— Der neue Don Quixote. Roman. 4 —

— Die Frau des Dichters. Roman. 5 —

Zeglin, Frida: Gedichte.	1 —
Zelau, Curt v.: Humoresken und Novellen.	3 —
Zeyer, Julius: Sulamit. Dramatische Dichtung. Aus dem Böhm. von Dr. V. Melichar.	1 50
Zimmer, Wilh.: Sonnenglaube. Skizzen und Verse.	1 50
Zimmermann, Else: Der Tag hat sich geneigt. Gedichte.	1 50
Zippendorf, M. J.: Von Berg und Thal. Gedichte und Erzählungen.	2 —
Zitelmann, Kathar. (K. Rinhart): Wo liegt die Schuld? Roman.	3 —
Zöge, Anna Sibylle: Vendetta. Ein montenegr. Charakterbild.	4 —
Zöllner, H.: Achilleus. Roman.	4 —
Zoellner, Heinrich: Beethoven in Bonn. Ein Sang vom Rhein.	2 —
Zollinger, Dr. Edw.: Schule u. Friedensbestrebungen.	— 50

Unsere Verlagswerke

sind durch jede Buchhandlung zu beziehen, soweit sie nicht vorrätig sind. Wo eine Buchhandlung nicht am Platze ist, wolle man sich an uns direkt wenden. Wir liefern bei Einsendung des Betrages franko.

Von den meisten Werken sind auch elegant gebundene Exemplare vorrätig, deren Preis pro Band 1 Mark höher ist.

E. Pierson's Verlag
Dresden-A. 18.

E. Pierson's Verlag

Inhaber **Richard Lincke**, k. u. k. Hofbuchhändler

Stephanienstr. 69 **Dresden-A.** Stephanienstr. 69.

Zur tadellosen, schnellsten und billigsten Anfertigung von Werken, Zeitungen, Katalogen, Formularen und Cirkularen, Prospekten, sowie aller anderen geschäftlichen und privaten Drucksachen in moderner Ausführung empfehlen wir unsere auf das beste eingerichtete Buch- und Kunstdruckerei mit Broschier-Anstalt. Die kleinsten wie die größten Aufträge werden mit gleicher Sorgfalt ausgeführt. Für Werk- und Zeitungssatz stehen zwei Setzmaschinen zur Verfügung. Kalkulationen, Schrift- und Zierat-Proben etc. werden kostenlos geliefert.

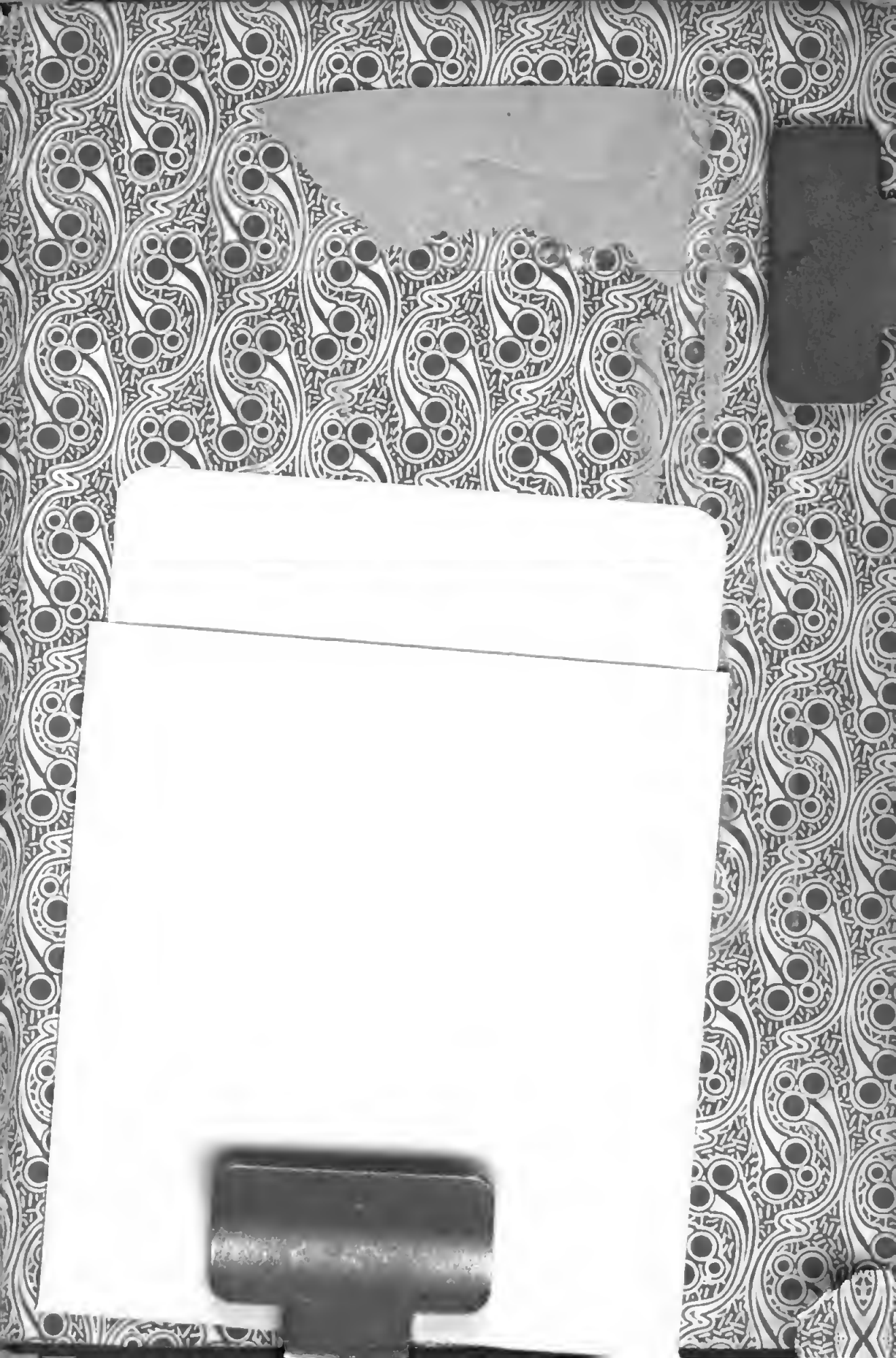
89067109298

b89067109298a

Date Due

JA 17 '67			
FE 19 '7			

Demco 293-5



B89067109298
B89067109298A